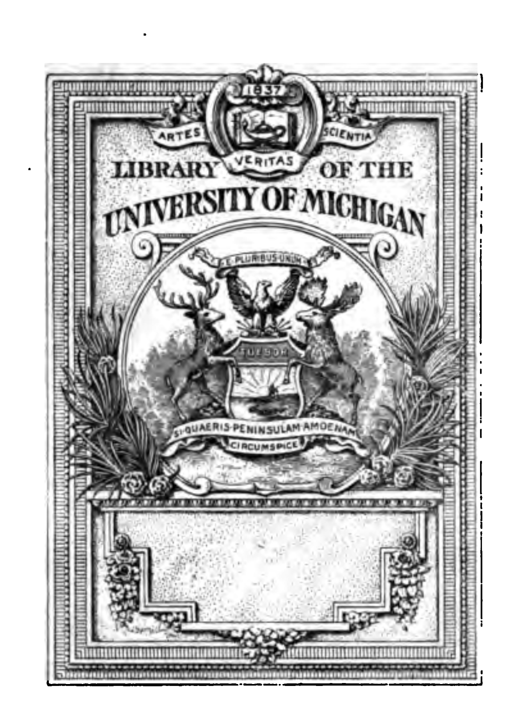
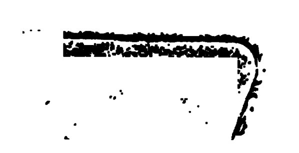
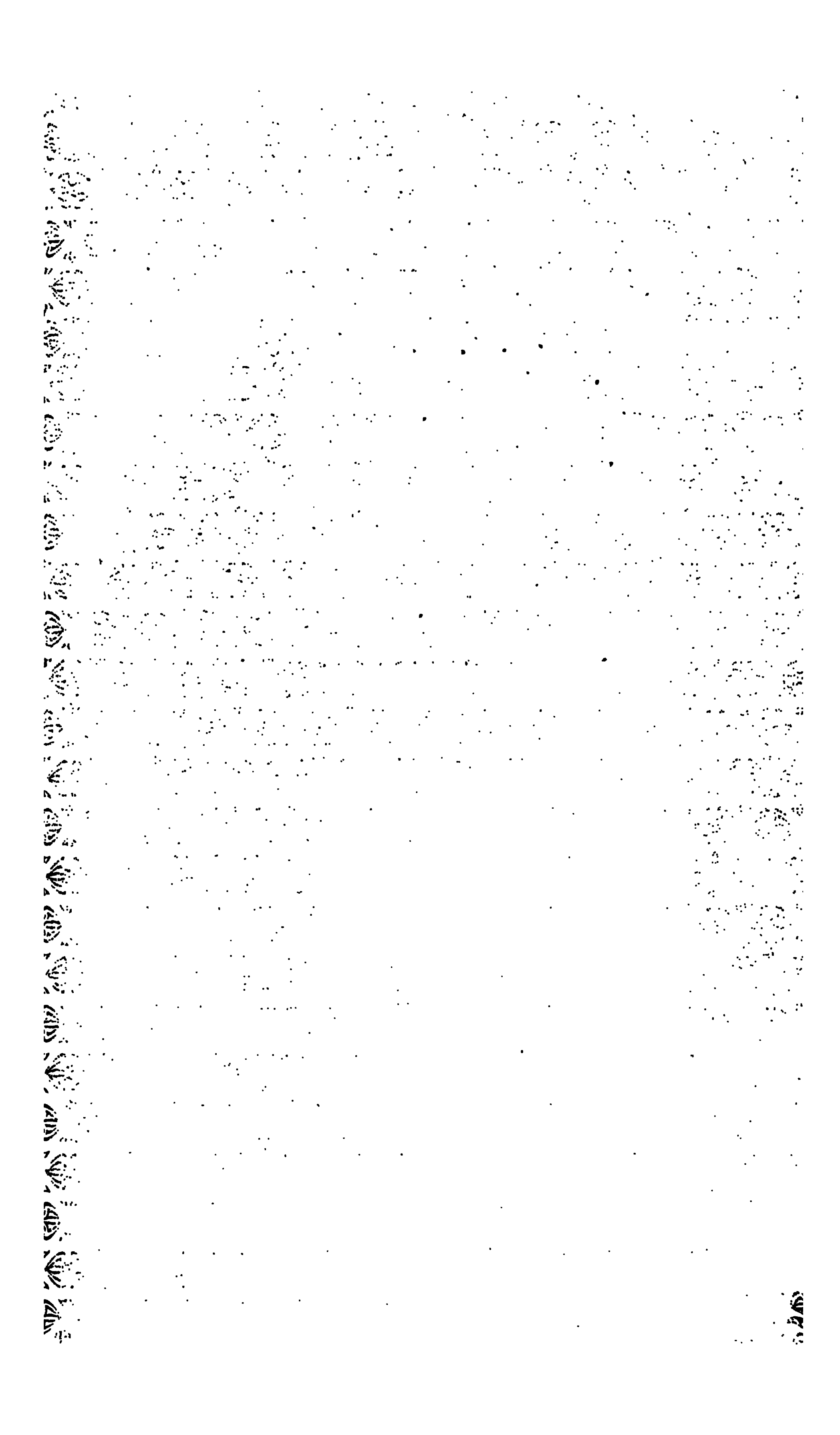

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE





Jean Pauls Jugend

und

erstes Auftreten in der Literatur

Ein Blatt aus der Bildungsgeschichte
des deutschen Geistes im 18. Jahrhundert

von

Dr. **Ferdinand Josef Schneider**



Berlin W
B. Behr's Verlag
1905

Meiner lieben Schwester.

„Unter der Erde ist Schlaf, über der Erde ist Traum, aber zwischen dem Schlaf und Traum seh' ich Lichtaugen wandeln wie Sterne." Jean Paul.

Vorwort.

Ich weiß, was man in der Zeit moderner Literaturessays an meinem Buch zuerst aussetzen wird: den Umfang. Ich würde diesem Vorwurf auch recht geben, wenn meine Arbeit als erster Teil einer Jean Paul-Biographie gedacht wäre; doch verfolgte ich damit einen anderen Zweck. In seiner Jugend wie ja auch sein ganzes späteres Leben hindurch war der Dichter Autodidakt. Besondere Einwirkungen von Erziehern, die wir in ihrer Bedeutung heute nicht mehr einschätzen könnten, fallen für seine ersten Bildungsgänge weg. Mit der größten Sorgfalt hat Richter gerade in der von uns behandelten Epoche seine Lektüre verzeichnet, welche die Grundlage seiner geistigen Entwicklung ausmacht. Er kopierte in seinen „Korrespondenzbüchern" fast jeden Brief, den er in dieser Zeit an andre richtete, verlor aber auch keinen, den man an ihn geschrieben. Wie Heiligtümer bewahrte er seine ersten schriftstellerischen Versuche bis an sein Ende auf. Tagebuchblätter verraten uns seine innersten Gefühle und Empfindungen. Über seine Kindheit und erste Jugend verfaßte er eine Selbstbiographie. Von dem handschriftlichen Material aus diesen Jahren ist wenig abhanden gekommen: es liegt demnach an uns allein, von der Frühzeit Jean Pauls ein ausführliches Bild zu entwerfen, wie wir es kaum von der eines andern unserer bedeutenden Dichter vermögen, da hier die Bedingungen weit ungünstiger sind. Diesen

Versuch habe ich unternommen, ob mit Erfolg, muß ich der Beurteilung anderer überlassen. Eine Spezialuntersuchung ist mein Buch, ein psychologisches, literarhistorisches Experiment.

Ein längerer Aufenthalt in Oberfranken wurde von mir dazu benutzt, alle Erinnerungen zu sammeln, die sich im Volke heute noch an den Dichter knüpfen. Schon daraus ergaben sich manche Aufschlüsse besonders über die Zeitgenossen Jean Pauls. Teils korrigiert, teils vervollständigt wurden meine Ermittlungen durch Nachforschungen, die ich anstellte in den Archiven des Magistrats, der Pfarrei und des Gymnasiums zu Hof, des Magistrats und der Pfarrei zu Schwarzenbach, Helmbrechts, Wunsiedel und Neustadt a. C., der Pfarreien zu Joditz und Töpen. Doch beschränkte ich mich dabei keineswegs auf die Epoche, welche ich für meine Darstellung in Aussicht nahm. Über die Familie Spangenberg, mit welcher der Dichter in so enge Verbindung trat, suchte ich, leider mit geringem Erfolg, wenigstens einiges Neue aus den Akten des Amtsgerichts in Hirschberg zu ermitteln. Mehrere Auszüge, Wernleins Leben und Wirksamkeit betreffend, sandten mir Herr Dekan Lauter, Herr Stadtkirchner Krauß und Herr Stöckel in Münchberg. Erkundigungen in Bayreuth zogen für mich ein Herr Dr. Lederer und Hofrat Falco. Herr Antiquar Seligsberg daselbst ließ mich seine Jean Pauliana einsehen. Eine öffentliche Anfrage im Hofer Anzeiger nach etwaigen noch in Privatbesitz befindlichen Papieren wurde in entgegenkommender Weise auch von einigen andern Blättern übernommen, führte jedoch zu keinem Ergebnis. Indes kam ich dem interessanten Briefwechsel Jean Pauls mit seinem Bruder Gottlieb auf die Spur, welchen ich zunächst freilich nur in den Resten benutzen konnte, die sich im Besitze des H. Apothekers Dr. Schmidt in Wunsiedel befinden, und die mir der Großneffe Jean Pauls H. Reichsmilitärgerichtsrat R. Richter in Berlin freund-

lichst zur Verfügung stellte. Zahlreiche Briefe des Dichters an Friederike Otto, verehl. Wernlein, befanden sich vor etwa 20 Jahren in den Händen ihrer noch lebenden Tochter, wurden aber bei einem großen Brande ein Raub der Flammen. Für gütige Vermittlung danke ich hier H. Kaufmann Raithel in Nürnberg. Was uns in der ersten Gesamtausgabe der Werke Bd. 62, 1 ff. als „Bemerkungen über uns närrische Menschen" mitgeteilt ist, konnte ich jetzt mit ziemlicher Sicherheit nach den handschriftl. Überbleibseln in der „Rollwenzel" bei Bayreuth als Tagebuchblätter aus der Leipziger Zeit feststellen. Andere Funde verzeichnet meine Biographie.

Es ist mir nun nicht möglich, an dieser Stelle allen denen zu danken, die mich durch Mitteilungen zu fördern suchten. Mit Manuskripten und Auskünften unterstützten mich: Die Enkel des Dichters: Herr Oberstleutn. Brix-Förster in München, dem ich für das Interesse, das er meiner Arbeit entgegenbrachte, meinen wärmsten Dank ausspreche, Herr Oberlandesgerichtsrat Hake, Frau Förster-Kallenberg; ferner Familie Friedr. Kallenberg in Bayreuth. Herr Rektor Dr. Hellmuth in Hof legte mir das gesamte Aktenmaterial des dortigen Gymnasiums vor; Auskünfte, die zu Ergebnissen führten, ließen mir zuteil werden in Joditz: Herr Pf. Häffner und H. Lehrer Flügel, in Schwarzenbach Herr Pf. Summa, H. Privatlehrer Richter und Frau Kirchner Hirsch, eine Großnichte der Sophie Ellrodt, u. a. m., in Neustadt a. C. Herr Pf. Bueckle, in Hof H. Stadtkirchner Grein und H. Lehrer Kirsch. Besonders zu erwähnen aber habe ich die mir von H. Pf. L. Reinstädtler in Töpen geleisteten Dienste, der durch sein stilles, aber rühriges Wirken das Andenken Jean Pauls unter seinen Heimatsgenossen wach erhalten hat.

Was den literarhistorischen Teil meines Buches betrifft, so suchte ich überall, wo es nur ging, auf die Handschriften zurückzugehn. Zu diesem Zweck studierte ich den Nachlaß Jean Pauls auf der Kgl. Bibliothek zu

Berlin, das Studienmaterial sowohl wie auch die umfangreichen Briefwechsel. Meiner Wiedergabe der Briefe des Dichters an die Mutter legte ich die im Besitz des Goethe-Schillerarchivs in Weimar befindlichen Originale zugrunde, den Briefwechsel mit Vogel zitiere ich nach den Originalen im Britischen Museum zu London.

Zahlreichen Förderern habe ich in dieser Hinsicht zu danken: Der Verwaltung der Kgl. Bibliothek in Berlin, besonders Herrn Prof. Dr. Stern, Herrn Hofrat Prof. Dr. B. Suphan, H. Dr. Wahle und Dr. Schüddekopf in Weimar, endlich der Direktion des Britischen Museums in London. Wertvolle Ratschläge ließ mir mein hochverehrter Lehrer H. Prof. Dr. Sauer in Prag zukommen, für zahlreiche mir erwiesene Gefälligkeiten danke ich H. Geheimrat Prof. Dr. Erich Schmidt, für Empfehlungen H. Prof. Alois Brandl, H. Bankier Perutz in Teplitz und der Direktion der Dresdner-Bankfiliale in London. Auch Herrn Dr. Hermann Michel, der eine Korrektur mitlas, habe ich am Schlusse noch dankbar zu erwähnen.

Was die Wiedergabe der Texte betrifft, so kann ich im allgemeinen sagen, daß ich bemüht war, bei allen Handschriften, ferner bei Drucken Jean Paulscher Werke auch die alte Orthographie beizubehalten. Bei anderen Schriften habe ich mich zur Verhinderung einer allzugroßen Mannigfaltigkeit einer modernern Schreibweise bedient; einige wenige, die mir entweder gar nicht oder in falschen Ausgaben zugänglich waren (z. B. Iselins Geschichte der Menschheit, 4. Aufl.), mußte ich nach den von Jean Paul veranstalteten Auszügen zitieren. Meiner Besprechung der „Grönländischen Prozesse“ liegt die 1783 erschienene Originalausgabe zugrunde. In der Abkürzung bediene ich mich des kürzeren Titels der Dichtung „Skizzen“ (Sk.). Befindet sich nach einem Zitat im Texte eine bloße Band- und Seitenzahl, so bezieht sich beides auf die bereits im vorigen angeführte Ausgabe des betreffenden Schriftstellers.

Der biographische Teil meines Buches reicht bis zu Richters Flucht von Leipzig (1784); der literarhistorische bis zu seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit (1783). Verhältnismäßig wenig neue Gesichtspunkte konnte ich für die späteren Werke bringen. Doch soll meine nächste Arbeit, an der ich gegenwärtig tätig bin, eine Monographie des „Titan" und eine eingehende Darstellung von Jean Pauls Beziehungen zur Romantik enthalten. Ich denke über die reifen Schöpfungen unseres Dichters heute höher als jeder andere seiner Verehrer, über seine Jugendwerke aber geringer. Dadurch beweise ich nur meine Objektivität. Freilich geschwärmt mit Jean Paul, wie es der literarische Kannegießer Gervinus von dem „besten" Beurteiler desselben verlangt, habe ich immer noch nicht. „Schwärmen" kann man mit einem Scheffel und Baumbach, aber einen Dichter von der Tiefe und Tragik Jean Pauls kann man nur erleben.

Eine kurze Spanne Zeit trennt uns vom 14. November. Noch fühlen nur wenige, was dieser für sie bedeutet. Aber allen denen, welche die Urgewalt Jean Paulscher Poesie in stillen und einsamen Stunden des Lebens an sich empfunden haben, mögen an Richters 80. Todestag auch diese Blätter, Blätter einer pietätvollen Erinnerung sein.

Berlin—Teplitz-Schönau, im Herbst 1905.

Der Verfasser.

Verzeichnis der Abkürzungen.

W. = J. Pauls sämtl. Werke, Berlin (G. Reimer) 1840—42.
WW. = J. Pauls sämtl. Werke, Berlin (G. Reimer) 1826—1838.
Wahrh. = Wahrheit aus J. Pauls Leben, Breslau 1826—1833.
Fikenscher = Gelehrtes Fürstenthum Bayreuth.
Firmery = J. Firmery, Étude sur la vie et les œuvres de J. P. Fr. Richter, Paris 1886.
Nerrl. L. = P. Nerrlich, Jean Paul, sein Leben und seine Werke, Berlin 1889.
Spazier = J. P. F. Richter. Ein biogr. Kommentar zu dessen Werken von R. O. Spazier, Leipzig 1840.
F. = Faszikel des Nachlasses auf der Kgl. Bibl. zu Berlin; die beigefügte Nr. bezieht sich auf die Nummer des Fasz.
H. = Handschrift, Original.
SM. = *H.* der Selbstbiogr. (F. 10).
(L*) = *H.* im Britischen Museum in London.
(B*) = *H.* auf der Kgl. Bibl. in Berlin.
(W*) = *H.* im Goethe-Schillerarchiv zu Weimar.
a. d. B. = allgemeine deutsche Bibliothek.
a. th. B. = allgemeine theologische Bibliothek (Mietau, 1774 ff.).
aus. B. = auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur (Lemgo, 1773 ff.).

Inhalt.

Berichtigungen und Nachträge.

Im 1. Buch steht in den Anm. des 1. Kap. wiederholt „Schulakte“ statt „Schulakten“, ebenso S. 61 Anm. 2 „Akte“ statt „Akten“.

S. 17 Z. 4 v. u., statt „Friedrich des Ersten“ lies: „Friedrichs des Einzigen“.

S. 40 Z. 5 v. o., statt „Vater“ lies: „Pater“.

S. 42 Z. 11 v. o., statt „süßes Manna“ lies: „süße Manna“.

S. 44 Z. 4 v. u., statt „Entzückung“ lies: „Verzückung“.

S. 45 Z. 12 v. o., statt „rundem, roten, blatternarbigen“ lies: „rundem, rotem, blatternarbigem“.

S. 75 Z. 16 v. u. setze Komma hinter „Häuser“.

S. 77 Z. 13 v. o., statt „Dispositionen“ lies: „Disposition“.

S. 79 Z. 18 v. o. setze hinter „konnte“ Doppelpunkt.

S. 110 Z. 9 v. u., statt „ihm“ lies: „ihn“.

S. 114 Z. 11 v. u. setze Komma hinter „Gott“.

S. 213 fehlt die Kapitelnummer.

S. 217 Z. 18 v. o., statt „unterrichteten“ lies: „unterrichtete“.

S. 257 Z. 5 v. o., statt „habe“ lies: „hatte“.

Der Name „Seydlitz“ erscheint auch als „Seydliz“.

Wie getreu Jean Paul seinen Bruder Samuel im Vult der „Flegeljahre“ porträtiert hat, beweist auch eine Stelle des Briefs an Gottlieb vom 30. März, worin es heißt: „Warum wird er bei seinen Talenten kein Schauspieler?“

1. Buch.

Goldene Tage.

---

1. Wunsiedel.

Mehr oder weniger trägt jeder Mensch bis an sein Ende den Erdgeruch der Scholle an sich, auf der seine Wiege stand, aber nicht bei allen bleibt dieser Zusammenhang mit dem Lande ihrer Herkunft gleich innig. Gar vielen brechen spätere Stürme die Brücken ab, welche sie mit ihrer Kindheit und Jugend verbanden, und die vergangenen Eindrücke steigen nur noch in ihrer Erinnerung auf, wie Bilder von Verstorbenen in ruhigen Träumen. Die Stätte, welche Jean Paul in die Welt hinaussandte, war kein Adlerhorst auf stolzer Felsenkante, nur ein Zaunkönignest im einsamen Buschwerk. Und doch weiht er der Heimat sein schönstes Lied; ihre Glocken tönen wie hehre Feierklänge in die hohen Feste seines Lebens und wie mildes Sterbegeläute in seine letzten Tage herein. Im Frieden der Berge und Wälder ward Richter geboren, nur eine Tagreise von seinem Geburtsort entfernt, wuchs er auf, und auch nur eine Tagreise davon entfernt liegt sein Grab. Er ist über diese engen Grenzen nie allzu weit hinausgekommen, und hatte er sie einmal überschritten, schwellte Sehnsucht gar bald die Segel seines Lebensschiffes wieder heimwärts.

Wer heute die Gegenden Oberfrankens bereist, welche in den Werken des Dichters so oft den stimmungsvollen Hintergrund für die Kämpfe und Leiden seiner Helden

abgeben, fühlt sich auch in die Zeiten Jean Pauls versetzt, wenn er noch stundenlang in der Postkutsche sitzen kann und Hügel und Hain an sich vorüberfliegen sieht. Aber auch in den kleineren Ortschaften wird er noch heute die Welt der Siebenkäs und Harnisch fast unverändert wiederfinden und die Meisterhand bewundern, die diesem Stilleben so unendlich viel Reize abgewann. Die Armut, einst das Los des geistlichen und lehrenden Standes, kehrt wohl heute nicht mehr bei den wohlbestallten Pfarrfamilien ein, aber noch immer erfreut sich der Seelenhirt des aufrichtigsten Vertrauens seiner Gemeinde und waltet als Patriarch über seinem kleinen Königreich. Den Städten in Jean Pauls Heimat hat die Gegenwart zwar manches alte Wahrzeichen geraubt und ihre siegreiche Fahne an dessen Stelle aufgepflanzt. Aber man wird im ganzen deutschen Volk selten einen Menschenschlag antreffen, der sich Jahrzehnte hindurch gegen jede Neuerung mit einem solchen Eigensinn gesträubt hat wie der oberfränkische. Der echte Oberfranke von altem Schrot und Korn braucht mit jenem Denker des Altertums nicht erst nach einem Standpunkt zu rufen, um die Welt aus ihren Angeln heben zu können. Er hat ihn bereits auf seinem Grund und Boden gefunden. Seine Sitten und Verhältnisse sind der Maßstab, nach dem er alles mißt und zu reformieren wünscht, zwar nicht die Sitten und Verhältnisse, welche er jetzt geduldig hinnehmen muß, sondern wie sie zu seiner und seiner Väter Zeiten waren, nur seinem Stamme, seiner Sippe, seiner Familie eigentümlich. Man komme ihm nicht mit Vorstellungen; er verwirft sie, bevor er sie angehört, und widerlegt sie, bevor er sie verstanden hat. Er ist herzensgut, auch gastfrei und diensteifrig, sieht aber doch jeden Fremden mit scheelen Augen an und erzählt mit Freude von verschollenen Tagen, da die Torwache, wenn sie nur nüchtern war, einen Reisenden so leicht nicht passieren ließ. Echt bürgerlich gilt ihm als echt christlich; nur ungern, ja nur gezwungen entsagt er alten

Gewohnheiten. Er hat seit Jahrhunderten Inzucht betrieben und hält auch heute noch Stammesblut für das lebensfähigste. Zwei Drittel der Bevölkerung jedes Ortes sind untereinander nahe verwandt und über diese Zusammengehörigkeit bis in Familiendetails eingehend unterrichtet. So wehrt man leicht Schulter an Schulter Angriffe auf die gute alte Zeit ab, so beschützt man doch noch ein gut Teil vom väterlichen Erbe, und die Kannegießerei ist immer noch ein einträgliches Handwerk. Die Vergangenheit der Heimat erscheint natürlich der patriotischen Phantasie des Oberfranken in Riesengröße; er faßt begierig jeden Faden, an dem er sich immer weiter in das geheimnisvolle historische Dunkel hinaufleiern kann. Auch das Unwesentlichste erscheint ihm beachtenswert; er kopiert mit Hundetreue vergilbte Urkunden, oder verwendet die Arbeit eines Menschenalters darauf, den Schauplatz einer verklungenen Mär herauszufinden. Ja, im Ländchen der Franken leben heute noch Originale wie Katzenberger, und die Wuz und Fixlein fehlen nicht.

Dasselbe Stück Erde, auf dem Jean Paul seine Jugend verlebte, hat auch, wie es scheint, schon seine Vorfahren ernährt. Im 18. Jahrhundert bildeten die Täler der obern Saale einen Teil des alten Fürstentums Bayreuth, welches 6 Jahre nach des Dichters Geburt an das Haus Ansbach zurückfiel. Wunsiedel und das Fichtelgebirge sind in Richters Leben nicht mehr als eine Episode. Die ersten Nebel, die der träumerische Knabe aus duftigen Wiesengründen aufsteigen sah, zogen über die Höhen um Joditz hin, welche heute die Grenze zwischen Bayern und Thüringen tragen, und der Ursprung des Geschlechtes, dem unser Dichter entstammte, führt auch nicht nach Wunsiedel und in das Fichtelgebirge, sondern in die unmittelbare Umgebung Hofs. Gerade in dem Städtchen, wo der Pfarrersohn seine ersten schriftstellerischen Versuche wagte, wo er seinen Vater begrub, die unsterbliche Idylle vom Schulmeisterlein Wuz, die „unsichtbare Loge“ und den „Hesperus“

schrieb, in Schwarzenbach an der Saale, starb am 24. November 1734 der 74jährige Schwarz- und Schönfärbermeister Johann Richter,[1]) der Urgroßvater Jean Pauls. Was wir von ihm wissen, beschränkt sich auf dürftige Eintragungen in Kirchenbüchern. Schon 1701 hatte der Verstorbene seine Ehefrau, eine geborne Kießling aus Weißenstadt, verloren. Sie hatte ihm 8 Kinder geschenkt, von denen auch der größte Teil die Mutter überlebte. Dieser Familiensegen mag wohl den verwitweten Färbermeister ein Jahr darauf zu seiner zweiten Ehe mit Elisabeth Ruckdeschel, der ältesten Tochter des Sparnecker Bürgermeisters, bewogen haben. Wieder beglückte ihn der Himmel mit Töchtern und Söhnen, von denen einer, und zwar der jüngste, Christoph Egidius, die Färberei übernahm, die sich dann als teueres Vermächtnis durch Generationen forterbte bis auf den heutigen Tag. Noch immer ist das alte Grundstück in den Händen der letzten Nachkommen derjenigen Familie, die dem deutschen Volke einen seiner größten Geister schenken sollte.

Hoch über die Ebene, in der Jean Paul seine letzte Ruhestätte fand, ragt ein gewaltiger Berg empor, in dessen dunklen Tannen der Nebel kämpft, aus dessen Schluchten die Sage von begrabenen Geschlechtern klingt, und an seinen Fuß, auf luftige Höhen gebettet, schmiegt sich ein kleiner Ort: Neustadt am rauhen Kulm. Noch könnte der alte Torturm von dem Tage erzählen, da ein armer Kantor hier einzog, dem sein braves Eheweib und tausend Sorgen folgten: Johannes Richter, der älteste Sohn jenes gleichnamigen Schwarzenbacher Schönfärbers, der Großvater unseres Dichters. Daß er am 3. April 1687 geboren ist, wissen wir aus den Geburtsregistern seines Heimatortes, daß er 1712 Kantor in Rehau wurde, aus der Pfarrbeschreibung dieses Städtchens. Hier hat er auch während einer fünfzehnjährigen Amtstätigkeit eine gewisse Marga-

[1]) Kirchenbücher in Schwarzenbach.

reta Hugo, wohl eine mittellose Bürgerstochter, geheiratet. Am 27. August 1727 [2]) vertauschte er sein Elend in Rehau mit einem dreifachen in Neustadt, indem er das dortige Rektorat annahm, welches die Kantor- und Organistenstelle mit verband. Da war der Kirchenchor zu leiten und mehr als hundert Kindern Unterricht zu erteilen, den Söhnen der Vornehmern sogar im Latein. Trotzdem konnten die verlockendsten Anerbieten den neuen Rektor zur Rückkehr in seinen alten Dienstort nicht bewegen.[3]) Er war ein frommer Mann, der Sonntags auf seinem Bänkchen hinter der Orgel und allabendlich in der ärmlichen Schulstube Gott auch für das Kleinste dankte, in dessen stille Höhle [4]) am Bergabhang noch nicht der aufklärende Geist des Jahrhunderts gedrungen war, der mit einem Stück Brot in der Tasche die Eltern seiner Schüler besuchte und sie um ein Kännchen Bier gern in sein Gebet einschloß. Am 16. Dezember des Einzugsjahres wurde seine Familie, die wohl schon Töchter gezählt haben mag, durch einen Sohn vermehrt, der den Namen Johann Christian Christoph erhielt. Dem sehnlichsten Wunsch des frommen Vaters, sein Kind zum geistlichen Stande zu erziehen, standen nur die 150 fl. im Wege, die das magere Rektorat jährlich abwarf. Doch die Lateinschule zu Wunsiedel nahm den fleißigen Knaben, der den ersten Unterricht in Neustadt erhalten haben dürfte, als Alumnus auf und ließ ihm sechs [5]) Jahre lang ihre Fürsorge angedeihen. Seine hervorragende Begabung für Musik mag der junge Richter schon in dieser Zeit betätigt haben, aber erst ein dreijähriger Aufenthalt am Gymnasium poeticum zu Regensburg gab ihm Gelegen-

---

[2]) Pfarrbeschreibung in Neustadt a. C.

[3]) Nerrl. L, 76.

[4]) Wahrh. 1, 6; SM: „Grotten, die er nach verschiednen Gegenden wählte“ (F. 10).

[5]) Richters Gesuch an den Magistrat in Wunsiedel vom 23. März 1759; auf seinem Leichenstein „7 Jahre“ (vgl. Summa, Chronik der Pfarrei Schwarzenbach a. S. S. 24); ebenso Nerrl. L, 76.

heit, seine Kunst in der Thurn-Taxis'schen Hofkapelle zu einer Höhe auszubilden, welche seinen großen Sohn mit Recht beklagen ließ, daß der Vater sein Tongenie in einer Dorfkirche begrub. Auf das Klavierspiel muß er sich meisterhaft verstanden haben, und seine Kirchenkompositionen wurden noch am Anfang des 19. Jahrhunderts in der Wunsiedler Stadtkirche aufgeführt.[6]) Unter großen Entbehrungen, wie es scheint, hat sich Richter ein zweijähriges akademisches Studium zu Jena und ein einjähriges zu Erlangen ermöglicht.[7]) Mit dem Titel eines Kandidaten der Theologie finden wir ihn bis 1759 in St. Georgen am See bei Bayreuth, wo er als Schulverweser[8]) mit knapper Not der Gefahr entgangen zu sein scheint, wegen seiner stattlichen Größe von Werbern gefangen zu werden.[9]) Dieses Abenteuer dürfte Jean Paul meinen, wenn er in den „Flegeljahren" den Vater seiner Helden in die gleiche mißliche Lage geraten läßt (W. 20, 34 f.). Im März des genannten Jahres nimmt Richters Lebenslauf eine neue Wendung. In Wunsiedel war nämlich durch die Berufung eines gewissen Andreas Heinrich Sturm zum Diakonat in Selb das Tertiat freigeworden.[10]) Ein Posten, welchen man um die Stelle eines zweiten Pfarrers freudig andern überläßt, war der begehrenswerteste sicher nicht; aber hungrige Wölfe reißen sich um den kleinsten Bissen. Fünf Mitbewerber schlug Richter mühelos aus dem Felde,[11]) da er vor der schriftlichen bereits mit einer mündlichen Bitte eingekommen war und auf sein Studium an der städtischen Anstalt verweisen konnte. Selbst die Verdächtigung seiner

---

[6]) Nerrl. L, 76 f.

[7]) Summa S. 24 f.

[8]) Pfarrbeschr. in Neust.; Leichenstein: „Er informierte" (Summa S. 25); Wahrh. 1, 11 „Hauslehrer", ebenso Nerrl. L, 77.

[9]) Nerrl. L, 77; F. 10: Inh. d. Biogr. „Wonsiedel" Nr. 7: „Mein Vater ein langer Mann, Gefahr vor preuß. Werbern".

[10]) Konzept von Richters Vokationsdekret vom 11. Oktbr. 1759 (Archiv d. Magistrats in Wunsiedel).

[11]) Schulakte des Magistrats in Wunsiedel.

Neider, er verstünde sich wohl auf das Klavier, nicht aber auf das Schulehalten, war von ihm damit leicht zu widerlegen, daß er schon früher fast ein Jahr lang bei dem ledig gewesenen Konrektorat der Stadt Kirche und Schule versehen, sich überdies „von Jugend an mit informiren ernähret, und noch zur Zeit ernähre“.[12] So wurde ihm bereits am 11. Oktober sein Vokationsdekret übermittelt, und nach einer vorher abgelegten Probe im Dozieren und auf der Orgel, ferner nach feierlicher Verpflichtung, den Organistendienst im Hospital gratis zu versehen, die Schulstunden fleißig zu besuchen, die vorgeschriebenen lectiones der ihm anvertrauten Schuljugend „deutlich und verständlich vorzutragen, allermeist aber dieselbe in Principiis credendorum, neben dem auch in guten Sitten, Sprachen, zum rechnen und schreiben mit allem Fleiß liebreich zu unterrichten und derselben Bestes überall zu suchen und befördern zu helfen“, endlich nach Erlag von 5 fl. Gebühren erhielt Richter das Amt eines Tertius und Organisten an der lateinischen Schule in Wunsiedel,[13] welches er am 31. Dezember 1759 bezog.[14] Kein Frühling war auf seine rauhe Jugend gefolgt. Zwar bedachte eine Gehaltsregulierung im ersten Jahr seines Wirkens wenigstens den Dienst in der Hospitalkirche mit einer Kleinigkeit; doch beliefen sich die Gesamteinkünfte der Stelle auf höchstens 119 fl. jährlich, und nur wenn es viel Hochzeiten und Leichen gab, wenn auch die Namenstage einige Douceurs abwarfen, und die Schule von recht viel Zöglingen besucht wurde, konnten die Bezüge jene bedenkliche Höhe erreichen, die dem armen Rektor in Neustadt zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben bot.[15] Aber das Tertiat war eine Stufe zum Rektorat und konnte eine zum Pfarramt

---

[12]) Richters Gesuch a. a. O.

[13]) Konzept von Richters Vokationsdekret a. a. O.

[14]) Pfarrbeschreibung in Neustadt a. C.; auf dem Wunsiedler Akte unleserlich.

[15]) Schulakte a. a. O.

werden! Dann besaß ja Richter ein gutes Gegengift gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens, seinen muntern Scherz, der ihn als gesuchten Gesellschafter in die vornehmsten Häuser einführte, darunter in das des Kaufmanns von Brandenburg, und seine Gleichgültigkeit gegen Geld, welche ihm um so leichter werden konnte, da er sich nie große Schätze erhoffen durfte. Nur wenn der Kandidat auf der Kanzel stand, verlieh der vom Vater ererbte Ernst und eine heilige Strenge seinen Worten den mächtigsten Eindruck. Durch begeisterte Predigten hatte er schon in Neustadt seine Verwandten gefesselt, in Hof brachte ihm seine Theologie und Redegabe den reichsten Gewinn, das Herz der wohlhabenden Tuchmacherstochter Sophia Rosina Kuhn.[16]) Ein schönes, zartes, aber kränkliches Mädchen, stand Sophie gerade im vierundzwanzigsten Lebensjahr, als ihr just der arme Tertius gefiel, und mochte sich auch ihr Vater vielleicht einen andern Schwiegersohn gewünscht haben; er mußte in die Ehe einwilligen, welche das junge Paar am 13. Oktober 1761 zu Wunsiedel in aller Stille schloß.[17])

Der milde Frühling, welcher in dem alten Alumneumsgebäude seinen Einzug hielt, warf wohl auch auf jene Jahre einen Schimmer zurück, da der Tertius selbst an dieser Heimstätte für Arme seine Zuflucht gefunden hatte, und das Glück zweier liebender Menschen strahlte zu einem Segen aus: über den letzten Spuren der traulichen Räume

---

[16]) Tochter des Bürgers, Tuchmachers und Florhändlers Johann Paul Kuhn und seiner Frau Eva Barbara geb. Zöpfin; geb. zu Hof 27. Juni 1737.

[17]) Wunsiedler Trauregister von 1761: „Eodem die [13. Okt.] ist Herr Johann Christian Christoph Richter, bestallter Tertius und Organist allhier des STH. hochfl. B. C. bestallten Rectoris zu Neustadt am Culm einziger Sohn mit Jgfr. Sophia Rossina Kuhnin, des Mstr. Johann Paul Kuhns Bürgers und Tuchmachers in der Stadt Hof älteste Tochter nach erhaltenen hochfürstl. Regierungs-Decret, ohne Proclamation privatim von STH. Syndiac. Apel copuliert worden." — Summa a. a. O. S. 25: „16. Oktober", ebenso Nerrl. L, 77.

liegt eine Weihe, die kein Jahrhundert stört: einer der unsterblichen Dichter unseres Volks, Deutschlands größter Humorist erblickte hier das Licht der Welt.

Das Zusammentreffen der Geburten bedeutender Männer mit merkwürdigen Ereignissen hat die Weltgeschichte schon öfter beobachtet. Als der Dianatempel zu Ephesus niederbrannte, trat Alexander der Große ins Leben, und der heiße Tag der Seeschlacht bei Salamis schenkte den Griechen einen ihrer großen Dramatiker. Aber als Jean Paul geboren wurde, sangen die Engel in den Höhen ihr Gloria; denn erloschen war die Fackel eines siebenjährigen Krieges, und der Lenz brachte der harrenden Menschheit den langersehnten Frieden. Es war der 21. März des Jahres 1763.[18]) Schon am folgenden Tag hoben der Tuchmacher Johann Paul Kuhn aus Hof und der Buchbinder Johann Friedrich Thieme das Knäblein aus der Taufe, welches auch die Vornamen seiner beiden Paten erhielt.

Noch war Fritz nicht 5 Monate alt, als den milden Glückstern der kleinen Familie zum erstenmal eine Wolke überschattete: der Rektor von Neustadt sah dem Ende seines segensreichen Lebens entgegen. Schon 1744 hatte er durch einen Unfall[19]) sein Weib verloren, und nur das Glück seiner Kinder streute dem Einsamen noch einige Rosen auf seinen Weg zum Grabe. Fünfunddreißig Jahre hatte er an der „Stupidität, Nachlässigkeit und Malice“, den Erbübeln der Neustädter Jugend, laboriert, als ihm die Bürgerschaft, welcher der fast 77jährige schon zu lange

---

[18]) Wunsiedler Geburtsreg. von 1763: „Monntags d. 21. Mart. zu früh um halb 2 Uhr ist gebohren und die seq. von STH. Senior Apel getauft worden, Johann Paulus Friederich, H. Johann Christian Christoph Richters bestallten Tertius und Organisten allhier, und Frau Sophia Rossina eine gebohrne Kuhnin von Hof [Söhnchen], suscept: 1. H. Johann Paul Kuhn, Bürger und Tuchmacher in Hof, 2. Mstr. Johann Friederich Thieme, Bürger und Buchbinder allhier.“

[19]) Sie starb am 22. Juni 1744; nach der Sterbematrikel in Neustadt an den Folgen eines Sturzes in den Keller.

gelebt hatte, den wohlverdienten Ruhestand verschaffte.[20]) Aber er genoß ihn nur kurze Zeit. Am 8. August[21]) segnete der Sterbende den kleinen Enkel, mit welchem die Eltern an das Krankenlager des Großvaters geeilt waren. Dieser feierliche Augenblick, da Wiege und Grab einander berührten, blieb Jean Paul unvergeßlich. „Frommer Großvater!“ ruft er in seiner Selbstbiographie aus, „oft habe ich an deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunkeln Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!“ Der Held der „Flegeljahre“ betritt eine Dorfkirche, als eben ein Urgroßvater seinen Urenkel aus der Taufe hebt und über eine Stunde rührt den schwärmerischen Jüngling das Bild der gelben Stoppeln, die dem heitern Maienblümchen so nahe waren (W. 21, 67 f.). Wollte der alternde Dichter, der im Herzen stets der Mensch seiner Kindheit blieb, am Abend seines Lebens ein stilles Seelenfest begehen, so setzte er sich auf die grünen Hügel nahe der Rollwenzel und sah vor sich das Gebirge, hinter welchem Wunsiedel mit seinem Frühling lag, und rechts die blaue Ferne, aus der das dunkle Haupt des rauhen Kulm grüßend herüberwinkte.[22])

Im Oktober des folgenden Jahres schenkte der Himmel dem armen Tertius einen zweiten Sohn: Johann Adam Christian. Der dürftige Gehalt konnte einer größeren Familie schwer genügen, und von Jahr zu Jahr sich steigernde Mißlichkeiten im Amte selbst scheinen auch dieses dem pflichtgetreuen Manne verleidet zu haben. Über dem stillen Kollegium des Lyceums waltete nämlich als Unstern der Rektor Peuschel, welcher über kurz oder lang seine be-

---

[20]) Pensionierungsgesuch der Bürgerschaft auf dem Pfarramt Neustadt.

[21]) Sterberegister Neustadt; Wahrh. 1, 8: „6. August“, ebenso Nerrl. L, 76.

[22]) Spazier 1, 49 f.

scheidene Anstalt auf die Höhe einer Universität bringen wollte. Die untern Klassen berührten seine reformatorischen Ideen freilich nicht; hier schusterte man nach der Tradition des verflossenen Jahrhunderts ruhig weiter; in den Oberklassen aber „philosophierte“ er „alle seine Schüler hinaus“ und bauschte den Unterricht in der klassischen Literatur so bedenklich auf, daß der Superintendent dagegen einzuschreiten genötigt war.[23]) Unverhofft kommt oft! Während die Wunsiedler immer deutlicher merkten, daß ihre Jugend von der Weisheit jedes Dorfschulmeisters einen größern Nutzen hätte als von der des übergelehrten Rektors, errichtete ein Kandidat der Theologie, Karl August Werner aus Göhren im Merseburgischen, im Städtchen eine Winkelschule. Da der junge Mann ein angenehmes Äußere mit einem achtbaren Streben verband, zählte er bald die Söhne der vornehmsten Familien zu seinen Schülern. Das war für die Lateinschule der herbste Schlag. Peuschel ersuchte sofort den Magistrat, Werner das Handwerk zu legen, indem er sein Verlangen damit motivierte, daß ein nicht examinierter und nicht rezipierter Student die öffentlichen Lehrer im Bezug ihres Didactrums beeinträchtige, worunter wohl im weitern Sinne auch manche schmackhafte Wurst zu verstehen war, die ein Schulmeister damaliger Zeit nicht von sich weisen durfte. Da es den Stadtvätern nicht im Traume beifiel, eine nur als Wohltat empfundene Einrichtung abzustellen, erhob der Rektor Klage gegen die Winkelschule und den Magistrat bei der zuständigen Behörde. Die Wunsiedler Stadtverwaltung ließ auf ihre Gegeneingabe nicht lange warten. Sie stellte dem Kandidaten das beste Zeugnis aus, den Präzeptoren hingegen das schlechteste, warf ihnen Dienstnachlässigkeit vor und beschuldigte besonders den Leiter der Anstalt, daß er die kostbare Zeit nutzlos vertändle, indem er „supra captum“ seiner Schüler doziere. Gegen

[23]) Schulakte a. a. O.

diese Angriffe nahm die Lehrer wiederum der Superintendent in Schutz, und der von beiden Seiten hitzig geführte Streit zog sich bis 1764 hin, ohne daß sich aus den Akten ersehen läßt, welche von beiden Parteien Recht hatte oder, besser gesagt, Recht behielt. [24]) Einen Triumph trug doch der Magistrat davon: er verlieh, seinen Gegnern zum Trotz, im Dezember 1763 Werner die Stelle eines Nebenschulmeisters. [25]) Peuschel aber schrieb im folgenden Jahr ein Programm: „Von der Gefahr und vom Schaden der Winkelschulen.“ [26]) Auf den Eingaben des Lyceums ist nun auch Richters Name zu finden. Ob seine Unterschrift mehr als eine bloße pflichtgemäße Zustimmung bedeutet, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls brauchte der Tertius sein didactrum nötiger als jeder andere und konnte auf die Einkünfte des Kandidaten nicht ohne Neid sehen. Wenn aber das Schicksal jemals mit zwei Menschen ein launiges Spiel getrieben, so hier: Richter sah als späterer Pfarrer von Schwarzenbach eben jenen Werner, dem Peuschel in ohnmächtiger Wut nachrühmte, daß er Huren halte und eine Pfarrerstochter geschwängert habe, [27]) als Schulrektor seiner Pfarre wieder und übertrug ihm die Erziehung seines großen Sohnes. Zehn Jahre waren über alles hinweggegangen, und keiner gedachte mehr der Zeit, da ihn der Kampf ums tägliche Brot zum Gegner des andern ausgespielt hatte.

Freilich mag dem Tertius, der doch von der Güte des Magistrats noch ungleich mehr abhing als sein hitziger Vorgesetzter, unter diesen Verhältnissen der Boden oft recht heiß unter den Füßen geworden sein, und mit Freuden nahm er ein Angebot der Freifrau von Plotho an, welches ihn als Pfarrer nach Joditz berief. Am 21. April 1765 legte er der Wunsiedler Stadtverwaltung sein Abschieds-

---

[24]) Schulakte a. a. O.
[25]) Schulakte a. a. O.
[26]) Fikenscher 7, 72 f.
[27]) Schulakte a. a. O.

gesuch vor, worin er sie bat, seine „bißher nach Möglichkeit und sonder allen eiteln Ruhm treu und fleißig begleitete“ Stelle neu zu vergeben und ihm selbst das zu seiner Besoldung ausgesetzte Getreide und Holz zur Hälfte verabfolgen zu lassen oder den Betrag dafür zu entrichten.[28]) Er konnte auch in der Tat auf seine Amtstätigkeit stolz zurückblicken; denn sein Sohn erfuhr, daß man sich während des Tertiats seines Vaters von Regensburg aus eifrig um die Schüler des Wunsiedler Lyceums bewarb.

Jean Paul wurde Wunsiedel die Stätte seiner leiblichen Geburt, wie Joditz die seiner geistigen. Er fühlt sich als ein würdiger Sohn des Fichtelgebirges, hebt in seiner Selbstbiographie die Tapferkeit seiner Landsleute im Kampf gegen die Hussiten rühmend hervor und widmet seiner Vaterstadt die schönen Worte: „Ich bin gern in dir geboren, Städtchen am langen hohen Gebirge, dessen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niedersehen! — Deinen Bergthron hast du verschönert durch die Thronstufen zu ihm; und deine Heilquelle gibt die Kraft — nicht dir, sondern — dem Kranken, hinaufzusteigen zum Thronhimmel über sich, und zum Beherrschen der weiten Dörfer und Länderebene. — Ich bin gern in dir geboren, kleine, aber gute lichte Stadt.“

Ein Andenken aus dem Vorfrühling seiner Jugend rettete der Dichter in den Spätherbst seines Lebens. Das Bild eines armen Zöglings stand immer vor seiner Seele, der ihm, dem höchstens vierzehn Monate alten Kinde, in einer großen schwarzen Stube Milch zu trinken gab. Mit dem humorvollen Lächeln eines abgeklärten Alters erzählt Jean Paul in seiner Biographie von diesem Morgensternchen frühester Erinnerung, das noch im Knabenalter ziemlich hell in seinem niedrigen Himmel stand, aber immer mehr erblaßte, je höher das Taglicht des Lebens stieg.

---

[28]) Richters Entlassungsgesuch im Magistratsarchiv zu Wunsiedel.

2. Joditz.[1])

1. August 1765 — 9. Januar 1776.)

„Liebes Dörflein! du bleibst mir theuer und werth! Zwei kleine Schwestern ließ ich in deinem Boden. Mein zufriedner Vater hatt' auf ihm seine schönsten Sonntage gefunden; und unter dem Morgenrothe meines Lebens sah ich deine Fluren stehen und glänzen. Zwar sind deine mir wol bekannten Bewohner, denen ich danken will, längst fortgegangen wie mein Vater; aber ihren unbekannten Kindern und Enkeln wünscht mein Herz, es gehe ihnen wol und jede Schlacht ziehe weit vor ihnen vorbei."

Die kleinste Erinnerung wird dem Dichter zur Wünschelrute, die ihm das Eden seiner Kindheit vorzaubert. Die melodischen Gänge einer Querpfeife, der Duft einer Blume, ja der Geruch eines Gewürzes[2]) führen ihn über verwachsene Pfade an die Quelle zurück, welche er nie erschöpfen kann. Jean Pauls Helden sind beglückt, wenn sie ein Strahl ihres „Lebensfrührots" trifft, wenn sie des „dunklen überblühten Tempe" ihrer Kindheit gedenken. „Ich erinnerte mich den ganzen Abend fort und zwar der Kindheit; denn sonst hatt' ich noch nichts" (W. 21, 237), entgegnet Walt auf seines Bruders Frage, was ihn so erhebe. Selbst die Engel preist er weniger selig ob ihres

---

[1]) Dorf an der Saale, etwa 3 Wegstunden von Hof entfernt.

[2]) F. 10: Selbstbiogr.: „Charakterzüge".

Mangels an einer Kindheit „wiewol Gott vielleicht keinem Wesen irgend eine Kindheits- oder Vergißmeinichtszeit mag abgeschlagen haben, da sogar Jesus selber ein Kind war bei seiner Geburt" (W. 21, 238). Albano steht am Meeresgestade und blickt mit steigender Unruhe über das glänzende Wasser nach dem heiligen Wohnplatze der vergangenen Kindheit (W. 15, 13). „Wie sind die Kinder glücklich, Albano, ach, wie sind die Kinder glücklich!", ruft Roquairol aus, der Titan des Verfalls (W. 15, 319). So ward für Jean Paul ein friedliches Dorf an den rauschenden Fluten der Saale, die es in weitem Bogen umfließt, die Wiege seines kleinen Glücks, welches Ruhm und Ehre nie aufwiegen konnten. Joditz bleibt ihm das wiedergewonnene Paradies im verlorenen seiner Kindheit, der helleuchtende, führende Christnachtstern im Dämmerungsdunkel seiner Frühzeit.

Auch in dieser stillen Bergeinsamkeit hinterließ ein fliehendes Jahrhundert seine Spuren. Die Ufer des Flusses verband einst ein Holzsteg, den man im Winter wegen der Gefahr des Eisganges abbrach; ein Kahn vermittelte dann den spärlichen Verkehr. Das altertümliche Schloß hat die praktische Gegenwart der Einheit seines markigen Stils beraubt, das einstige Schulhaus ist verschwunden wie das Gärtchen um die Kirche, das Pfarrgebäude hat durch Baulichkeiten viel gelitten und erinnert heute wenig mehr an des Dichters frohe Jugend. Nur das Gotteshaus mit seinem breiten Turm ist der einzige unverfälschte Zeuge vergangener Tage, und seine Glocken klingen noch wie ehedem über die grünen Hügelketten hinaus ins Rauschen der Wellen.

Die Patronatsherrin Plotho, welche Richter berief, war eine geborene Bodenhausen und Gemahlin jenes Plotho, der als Gesandter Friedrich des Ersten zu Regensburg einen österreichischen Kollegen über die Treppe warf.[3])

[3]) So in SM.

Um die dunklen Tannen des Fichtelgebirges wob der Sommer seine goldenen Fäden, als der neue Pfarrer in Joditz ankam. In einem Weiberröckchen, mit einem Häubchen auf dem Kopf, trat Jean Paul in das dolce far niente seines Lebens, in jenen Kindheitstraum, der sich, immer neu verjüngt, durch die glühenden Phantasien seines späteren Schaffens drängt.

Für 6 fl. durfte Richter eine Einzugsmahlzeit halten, die noch den Geist seines Vaters aus dem Grabe gelockt hätte.[4]) Fünf Ortschaften gehörten zur Pfarre, die damals noch Pfarrfron und Weiderechte besaß.[5]) So überstiegen seine jetzigen Einkünfte die früheren um das Doppelte, wenngleich das Gotteshaus alljährlich nur 8 fl. abwarf, und eine Zirkularpredigt in Hof nicht mehr trug, als was der Schlotfeger „vor 4 mal fegen“ erhielt.[6])

Richter, der trotz seiner improvisierenden Rednergabe aus übergroßer Gewissenhaftigkeit an jeder Predigt eine halbe Woche lernte, erschwerte sich sein Amt nur selbst; denn seit 1750 war der Kultus bedeutend vereinfacht worden. Es gab nur zwei Wochengottesdienste, die Beichtvesper an Sonnabenden war wohl schon abgestellt, die Beichte auf den Sonntag früh verlegt, und nur die Freitagskommunion im Laufe der Zeit hinzugekommen.[7])

Nicht in die Größe sondern in die Einzigkeit und Innigkeit[8]) hat Jean Paul das Charakteristische seiner Jugenderinnerungen verlegt. Darin spricht sich die subjektive Betrachtung seiner Frühzeit aus. Durch die barocke Einkleidung seiner Selbstbiographie sucht er zwar einen überlegenen Standpunkt zu gewinnen, er versichert, daß er mit Todeskälte an die Abfassung seines Lebens schreite, daß er viel froher das seiner Voreltern beschriebe, und

[4]) Joditzer Gotteshausrechnungen 1765—66.
[5]) Revidierte Pfarrbeschreibung von Joditz durch Pf. Laubmann 1864.
[6]) Gotteshausrechnungen a. a. O.
[7]) Rev. Pfarrbeschreibung.
[8]) Wahrh. 2, 64 f.

doch geht ihm während der Arbeit in lyrischen Seufzern das Herz auf, und seine Seele gäbe er für den kleinen Frieden seiner Kindheit hin. So malt er denn auch das beschränkte Glück [9]) des dürftigen Dorflebens mit der liebevollsten Detaillierung recht bunt und schimmernd aus, wie ein Kind, das die farblose Vorlage aus allen Muscheln seines Farbenkästchens koloriert.

Es tut uns weh, durch eine gedrängte Wiedergabe der Jugenderlebnisse, jenen rührenden, kindlichen Ton zu zerstören, welcher der ganzen Glückseligkeit des tiefsten Gemüts den schönsten Ausdruck verleiht. Jean Pauls Selbstbiographie möchten wir in unserer Literatur ebenso schmerzlich vermissen als die Goethes; denn beide sind Kunstwerke in ihrer Art. Wie Perlen an einem Rosenkranz betet der Dichter seine süßen Erinnerungen ab, aber sie werden ihm unter der Hand zu Juwelen, die er wendet und dreht und in hundertfachem Glanze schimmern läßt. Bis ins Alter hinauf stand ihm gerade seine Jugend mit einer Lebendigkeit und Farbenfrische vor Augen, die uns staunen macht, wenn wir bedenken, daß das arme Dorfkind aber auch von keinem einzigen Erlebnis beglückt wurde, welches der breite Strom des Lebens als verirrte Woge an den Strand eines weltentlegenen Pfarrdorfs gespült hätte, und wieder auch nicht, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Jean Paul nur in gewohnter Weise seine eigenen früheren Werke zu exzerpieren brauchte, als er seine Selbstbiographie schrieb, ja, daß in der Loge, im Fixlein, in den Flegeljahren und im Fibel allein seine ganze Jugendgeschichte enthalten ist.

Vor alle Erinnerungen aus seiner Knabenzeit drängen sich dem Dichter die an den ersten Unterricht. Aufs neue erwacht in ihm die kindliche Freude über das ABCbuch mit seiner goldenen Deckelzier und über den Besuch der Joditzer Dorfschule.

---

[9]) Wahrh. 1, XXI.

In die schwüle Stube, deren durchlochte Wände die kalte frische Luft einließen, versetzt er die Schüler, von denen ein jeder im Winter sein Wachsstöckchen mitbrachte (W. 21, 239), den magern, aber aufgeweckten Schulmeister Knieling,[10]) welchem er beim Vogelfang ein stets getreuer Genosse war; er gedenkt seines Entzückens über jeden neuen Schreibbuchstaben, über die Spezialkarte mit seinem Heimatsdorf (W. 21, 239), erinnert sich der Seligkeit des gemeinsamen Singens und seines Neides über das Aufsagen der Lektion durch andere. War das Mittagmahl noch nicht fertig, so eilten Fritz und Adam hungrig in die Schule. Man hätte dies ihrem Lerneifer hoch anrechnen dürfen, wäre nicht der eigentliche Beweggrund nur kindlicher Mutwille gewesen, durch verspätetes Essen eine kleine Unordnung ins Elternhaus zu bringen. Lange währten indes diese Freuden nicht. Der leicht erregbare und ehrgeizige Pfarrer übernahm bald selbst den Unterricht seiner Kinder, da ein Mitschüler Fritz auf die Fingerknöchel geschlagen hatte. Diesem blieb nun für den großen Verlust der Schultage nur noch der einzige Trost, dem geliebten Kantor ab und zu die Schlachtschüssel hinübertragen zu dürfen.

Es ist zu beklageu, daß der Vater eine überaus große Sorgfalt auf sein Amt verwendete, und die geringste auf die geistige Bildung seiner Söhne. Bei Adam hätte zwar die aufopferndste Lehrtätigkeit nichts genützt; da war der Stock, den Richter nur allzufrüh aus der Hand legen mußte, immer noch das beste Erziehungsmittel; aber Fritz, dem „alles Lernen Leben“ war, litt unter dem trockenen, verständnislosen Auswendiglernen von Sprüchen, Katechismus, lateinischen Vokabeln und Langens Grammatik unsäglich. Ihm trug zwar das Hersagen langer Geschlechtsregeln mit Ausnahmen und Beispielen, welche der Pfarrer gewöhnlich aufgab, wenn er an schönen Sommertagen ausging, nie

[10]) Joditzer Gotteshausrechnungen; Jean Paul erwähnt den Namen nicht.

Prügel ein, aber konnte diese schmale, kraftlose Kost den Heißhunger eines Knaben befriedigen, der von Oktav zu Quart, von Quart zu Folio schmachtete (W. 15, 81) und in Abwesenheit des Vaters auf das Bücherbrett kroch, nur um einige Bände herauszufischen? Selbst die Lust am Übersetzen, die er im Speccius erprobt und gern auf die colloquia der Grammatik übertragen hätte, wurde ihm verwehrt; das griechische Alphabet studierte er aus einer lateinisch geschriebenen Sprachlehre, eine Unterweisung aus Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Arithmetik, sowie Rechtschreibung schloß der väterliche Lehrplan ganz aus. So vergingen täglich sieben qualvolle Stunden, und mit welcher Strenge wurde jeder Fehler geahndet! Ein trotz angebrachter Korrektur mehrmals falsch ausgesprochenes Wort genügte dem Pfarrer, dem acht- oder neunjährigen Schüler eine neue Wissensquelle zu verschließen.

In dieser „geistigen Saharawüste" waren nun für den Dichter der orbis pictus und die Gespräche im Reiche der Toten die einzige Labung. Letztere verstand er zwar nicht im geringsten, aber er las sie ebenso wie die Bayreuther Zeitung, die Richter bandweise von der Patronatsherrin mitbrachte, wenn er an Winterabenden über den Steg bereift und beladen einherschritt (W. 21, 243 f.). Was Fritz aus den Quartbänden aufgeschnappt hatte, erzählte er dem Vater, der darüber freilich oft des verbotenen Weges vergaß, auf dem der Sohn zu seinen Kenntnissen gelangt war; die Neuigkeiten der Presse trug er nach dem Schloß zur Edelfrau von Reitzenstein. Wißbegierde und schriftstellerische Tändelei zeigt sein ganzes kindliches Gebaren. Er verfertigt Pendeluhren, auch eine Sonnenuhr mit einem Holzteller als Zifferblatt und einem Zeigerblech; die Papierabschnitzel von den Oktavpredigten des Pfarrers bindet er zu Sedezwerkchen; Kalenderzeichen, geometrische, chemische und selbsterfundene schweißt er zum Alphabet einer Geheimschrift zusammen. Auch die bildende

Kunst kam bei ihm nicht zu kurz. Er erhält einen Farbenkasten und der orbis pictus ist gefleckt wie ein Parder. Kopierte er doch selbst die Porträts der größten Potentaten mühelos mit Hilfe einer Gabel, eines fettigen Rußblatts und eines Stück Papiers.

In andern Spielereien verriet sich wieder ausschließlich das Kind. Mußte Fritz für die Mutter Semmeln holen, so fischte er Grundeln im Bach, salzte sie in einem ausgehöhlten Krautstrunk gehörig ein, und hätte, nachdem das Tönnchen voll geworden, Heringe zu essen gehabt, wenn der Gestank nicht alles vereitelt hätte. Braungetrocknete Birnhälften gab er für Schinken aus, in Scherben gebratene abgeschnittene Taubenfüße für eine fertige Mahlzeit; Schnecken trieb er auf die Weide. —

Eine treue Begleiterin des Dichters von der Kindheit bis zum Grabe war seine Liebe zur Musik.

Als einst, erzählt Jean Paul, der Genius der gefühlreichern Menschen sich von Jupiter für die armen Erdensöhne eine bessere Sprache als die der Worte erbat, verwies ihn der Olympier auf die Träne, die er dem Menschen geschenkt. Aber der Genius erwiderte: „auch die Thräne spricht das Herz nicht aus. Göttlicher Vater, gib ihnen eine bessere Sprache, wenn sie sagen wollen, wie sie die unendliche Sehnsucht fühlen — wie ihnen das Morgensternchen der Kindheit nachblinkt — und die Rosenaurora der Jugend nachglüht, — und wie vor ihnen im Alter das goldene Abendgewölk eines künftigen Lebenstages glühend und hoch über der verlornen Sonne schwebt. — Gib ihnen eine neue Sprache für das Herz, mein Vater!“ Da winkte Jupiter die Muse des Gesanges heran, und diese lehrte die Menschen die Töne (W. 32, 352).

Das alles gab dem Dichter die Musik! Es brauchten nicht rauschende Akkorde zu sein, einschmeichelnde Weisen, kunstvolle Melodien: „Niemand wird tiefer traurig, als wer zu viel lächelt; denn hört einmal dieses Lächeln auf, so hat alles über die zergangne Seele Gewalt, und ein sinn-

loser Wiegengesang, ein Flötenkonzert — dessen Diß- und Fißklappen und Ansätze blos zwei Lippen sind, womit ein Hirtenjunge pfeift — reißet die alten Thränen los, wie ein geringer Laut die wankende Lawine" (W. 6, 88). Des Schulmeisters Orgelspiel, eine vorüberziehende Musikbande, die schrille Janitscharenmusik beim Hofer Jahrmarktsfest, erschließen dem Knaben eine neue Welt; denn seine Phantasie, der formgebende Sinn, gestaltete auch hier das Gestaltlose und verlieh der Dissonanz Harmonie. Pfarrer Richter, der in das stille Joditz seine Kunst mitgebracht hatte, entzückte oft seine Kinder an Karfreitagabenden mit Klavierspiel, erteilte ihnen aber nie die geringste Unterweisung in den Elementen der Musik. So zog denn Fritz in Abwesenheit des Vaters das Instrument ans Fenster, trommelte darauf ohne Kenntnis einer Note, ja verstärkte sogar ab und zu die Wirkung seiner Griffe durch eine Feder, die er mit der Rechten über die Saiten führte. Wozu ihn jetzt noch kindliche Begierde trieb, drängte ihn später ein inneres Bedürfnis. Jede in ihm anwachsende starke Empfindung verlangte ihren Ausdruck zunächst nicht in Worten sondern in Tönen.[11]) So singt auch Viktor im Hesperus seinen Brief an Emanuel unter Klavierbegleitung ab, denn „was ihn stark bewegte, trieb ihn allezeit zum Singen an, besonders der Affekt der Sehnsucht" (W. 5, 136).

Das Meer der Klänge dehnt sich Jean Paul endlos aus. Über dem Tonbereich liegt die „poetische Musik", in der dunkelsten Baßtiefe wogt die Vergangenheit, im äußersten Diskant ruft die Zukunft. Nichts kann den geheimnisvollen Zauber der Musik mehr erhöhen, als ihre Wirkung von ferne. Töne, von unbekannter Hand erzeugt, ergreifen das Herz am stärksten und wecken die darin schlummernde innere Musik; denn das Seelenleben des Dichters ist selbst ein gewaltiges Tongemälde. Da sprudelt

---

[11]) Wahrh. 2, 102.

mitten aus dem rührenden Adagio süßer Erinnerung das barocke Scherzo übermütiger Laune, und über alles hinweg rauscht das Prestissimo leidenschaftlicher Glut. Wie in ihrem Schöpfer, so spielt auch in Jean Pauls Helden jene innere Symphonie, deren Harmonie erhebt, deren Dissonanz betrübt und peinigt. Als Albano, durch Lianens rätselhaftes Betragen erbittert, den Festlichkeiten Lilars entflieht, folgen ihm noch lange die fernen Klänge in die Einsamkeit nach; gereizt hält er sich die Ohren zu, aber das Tönen währt fort; da merkt er, daß er nur sich vernehme (W. 16, 107). Die Musik greift überall dort helfend ein, wo alle andern Eindrücke das Gefühl nicht aufs höchste anschwellen können, und bringt es zum Überfließen. Roquairols verführerische Worte haben alle Glut in Lindas Busen entfacht, da lassen sich ferne Töne vernehmen, und die stolze Titanide fällt (W. 16, 475). Eine stille Landschaft im Abendschein bereitet in den „Flegeljahren" beide Helden auf die Erkennungsszene vor; aber erst Vults Flötenariosos entlocken Walt Tränen und ergreifen den Spieler selbst so, daß er sich an die Brust seines Bruders wirft (W. 20, 95 f.). Dann befreit aber auch die Musik das übervolle Herz von der Last der Leiden; denn Klänge schlagen Wunden, aber Wunden, denen Schmerzen entströmen: Einsam sitzt Firmian Siebenkäs daheim, ferner Kirchengesang und naher Kanarienvogelschlag dringen an sein Ohr; die weiße Wintersonne erfüllt die Stube mit ihrem magischen Licht und schattet auf den Dielen die fliehenden Wolken ab. Da fühlt er mit namenlosem Schmerz das Welken seines jungen Eheglücks, da muß er „sein schwellendes Herz mit der sanften Schneide der Tonkunst öffnen, damit die nächsten und größten Tropfen des Schmerzens daraus flössen" (W. 12, 55). Dann begleitet die Musik jenes innere Tönen, wie ein Orchester die Arie: „Wie kommt's", sagt im „Titan" Julienne zu Idoine, „daß im Freien und nachts auch die unbedeutendste Musik gefällig und

rührend wird?" „Vielleicht", erwidert diese, „weil unsere innere heller und reiner dazu mittönt" (W. 16, 586).

Seit dem 8. Mai 1768 hatte Jean Paul einen zweiten Bruder Johann Gottlieb, zugleich einen neuen Gefährten im Paradies seiner Kindheit; daß es der einzige brüderliche während seines spätern Lebens wurde, war eine traurige Fügung des Schicksals. Am 3. Juni 1770 erblickte Justus Heinrich Wilhelm Christian, Richters 4. Sohn das Licht der Welt.[12])

So schütteten über das trauliche Flußtal die vier Jahreszeiten elfmal das Füllhorn ihrer Reize.

Die Winterkälte trieb den Vater aus seiner hochgelegenen Studierstube in die allgemeine Wohnstube herab, und die Idylle spielte nun im Pfarrhaus selbst. Lernte er an einer Fensterecke seine Sonntagspredigt, trugen ihm seine drei Jungen abwechselnd die volle Kaffeetasse zu und holten noch froher die leere zurück, da es daraus immer einige ungeschmolzene Stückchen Kandiszucker zu naschen gab. Unter dem Ofen Tauben, an den Fenstern Vögel, auf dem Boden drei Hunde, nebenan die Gesindestube mit zwei Mägden, am andern Ende des Gebäudes der lärmende Stall, dazu noch die Drescher in der Scheune: „So von lauter Gesellschaft umgeben, brachte nun leicht der ganze männliche Theil der Wohnstube den Vormittag mit Auswendiglernen zu, nahe neben dem weiblichen Kochen." Fritz kam auch jetzt noch häufig ins Freie; nicht nur daß er den Vater auf seinen Gängen nach den benachbarten Pfarreien zu begleiten hatte; gab es im Dorf irgend etwas Wichtiges zu bestellen, wurde er zum Sprecher erkoren. Freudiger als die Vormittage waren die Winternachmittage. Ging der Vater in der Dämmerung auf und ab, hatte er gewöhnlich seine Söhne an den Händen unter dem Schlafrock nachzuziehen. Beim Abendläuten traten alle in einen Kreis und beteten einstimmig das Lied: „Die finstre Nacht bricht stark herein". Ward nun nach „süßem

[12]) Joditzer Geburtsreg.

Warten“ das Talglicht angezündet, wurden gleichzeitig die Fensterladen der weiten Wohnstube geschlossen, so fühlten sich die Kinder vor dem Knecht Ruprecht sicher, der draußen vergeblich brummte. Jetzt durften sie sich auskleiden und in ihren langen Hemden herumhüpfen. Fritz stellte sich dann gewöhnlich neben den Vater, welcher Bibelstudien betrieb, oder mitten unter dem Lärm eine Kirchenmusik setzte; in letzterm Falle erfreute es den aufmerksamen Knaben besonders, wenn sich durch Pausen schnell ganze Viertelseiten füllten. Wurde endlich bei starkem Frost der lange Tisch an die Ofenbank geschoben, und trat zur Tür die alte Hermännin,[13]) die Botenfrau, herein mit frischen Waren aus der Stadt, so stieg die Winterlust aufs höchste. Solange die Söhne noch klein waren, ließ ihnen der Vater nach dem Abendessen durch die Viehmagd das Märchen vom Aschenbrödel und andere selbsterdachte Geschichten erzählen. Um 9 Uhr aber mußte nach dem zweiten Stock zu Bett gegangen werden; die Brüder hatten ein gemeinschaftliches in der Kammer, Fritz mit dem Vater eins in der Gaststube. Der kam aber erst nach Beendigung seiner Abendlektüre herauf, und der Kleine lag nun zwei Stunden in Schweiß gebadet und sah unzählige Geister im Berghabit, mit Grubenlichtern auf dem Kopf,[14]) aus dem Dunkel emportauchen. Diese Gespensterfurcht, welche ihn auch bei Tag überkam, wenn er kurz vor einem Begräbnis die Bibel durch die leere Kirche nach der Sakristei tragen mußte, wurde vom Vater, der als alter Theologe selbst vom Spukwesen überzeugt war, noch genährt und blieb als Glaube an das Herüberwirken außerweltlicher Mächte Jean Paul bis an sein Lebensende. Sieht er doch in ihr den einzigen poetischen Faktor, welcher selbst in Prosaseelen seine Geltung nicht verliert. Der Dichter gesteht in seinen Vorarbeiten zur Selbstbio-

[13]) F. 23: „Reise nach Frankfurt“ (darin 21 Blätter Selbstbiogr.).
[14]) F. 23: „Reise nach Frankfurt“.

graphie, daß er Wunder wünschte, weil ihm alles zu klar war,[15]) und in seinem „Vitabuch“, daß er überall das Wunderbare vorziehe.[16]) „Der räthselhafte Sterbliche hat auch eine namenlose ungeheure Furcht, die keinen Gegenstand hat, die bei gehörten Geistererscheinungen erwacht, und die man zuweilen fühlt, wenn man nur von ihr spricht“ (W. 6, 92). Die alte Furcht, daß das Klavier auf einmal anfange zu spielen, zählt Jean Paul zu seinen Charakterzügen.[17]) Wer anders hätte auch die grandiose Kirchhofszene nach dem tollen Maskenfest im „Titan“, Schoppes grausige Begegnung mit dem Kahlkopf in Rattos Keller, die unheimliche Gestalt des Ledermenschen im „Kometen“ so trefflich zu schildern vermögen, wenn nicht ein Dichter, der wie E. Th. A. Hoffmann selbst ein Stück vom Dämon in sich hatte?

Über dem Weihnachtsfest, der schönsten aller Winterfreuden, lag alljährlich ein Schatten. Unter den Frohen des Tages gab es da immer einen traurigen: den Vater. Ein düstrer Ernst lag auf seinen Mienen, welchen sich die Mutter nie erklären konnte, und der Sohn erst in den späten Jahren seines Lebens, als er selbst im Schatten des Tannenbaums jener unschuldigen Freuden gedachte, die auf immer mit der goldnen Kindheit versunken waren.

Frühling und Sommer, sagt Jean Paul, fielen aus Gründen, zumal auf dem Lande, in eine Idylle zusammen. Eigentlich wohne der Frühling nur im Herzen, außen auf dem Erdboden gäbe es bloß Sommer, der überall nur auf Früchte und Gegenwart eingerichtet sei.

Nun waren die Kinder aus dem engen Gefängnis der Pfarrstube befreit und eilten hinaus auf Wiesen und Felder, wo geackert, gesät, gepflanzt, Heu gemacht und Korn ge-

---

15) F. 10.

16) Wahrh. 2, 86.

17) F. 10: Selbstbiogr.: „Charakterzüge“ Nr. 30; vgl. W. 17, 334: „unter der Rede bebten tiefe Töne im Klaviere, aber keine Taste regte sich“; W. 17, 337: „die Saiten klangen ungespielt“.

schnitten wurde. Fritz mußte als Ältester mit zugreifen, während der Vater die Arbeit der Fronbauern überwachte. Den Morgen brachte letzterer, wie immer, mit dem Lernen seiner Predigt zu, freilich jetzt auch im Pfarrgarten außerhalb des Dorfs, wohin ihm sein Sohn den Kaffee trug. Abends umschwirrten die Kinder die Mutter, welche Salat brach, taten sich an den Johannis- und Himbeeren gütlich und flogen nach dem Abendessen wie kreuzende Schwalben in ihren langen Hemden herum, während der Pfarrer im Freien sein Pfeifchen schmauchte.

Als des schönsten Sommervogels, der ihn in dieser Jahreszeit umflatterte, gedenkt Jean Paul seiner ersten Liebe. Sie war ein blauäugiges schlankes Mädchen von gleichem Alter, eirundem Gesicht mit einigen Blatternarben, hieß Eva Justine Römer[18]) und wohnte bei ihrem Bruder, einem Fronbauer der Pfarre. Der Dichter sah sie wohl später in Töpen wieder, wohin sie sich verheiratet haben soll, und dabei mögen ihm alle die goldnen Tage vor die Seele getreten sein, da er die kleine Geliebte bei Gottesdiensten im Weiberstuhle aufmerksam beobachtet hatte, da er des Abends auf die Hofmauer geklettert war, um Justine zu erwarten, die ihre Kühe von der Weide trieb, sie mit freundlichem Gruß ans Tor zu winken, und ihr eine Zuckermandel in die Hand zu drücken. Zu einem Kuß brachte er's freilich nicht, und doch hätte ihn ein solcher in „heiße Himmel eingetaucht," da schon Körper und Seele „unbewußt und schuldlos miteinander aufbrauseten", wenn er dem unschönen Dienstmädchen seiner Eltern „verschämt und heftig" an den Mund flog. Noch in Schwarzenbach

---

[18]) Nach Mitteilungen von Herrn Frank in Joditz; in Wahrh. 1, 70 wird sie „Auguste oder Augustina" genannt; doch findet sich der Name Justine F. 23: „Reise nach Frankfurt". In Joditz kann sie nicht geboren worden sein, wenigstens war sie in den dortigen Registern nicht zu finden. Auch konnte Franks Angabe bezügl. ihrer Verheiratung nach Töpen urkundlich nicht nachgeprüft werden, weil dort die Trauregister der betreffenden Jahre fehlen.

gedachte Jean Paul eine Zeitlang seiner Joditzer Liebe, indem er ihr durch einen Schneider das Wertvollste zukommen ließ, was er überhaupt zu vergeben hatte, Bildnisse reitender Potentaten, die er, dank seiner Erfindungsgabe, ohne großen Aufwand an Kosten und Mühe zu Dutzenden herstellen konnte. Noch einen andern „Liebeshandel“ aus diesen Jahren erwähnt der Dichter. In Köditz saß er an einer Tafel zufällig einmal einer jungen Frau gegenüber, zu der er im Stillen eine so tiefe Neigung faßte, daß er „vor lauter Himmel gen Himmel“ gefahren wäre, hätte ihn hier ein Kuß beglückt.

Sonntags vor dem Kirchgang holte Fritz, sich der Bedeutung seines Weges wohl bewußt, Rosen aus dem Pfarrgarten zum Schmuck des Kanzelpultes. Der Gottesdienst aber verfehlte jede Wirkung auf ihn, wenn unter den Andächtigen zufällig die Pfarrleute Hagen von Köditz mit ihrem Söhnchen, seinem Spielkameraden, anwesend waren. Da hob auf beiden Seiten „das Zappeln und Trippeln, das Herztanzen und Grußwinken“ an, und das junge Volk achtete auf alles andre lieber als auf die Predigt, deren Länge auch der Held des „Hesperus“ zu den Leiden seiner Kindheit zählt (W. 5, 110). Vor dem Mittagessen mußte noch den Fronbauern das gesetzliche Halbpfund Brot und Geld zugetragen werden, wobei natürlich ein Besuch beim Fronbauer Römer Fritz der willkommenste war. Begleiteten endlich am Abend die Eltern ihre Gäste weit über das Dorf hinaus, so fand der fröhlichste Tag den fröhlichsten Abschluß; denn Spaziergänge außerhalb des Dorfes waren für den Pfarrersohn die herrlichste und auch einzige Abwechslung in seinem Alltagsleben. Durfte er nach glücklichem Aufsagen seiner Lektion den Vater nach Köditz begleiten und vor den dortigen Freunden die Einteilung der letzten Sonntagspredigt wiederholen, war er für seinen Fleiß am reichlichsten belohnt. Der Knabe, welcher nämlich immer eine gewisse Scheu zeigte, vor einzelnen aufzutreten, legte sie vor vielen ab. „Schweig’ ich

vor einem, so bin ich verlegen; red' ich vor der Menge, so bin ich's nicht," sagt der Dichter und erklärt sich sein Verhalten daraus, daß der einzelne nur ein Ziel darbietet und zwar ein persönliches; die Menge auch ein Ziel, aber aus diesen allen zusammengesetzt. So zeigte er auch bei Prüfungen stets die größte Unerschrockenheit, weil da die Welt des Wissens ihm den äußern Menschen verbarg: „und überall später" — fügt er in glücklicher Erinnerung an die Triumphzüge seiner Reisen hinzu — „war ich nicht vor der Menge verlegen; was dazu gehört, wenn man sich von einer ganzen Gesellschaft soll schweigend ansingen lassen und dabei ordentlich aussehn!"[19]) Einst vertrat Fritz sogar den Pfarrer in dessen Abwesenheit, indem er eine steinalte kranke Frau aufsuchte, um ihr aus dem Gesangbuch vorzulesen, das ihm lieber als die Bibel war. Die Durchführung der löblichen Absicht aber verhinderten gleich nach den ersten Worten seine eignen Tränen. An diesem weichen Gemüt gingen auch später alle Kämpfe des Lebens vorüber, ohne es zu verhärten. Zu einem Prediger hielt sich Jean Paul schon deshalb nicht berufen, weil er sich in völlige Rührung gesprochen, ehe er die andern nur zur halben gebracht hätte. Konnte er doch aus gleichem Grunde nicht einmal eine pathetische Rede halten![20])

Ein Besuch der Patronatsherrin auf dem Zedtwitzer Schloß machte auf das arme Dorfkind den tiefsten Eindruck. Die prächtige Kutsche, welche den Pfarrer an jedem grünen Donnerstag zur Abendmahlsfeier abholte, fuhr schon tags vorher seine Söhne eine Zeitlang im Orte herum. Fritz durfte einmal den Vater begleiten; denn dieser hatte in Zedtwitz viel Gutes von ihm verkündet. Nachdem er eine Weile die Ahnenbilder angestaunt hatte, empfing ihn die Freifrau, deren Kleid er nach voraus-

[19]) F. 23: „Reise nach Frankfurt".
[20]) Wahrh. 2, 78.

gegangner Unterweisung sofort ergriff und ehrerbietig küßte. Damit war aber auch schon die Audienz beendigt, und er konnte sich nun an den prächtigen Laubengängen und Orangerien des Schloßgartens, am meisten aber an einem Obstkuchen erquicken, den er bei dieser Gelegenheit erhielt. Auch sonst war Richter häufig Gast bei seiner Herrschaft; brachte er doch von dort auch feine Manieren mit ins eigne Haus, die freilich seinen Söhnen nicht willkommen waren, so das unterwürfige „Sie“, womit die Eltern stets anzusprechen waren, und den Handkuß nach dem Essen.[21])

Das bedeutendste Ereignis in Jean Pauls Kinderjahren war der Jahrmarkt um Jakobi in Hof. Da ließ der alte Kuhn seine Tochter, die den weiten Weg zu Fuß nicht machen konnte, mit ihrem Ältesten im Wagen abholen. Die Ankömmlinge wurden mit süßem Wein gastlich bewirtet, Fritz außerdem zum Haarkräusler geschickt, der seine Frisur instand setzte. Für den Groschen, welchen ihm die Großmutter gab, durfte er sich kaufen, wonach sein Herz begehrte, auch Mandeln und Rosinen für Justine, wenn er ihrer über die schön geputzten Hoferinnen nicht vergaß.

In die Stadt kam übrigens Jean Paul während dieser Zeit sehr oft. Sein Vater, der nun einmal das Unglück hatte, daß sich seine Familie mit seinen Einkünften unverhältnismäßig vermehrte, war auf die Wohltätigkeit der Schwiegereltern stark angewiesen. Freilich bat er selbst nie; davon hielt ihn sein starrer Mannestrotz zurück; aber die Mutter hing Fritz oft den Quersack um, gab ihm einen Wunschzettel und etwas Geld mit, um den Schein des Kaufs zu wahren. Die mehrstündige Reise verlief auch immer zur vollsten Zufriedenheit des Joditzer Pfarrhauses, denn der Sohn kehrte stets reich beschenkt zurück.

---

[21]) F. 23: „Reise nach Frankfurt“: „Von diesem Versaill brachte er das ‚Sie‘ mit und das Handküssen, das anfangs weinend, dann kalt geschah.“

Der Herbst brachte die letzten Freuden im alternden Jahr. Schon die abnehmenden Tage entzückten den Dichter ebenso wie die zunehmenden im Frühling, welch letztere er sich bis zu einem Schwedentag verlängert gewünscht hätte, dessen Schönheit sich Walt im „Glück eines schwedischen Pfarrers" so farbensatt ausmalt. Dann war für die Birnen des dicken Muskatellerbaums die heiß erwartete Erntezeit gekommen, und ein abgeschlagenes Birkenbäumchen, das man jetzt in einen Topf voll Wasser und Kalk pflanzte, trieb gerade zur Weihnachtszeit grüne Blätter. Am Abend gingen Fritz und Adam mit dem Vater aufs Kartoffelfeld, sammelten abwechselnd Kartoffel und Haselnüsse, die man nach der Heimkehr mit doppeltem Genuß verzehrte.

„Das Erfreulichste und Zauberische, auf das ich ewig und sehnsüchtig zurückschaue, ist meine Jugendzeit, aber nicht meine äußere, die kahlste, die je Jünglinge ertragen, sondern auf meine innere, welche unter dem hohen Schnee der äußern Lage ihre Blumen und Blüten und den ganzen Frühling trieb. Jetzo ist der Schnee fort, aber der Lenz auch." [22]) Diese Zeilen enthalten ein tiefes Selbstbekenntnis und reichen uns den Ariadnefaden durch das Labyrinth von Jean Pauls Künstlernatur. Er hat sich einen Lebenslibertin von innen genannt, dessen Phantasie die äußere Dürftigkeit verzehre [23]) und hat zum Ausdruck seines nur aus Träumen gesponnenen Glücks nicht Bilder genug finden können. Wie er nun einmal Beobachtungen über das eigne Seelenleben gern die Form der Allgemeinheit gibt, so spricht er bald von der Wolke, die sich beständig zwischen den Menschen und die Wahrheit lagere, bald von dem Arkadien, welches nicht über seine vier Gehirnkammern hinauslange, von dem ewigen Widerschein unsers Innern, der auf der Außenwelt liege, von dem Spinnengewebe, das uns und

---

[22]) Wahrh. 2, 64.
[23]) Wahrh. 2, 30.

unser Glück im Sturmwind ziemlich sicher trage, wenn wir es nur aus unserm Innern gesponnen und gezogen hätten wie die Spinne das ihrige. Das ist die Seligkeit der Don Quixoterie. Aber der Wettlauf zwischen äußerm und innerm Erleben wird oft ungleich. Die Einbildungskraft erfüllt die in ihren heißen Wünschen nach dem bescheidensten Erlebnis unbefriedigt gebliebene Seele mit dem leuchtenden Bilde des Ideals, von dem das Schicksal später nur eine abgeblaßte Verwirklichung bringen kann; dann entsteht die herbe Empfindung des Gegensatzes zwischen Poesie und Leben, des nachhinkenden Glücks und eine Melancholie, die Jean Paul bereits als Knabe kannte. Trat er am Weihnachtsmorgen vor den strahlenden Lichterbaum, entrang sich ihm ein Seufzer über das Leben, da er schon den Übergang fühlte „aus dem wogenden, spielenden, unabsehlichen Meere der Phantasie auf die begränzte und begränzende feste Küste“.

Ist im schmalsten Beet ein Tulpenbaum zu ziehen, der seine Blütenzweige über den ganzen Garten ausdehnt, so konnte ja auch in der kleinen Welt, welche die Mauer des Pfarrhofs umschloß, ein Geist erstehn, der sein Jahrhundert überragte und sich doch stets am Saft des grünen Plätzchens labte, dem seine Wurzel entsprang! Ein fein und reich ausgebildetes Innenleben darf sich nur allmählich von der Knospe zur Blüte entfalten. Jede vorzeitige starke Einwirkung stört seine ruhige Entwicklung. Daher verlangt Jean Paul gerade für die Jugend ein gewisses Dunkel, eine gewisse Enge der Verhältnisse, und das Dorf dünkt ihn die beste Pflegestätte für die Kindheit, namentlich für die eines Dichters zu sein. Daher auch sein Seligpreisen des „Edens“ [24]) der Armut, die er nie als drückende Last empfunden hat und deren Sänger er geworden ist. Schon im phantasiereichen Knaben bereitet sich jenes Verzicht-

---

[24]) F. 15: Eine Reihe von Vorstudien zu den „Flegeljahren“ unter dem Schlagwort: „Armuth-Eden“.

leisten auf eine reiche Außenwelt bei einer reichen innern, jene eigne Neigung zum Stilleben vor. Er liebt am meisten den Herbst als die Jahreszeit, in welcher die Natur zu Bette geht und die Sehnsucht nach dem kommenden Lenz eröffnet; er preist die jungen Schwalben glücklich, weil sie nachts in ihrem ummauerten Nest so heimlich sitzen können, liest mit ungemeinem Behagen Reisebeschreibungen von fernen Winterländern wie Spitzbergen und Grönland, baut sich ein geräumiges Fliegenhaus mit Stockwerken und Treppen, um sich an der Glückseligkeit des drinnen kriechenden und summenden Völkleins zu ergötzen. Die Kindheit aber erzieht die Jugend, diese das Alter, und auf das ABC des Lebens setzt der Mensch seine Paradiese hinaus.[25])

„Eben aus der Seeligkeit in beschränkten Verhältnissen hab' ich jene spätere Zufriedenheit gelernt, und die von der Kindheit versüßte Einschränkung gewöhnte mich an die von der Vernunft verschönerte." [26]) Diesen Haus- und Winkelsinn hat Jean Paul daher nie abgelegt. Nennt er sich doch selbst ein häusliches Schaltier, das sich recht behaglich in die engsten Windungen des Gehäuses zurückschiebt und verliebt, nur daß es jedesmal die Schneckenschale breit offen haben muß, um dann die vier Fühlfäden nicht etwa soweit als vier Schmetterlingsflügel in die Lüfte zu erheben, sondern noch zehnmal weiter bis an den Himmel hinaufzustrecken, wenigstens jeden Fühlfaden an einen der vier Trabanten Jupiters. Das ist der „närrische Bund zwischen Fernsuchen und Nahesuchen", der heiße Unendlichkeitsdrang, der Mikrokosmus, der das Weltall umspannt.

Jedem großen Geiste erscheint selbst das Menschlichgrößte verächtlich, da es zu übertreffen ist. Jedes Menschenwerk ruft nach Vervollkommnung, und mit jeder neuen Erkenntnis wächst auch die Sphinx mit ihren Rätseln.

---

[25]) F. 23: Erziehungslehre, 15. April 1806.
[26]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 4. Joditz, Nr. 81.

Nur die bunte Fülle des Menschlichen greift störend in des Dichters Seele ein, nicht die der Natur, welche in ihrer Unendlichkeit auch dem weitesten Fluge gerecht wird. In einem Rittersaal, gesteht er selbst, in einer Peterskirche könnte er noch weniger schreiben als wohnen; es wäre ihm ein Marktplatz mit einem Dach gedeckt, wohl aber auf dem Montblanc oder Ätna, „denn nur das enge Menschliche kann ihm nicht klein genug, aber die große Natur nicht zu ausgedehnt sein; die Kleinheit der Menschenwerke verkleinert sich durch ihr Vergrößern“.

Künftighin, meint Jean Paul, könne es zweifelhaft werden, ob er nicht mehr zur Philosophie als zur Dichtkunst geboren war. In frühester Zeit wäre ihm das Wort Weltweisheit wie eine offene Himmelspforte gewesen, durch die er in lange, lange Freudengärten hineinsah. Es darf uns nicht wundern, wenn ihm gerade die Psychologie zur Lieblingsbeschäftigung wird, sobald er an die Quellen reicherer Erkenntnis gelangt. In der Wüstenei seiner Jugenderziehung war eben sein Innenleben die einzige Oase, aus welcher er seinen Wissensdurst stillen konnte, und jene merkwürdige Begebenheit, da der Knabe durch das plötzliche innere Gesicht: „Ich bin ein Ich“ zum Bewußtsein seiner selbst gelangte,[27]) zeugt bereits von jener tiefen Spekulation, die ihn bis an sein Lebensende eigner Beobachtung unterstellte.

Aber auch das weiche Gemüt des Dichters der Sehnsucht, Liebe und Freundschaft verriet sich bereits in diesen Jahren; freilich nicht im übermütigen Kinde, das ohne Vorwissen der Mutter in Abwesenheit des Vaters mit seinem Bruder auf Schmetterlingfang auszog, sich wohl ab und zu auch prügelte, wie Vult mit Walt,[28]) Nicolaus mit Peter,[29]) das beim Läuten half, um nur vom Glockenseil in die Höhe

---

[27]) Wahrh. 1, 53.
[28]) Flegeljahre.
[29]) Komet.

gehoben zu werden und von einem freischwebenden Balken ins Heu herabsprang, um die Süßigkeit des Fliegens zu genießen. „Zeige mit aller Wildheit das Romantische in dir“, lautet eine Regel für die Selbstbiographie „die Muscheln bei Hirschberg — der Nordschein“.[30]) Eine andere Stelle spricht von einem „romantischen Beneiden des Sonnenscheins an dem Thurm“.[31]) Diese Vorschläge fanden keine Verwertung, beweisen uns aber, daß schon im Knaben eigenartige Empfindungen vorherrschten, deren Unterschied von alltäglichen ihm bewußt war. „Es gibt eine Zeit der Sehnsucht, wo ihr Gegenstand noch keinen Namen trägt, und sie nur sich selber zu nennen vermag.“ In dieser stand der Dichter jetzt. Als er an einem schönen Sommernachmittag über sonnenbeglänzte Bergabhänge, wogende Kornfelder und eilende Wolkenschatten hinsah, wurde in ihm plötzlich ein gegenstandsloses Sehnen wach „das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war“. Es war, wie er sagt, die Sehnsucht des ganzen Menschen nach den himmlischen Gütern des Lebens, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen, weiten Dunkel des Herzens lagen und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten. Das ist Victors romantische Sehnsucht unter dem Gesange Klotildens, eine Sehnsucht, die zu betäuben wäre, könnte der Held seine Arme um Felsen drücken (W. 5, 133), so empfindet Siebenkäs, wenn er durch die sonnenbeglänzte, knospenvolle Frühlingswelt wandelt, und ihm ist, als wohne sein Leben, statt in einem festen Herzen, in einer warmen, weichen Zähre, und sein beschwerter Geist dränge sich schwellend durch eine Kerkerfuge hinaus und zerlaufe zu einem Tone, zu einer blauen Ätherwelle (W. 12, 71); das ist die Sehnsucht Albanos, der an schönen Sonntagen von der hohen Glockenstube aus einsam über die tiefe Erde

---

[30]) F. 23: „Reise nach Frankfurt“.
[31]) F. 10: Inh. d. Selbstbiogr.: 4. Joditz, Nr. 74.

blickt (W. 15, 137). Noch eine andre Sehnsucht kennt Jean Paul, eine Sehnsucht, die nicht peinigt, wie sie der Mondschein erweckt „dessen Silberseen das Herz nur sanft in sich zerlassen und so aufgelöset ins Unendliche treiben und führen". Und auch diese hat schon das Kind empfunden. Beim Anblick eines Johanniswürmchens — fühlte es keinen Schmerz sondern weites Sehnen und Ahnen.[32])

„Man muß nur nicht des Idylls wegen glauben, es habe keine schlimmen Tage, keine Scheltworte etc. in Joditz gegeben," sagt Jean Paul in den biographischen Vorarbeiten, auch die Schattenseiten seiner Kindheit flüchtig berührend, „freilich war nicht alles so idyllisch; aber das Jugendroth gleicht dem rosenfarbnen Spiegelglas, das alle Sachen in Rosenfarben kleidet." [33])

Die Zeit rückte immer näher, da der Pfarrer an einen besseren Unterricht für seine Kinder denken mußte; aber die alten Schulden waren noch nicht gedeckt und konnten es bei der beständigen Kränklichkeit seiner Frau auch noch lange nicht werden. Zwei Töchter, die sie ihm in Joditz geboren hatte, waren im Alter von wenig Monaten gestorben.[34]) Noch in späten Jahren gedenkt Jean Paul der Abende, da er an der Seite der Kleinen stand und dem Wiegenlied der grünen Wälder lauschte (W. 21, 243). Richter mußte immer das Schicksal helfen. Uneigennützig sorgte er gern für andere, ungern für sich selbst. Die Bewerbung um eine größere Pfarrstelle war in seinen Augen nichts Geringeres als Simonie.

Da wurde der Tod des Pfarrers Barnickel in Schwarzenbach seine Rettung. Die Freifrau von Plotho hatte zufällig die erledigte Stelle, in deren Besetzung sie sich abwechselnd mit dem Grafen Schönburg-Waldenburg teilte, zu vergeben. Sie entschied natürlich für Richter. Des Vergnügens aber,

---

[32]) F. 23: „Reise nach Frankfurt".

[33]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, Nr. 16 u. 45.

[34]) Sophia Jacobina Ottilia, * 2. 9. 1774, † 22. 3. 1775; Rosina Barbara Sophia, * 27. 7. 1766, † 23. 4. 1767 (Joditzer Register).

ihm selbst die freudige Botschaft zu verkünden, beraubte sie ihr geschwätziger Gemahl. Nicht in gehobner, wie man hätte erwarten sollen, sondern in sehr gedrückter Stimmung kehrte Jean Pauls Vater an diesem Abend zu den Seinigen heim. Er hatte das stille Dorf ebenso lieb gewonnen, wie dieses ihn, und ein dunkles Ahnen sagte ihm vielleicht, daß der Weg zu seinem neuen Glück auch der zu seinem letzten wäre.

3. Schwarzenbach a. Saale.

(9. Januar 1776 — Anfang Februar 1779.)

„Für Kinder gibt es keine Abschiede; denn sie erkennen keine Vergangenheit, sondern nur Gegenwart voll Zukunft.“ So allgemein begründet Jean Paul in seiner Selbstbiographie die überraschende Tatsache, daß er leichten Herzens das trauliche Joditz verließ. In den Vorarbeiten zum Werke aber denkt er individueller; da faßt er das Gesamtergebnis seiner ersten Entwicklung in die Worte: „Er war philosophisch und poetisch der Außenwelt entgegengesetzt.“ [1]) — „Er bemerkte das äußere Schwarzenbach nur am Innern.“ [2]) Das Dorf hatte die reichen Seelenkräfte des Knaben sanft geweckt, nicht gewaltsam aufgescheucht; so waren sie auch stetig gereift und zu einer Macht gediehen, die sich Gegenwart und Zukunft in Träumen schuf; aber der Träumende träumt, ob er in einsamer Hütte oder in Palästen wohnt. Für den Vater mögen freilich die äußeren Verhältnisse maßgebend gewesen sein. Ein Markt von etwa 1500 Einwohnern, die Pfarre von zwei Geistlichen, die Schule von einem Rektor und Kantor besorgt, ein Rathaus und ein Schloß, welches sich mit dem Zedtwitzer schon messen konnte! Rektor war seit kurzem jener Kandidat Karl August Werner,

[1]) F. 23: „Reise nach Frankfurt“.
[2]) Ebda.

welcher einst als Winkelschulmeister mit dem Lyceum zu Wunsiedel in Fehde lag. Der Dichter schildert ihn als einen schönen Mann mit breiter Stirn und Nase, voll Feuer und Gefühl, mit hinreißender Beredsamkeit, voll Fragen und Gleichnissen und Anreden wie Vater Abraham; im übrigen aber ohne Tiefe, weder in Sprachen noch in andern Wissenschaften. Die komische Seite muß an ihm zur Belustigung seiner Zeitgenossen besonders stark ausgeprägt gewesen sein; hatte sich doch sogar eine „Schraubgenossenschaft“ gebildet, die dem Rektor Possen spielte, welche in der Erinnerung des Volkes ein Jahrhundert überlebt haben. Von einer berichtet Jean Paul selbst. Da es bekannt war, daß Werner über alle Neuigkeiten seinen Schülern vortrug, sandte man ihm einst ein altes Blatt der Erlanger Zeitung, dessen Jahreszahl durch einen Tintenklecks unkenntlich gemacht worden war, und setzte ihn so von einer längst vergessenen schrecklichen Hungersnot in Kenntnis. Der Rektor fiel auch auf den Scherz herein und schilderte der Klasse das gräßliche Elend in den düstersten Farben. Noch heute erzählen die Schwarzenbacher von der traurigen Figur ihres einstigen Schultyrannen, als ihm ein Hut voll Eier über den Kopf gestülpt wurde, und von dem pathetischen vierfachen Fluch, den Werner einer Henne nachdonnerte, die ihm während des Säens ein Korn gestohlen hatte. Die Schule muß ein buntes Bild geboten haben: Für beide Geschlechter war der Unterricht gemeinsam, den Knaben wurde er in verschiedenen Abstufungen vermittelt. Die Schüler gliederten sich in ABCschützen, Buchstabierer und Lateiner; sogar die griechische und hebräische Sprache wurde mit den Vorgeschrittenen getrieben. Werners philologische Lehrmethode war gerade das Gegenteil von der des alten Richter und, wenngleich sie der eitle Mann für seine eigene originelle Erfindung ausgab, nur die Basedows [3]) mit dem Prinzip eines möglichst raschen Über-

[3]) Müller (Archiv f. Gesch. d. Phil. 13, 206) schreibt die Methode Ratich zu.

greifens vom Elementarunterricht auf eine zusammenhängende Lektüre. So ging Jean Paul im Lateinischen bald zum Cornelius Nepos über, im Griechischen nach flüchtiger Unterweisung in den Regeln der Grammatik zum neuen Testament; im Hebräischen wurde auf ebenso bescheidene Voraussetzungen hin das erste Buch Mosis gelesen. In letzterm Fach war er eigentlich der einzige Schüler des Rektors. Er übersetzte die Urtexte der Bibel stückweise mündlich ins Lateinische und nährte wie Quintus Fixlein bei den Analysierübungen seinen angeborenen Zug zum geistigen Nestmachen durch allerhand philologische Kleinkrämerei, wozu ihm der an Akzenten und Selbstlautern reiche Sprachbau des Hebräischen überall Anlaß bot. Und tändelnd zwängte er auch die geschniegelten deutschen Übungssätze des Hofmannschen Lehrbuchs in ein Latein, das der Lehrer am Ende vor verkürzenden Partizipialkonstruktionen kaum mehr verstehen konnte. Es ist leicht einzusehen, daß Fritz aus dem Unterricht des Rektors ebensowenig Vorteil zog als aus dem des Vaters; denn dieser blieb in pedantischem Regelkram stecken und jener — im Übersetzen. Das war der ganze Unterschied in den Erfolgen beider. Bei einer Methode, welche für keinen Grund und Boden sorgte und nur der Oberflächlichkeit Vorschub leistete, überrascht es uns keineswegs, wenn der Dichter erzählt, daß nicht nur er, sondern auch Werner, trotz einer vor ihm liegenden gedruckten Übersetzung, beim Analysieren häufig in die Brüche kam. „Von allen mich umgebenden Menschen und Lehrern hab' ich nichts gehabt," klagt Jean Paul mit Recht. „Diese Ansicht kann ich durch meine ganze frühere Geschichte geben, Werner — früher Vater — Not — Leipzig bei meiner Armuth." [4])

Der Kaplan, welcher Richter zur Seite stand, hieß Johann Samuel Völkel. 1775 war er nach Schwarzenbach gekommen, da sich seine Berufung als Pfarrer nach

---

[4]) F. 10: Vita propria 1817, April.

Kirchahorn an einem Erbschaftsstreit zerschlagen hatte.[5]) Dem in bezug auf Erziehung sonst trägen Menschen fiel bei Besuchen, die er Richter abstattete, dessen schweigsamer Sohn auf, der sich im Schreiben nie stören ließ, man mochte um ihn her plaudern, was man wollte, und er erbat sich die Erlaubnis, Fritz Stunden geben zu dürfen. Der Unterricht, den nun Jean Paul bei Völkel genoß, erstreckte sich zunächst auf Philosophie. Zwar ward er hier nur mit der leeren und trockenen Weltweisheit Gottscheds bekannt gemacht, aber der Neuheit wegen war sie ihm doch süßes Manna vom Himmel. Die größten Schwierigkeiten machte ihm die Geographie. Sie blieb auch immer seine schwächste Seite: „Es ist blos Schein," sagt er im Nachlaß, „wenn ich in meinen Büchern Orte weiß, denn ich hol' es aus meinen Exzerpten, behalt' es aber nicht." [6]) Freilich dürfte auch der Kaplan nicht das geringste dazu beigetragen haben, den unliebsamen Gegenstand einigermaßen anregend zu gestalten. Völkels ganzer Geographieunterricht scheint vielmehr in dem Endzweck gegipfelt zu haben, eine Karte ohne alle Behelfe aus dem Kopfe zu entwerfen. In einer einzigen Hinsicht bezeugt der Dichter seinem Lehrer aufrichtigen Dank; nämlich für seine Anleitung zum deutschen Stil, wenngleich diese im Grunde nur eine zur Theologie war. Der Kaplan schlug hier den Weg ein, welchen die rationalistische Pädagogik für den allein richtigen ansah; aus der natürlichen Offenbarung die Existenz Gottes und der Vorsehung zu beweisen. Zur Grundlage für seinen Unterricht wählte er Nösselts und Jerusalems Schriften, und wir glauben gern, daß sich an der Beredsamkeit und an dem Feuer des letzteren Jean Pauls jugendliches Herz entzündete. Erhielt er von seinem Lehrer auf einem Oktavblättchen in einzelnen Sätzen und Schlagworten Beweise skizziert, welche weiter

---

[5]) Summa a. a. O. S. 29.
[6]) F. 23: „Reise nach Frankfurt".

auszuführen waren, so fing er jeden Aufsatz „mit Wärme“ an und endigte ihn „mit Lohe“; denn gewöhnlich klang der Schluß in eine emphatische Schilderung des Weltendes aus, der Freuden des Himmels und anderer Bilder, mit welchen die Religion besonders das kindliche Gemüt erhebt und die dichterische Phantasie auf die erste Probe stellt.

Den Geographiestunden pflegte Völkel ein Schachspiel anzureihen, welches Jean Paul von Jugend an am meisten liebte, wenngleich er darin nach eigenem Geständnis nie über den Anfänger hinauskam. Als aber der Lehrer einmal vergaß, das versprochene Spiel folgen zu lassen, blieb Fritz dem Unterricht für immer fern, zumal da der Vater merkwürdigerweise gegen das völlig unbegründete Ausbleiben keine Einsprache erhob. Nichtsdestoweniger hing der Knabe an dem Kaplan nach wie vor mit gleicher Liebe und freute sich schon immer auf die Abende, da dieser nach der Kindtaufe den Pfarrer besuchte. „Das ist,“ meint er in den biographischen Vorarbeiten, „das erste, stärkste Beispiel des liebenden Grollens, das mir so manchen Himmel und so viele Höllen aufgethan und eingeschürt.“ [7])

Mit derselben Gründlichkeit wie bei Rektor Werner die Sprachen lernte der Dichter beim Kantor J. Melchior Größl [8]) das Klavierspiel; oder besser gesagt, einige Tanzstücke abklimpern, die gewöhnlichsten Choralgriffe und Generalbaßziffern; bald kehrte er sich an den Unterricht überhaupt nicht mehr; phantasierte nach Herzenslust und spielte alle Stücke herunter, die er nur im Orte auftreiben konnte.

Wer Jean Paul in diesen Jahren die Anfangsgründe des Französischen beigebracht hat, wissen wir nicht; übrigens blieb es auch hier nur bei den Anfangsgründen, wie im Musikunterricht. Die erste französische Lektüre des Dichters war Helvetius' „De l'homme“. [9])

---

[7]) F. 23: „Reise nach Frankfurt“.

[8]) Der Dichter schreibt „Gressel“; vgl. Summa a. a. O. S. 33.

[9]) Wahrh. 2, 65.

Wieder hatte also des Jünglings Sehnsucht nach einem Lehrer, der ihm das große alles umfassende Buch, die Welt, in ihren Rätseln enthüllt hätte, keine Befriedigung gefunden, und die Enttäuschung war so herb, daß sie ihm sein ganzes Leben in Erinnerung blieb. Glaubte er doch die Satire seiner „Levana" nicht besser steigern zu können, als durch Erzählung seiner eignen Schwarzenbacher Lehrjahre unter fremden Namen: „Die Sache von Schwarzenbach werde unter fremden Namen gegeben, um mehr Satire zu bringen." — „Lies vorher den 1. Titan." [10]) Damit gibt er uns selbst einen Fingerzeig, wo wir das Vorbild für Albanos Jugenderziehung zu suchen haben. „Greineisen" heißt es in der ersten Fassung des „Titan", „sei Rektor Werner und glaube ihn [Albano] gebildet zu haben." [11]) Greineisen aber ist der ursprüngliche Name für den Schachtelmagister Wehmeier, auf den denn auch viele Züge von Völkel und Werner übergegangen sind. So sucht er für seinen Zögling neue Lehren, die ihm aber selbst neu sind; besitzt keine tiefern Kenntnisse, weiß von der Sternkunde nur das, was im Buch Josua darüber steht, ebensowenig von der Naturkunde, von andern Realien ist er nur etwas in der Historie bewandert, und außer der Gottschedianischen Weltweisheit ist ihm jede fremd. Aber neue Lehrmethoden oder Entdeckungen, die ihm zu Ohren kommen, hält er für die seinigen (W. 15, 113 f.).

Zu derselben Zeit, da Fritz beim Rektor hebräische Texte analysierte und beim Kaplan verzweifelte Anstrengungen machte, die geographischen Merkwürdigkeiten in den unermeßlichen Reichen der Duodezfürsten sich einzuprägen, fiel ihm auch die schöne Literatur in Gestalt zweier Romane in die Hände. Der eine war der Robinson Crusoe, welcher mit seiner ewig gleichen Wirkung auf die Jugend den Knaben bis zur körperlichen Entzückung hin-

---

[10]) F. 23: Levana (162 Bl.) ad Form.
[11]) F. 19: Titan 1. Bd. Juny 1797.

riß. Noch in seiner Selbstbiographie erinnert sich der Dichter genau an Ort und Stelle, wo er das Buch verschlang. Trotz väterlichen Verbots holte er sich vom Bücherbrett die Geschichte des Veit Rosenstock, und wenngleich ihn diese nur halb so begeisterte als jene, las er sie doch auch mit frenetischem Eifer, einmal sogar während der Wochenpredigt in einer leeren Empore auf dem Bauche liegend.

Das stille Paradies von Joditz war hinter ihm wie eine vergeßne Märchenwelt versunken, und so auch alles, was er einst dort liebgewonnen hatte, selbst die Erinnerung an seine Justine. Eine Katharina Bärin, ein herziges Geschöpf mit rundem, roten, blatternarbigen Gesichtchen, blitzenden Augen und einer artigen Hastigkeit im Sprechen und Laufen hatte das arme Dorfkind ganz aus dem Herzen des Dichters verdrängt. Beim Schulkarneval, am Fastnachtvormittag war er ihr näher getreten, hatte mit ihr den unregelmäßigen Hopstanz gemacht, und was sich liebte, neckte sich. Beim Spiel: „wie gefällt dir dein Nachbar“ platzte sie immer mit einem „Nein“ heraus, wenn Fritz an der Reihe war, denn sie wußte, daß ihm dies ein paar tüchtige Schläge mit dem Klumpsack eintrug. Aber Rosen brechen unter Dornen hervor. Selig lugte der Knabe aus dem Fenster, wenn sie mit ihrem schneeweißen Schürzchen über die Brücke dem Pfarrhaus entgegen zur Schule lief, aber ehe er die kleine Treppe hinab war, um einige Süßigkeiten anzubringen, war auch schon die Heißersehnte wieder verschwunden; nun stand er beschämt auf der Straße und mag wohl wie Wuz das Katherinen Zugedachte häufig selber verzehrt haben. Aber der Lohn für die Leiden der Liebe blieb doch nicht aus; Fritz brachte es, was ihm in Joditz nie vergönnt gewesen, zu einem Kusse. Freilich verdankte er dies nur seinem lieben Brüderlein Adam, dem Lausbuben.[12]) Der hatte

---

[12]) Denn dieser ist wohl unter dem „Pfarrsohn, der unter allen meinen Schulkameraden der schlechteste war“ (Wahrh. 1, 138) gemeint; die Stelle scheint übrigens Nerrlich zu der irrigen Annahme verführt

ihn, während der Vater durch einen Besuch des Kaplans unschädlich gemacht war, zu der unerhörten Kühnheit überredet, am Abende in das Haus einzudringen, wo das Mädchen mit ihrer Mutter wohnte. War es nun Zufall oder auch Adams Streich, Katharina begegnet ihm auf der Treppe; stürmisch drückt er ihr seine Geschenke in die Hand und sie selbst an Herz und Mund — „es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wiederkam; eine ganze sehnsüchtige Vergangenheit und ein Zukunft-Traum war in einen Augenblick zusammen eingepreßt; — und im Finstern hinter den geschloßnen Augen entfaltete sich das Feuerwerk des Lebens für einen Blick und war dahin. Aber ich hab' es doch nicht vergessen, das Unvergeßliche.“ Freilich war er nicht ungestraft unter Palmen gewandelt, denn als er heimkam, gab es arge Schelte wegen des Auslaufens und zu einem Kuß kam es auch nicht mehr.

Mit der Schilderung seines Abendmahls zerreißt Jean Paul den duftenden Kranz, welchen er aus den weißen Rosen seiner unschuldsvollen Jugenderinnerungen geflochten hat. Es ist das stimmungsvollste Ereignis aus dem Lenze seines Lebens, aber zugleich auch das, womit er seine Kindheit begrub. Er erzählt es uns, den Wermut einer unstillbaren Sehnsucht im Herzen, im Auge die schimmernde Träne, welche der Mensch dem nachweint, was keine Zeit mehr zurückbringt. Die Seligkeit des Kindes, die der Zauber frommer Märchen webt, war bereits in ihm erloschen, als nach Enthüllung des Christgeheimnisses Weihnachten für ihn das Fest der Feste zu sein aufgehört hatte.[13]) Über seine Kindheit war der Herbst gekommen. Vergessen und entlaubt lag sie unter ihm, und der wilde Strom eines von Jugendidealen erfüllten Lebens ging

---

zu haben, es habe in Schwarzenbach zwei Pfarrer und einen Kaplan gegeben. L, 91.

[13]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, Nr. 47, „Das Pfingsten blüht mir mehr als Weihnachten“.

darüber hinweg. Aber als der in der Kälte der Menschen vereist war, grünte sie wie eine stille Wintersaat unter der rauhen Decke weiter, und als ein Frühling kam, der den Schnee schmelzte, da schoß sie zum Ährenfeld empor, das dem Schaffen des Dichters immer neue Nahrung bot. Es brach wieder eine Zeit an, da die Erinnerung an die Jahre von Joditz in Jean Pauls Seele als das belebende Tagesgestirn aufging, vor dem alle andern erblaßten, eine Zeit, da er im Herzen wieder zum Kinde wurde.

Schon 1775 hätte Fritz konfirmiert werden können, der Vater schob es jedoch bis Schwarzenbach auf. Eine flammende Ansprache des Rektors über das geläufige Thema vom Unglückseligen, der sich selbst Verdammnis hineinißt und trinkt, so er unreinen Herzens zum Tisch des Herrn trat, ergriff Lehrer und Schüler bis zu Tränen. Oft kniete Fritz vor dem Beichtsonnabend auf dem Dachboden in bußfertigem Gebete, am Beichttag aber bat er unter bittern Zähren den geliebten Eltern und Bekannten seine schweren Fehler ab. Und Ruhe war nach den Stürmen des Tages in das junge Herz eingekehrt. Ein heller Sonntagsmorgen lachte auf die kleine Schar herab, welche in Festtagskleidern unter duftenden Birken zur geweihten Stätte wallte. Die Glocken läuteten, und der Segen des Himmels schien mit den goldnen Strahlen der Sonne in die unschuldigen Kinderseelen einzufallen, welche kein unreiner Gedanke, kein sündiger Wunsch trübte. „Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein aufgedecktes unabsehliches Liebemahl, und das ganze Gewebe und Gespinste des Lebens stand vor mir als eine leise sanfte Wind- oder Ätherharfe, welche der Athem der Liebe durchweht.“

Dieses Lenzfest des Herzens, meint der Dichter, sei später in den Jünglingsjahren als ein ruhiger heiterer Sabbat zurückgekehrt, als vor ihm zum erstenmal aus Plutarch, Epiktet und Antonin die alten stoischen Geister aufstiegen und ihm die Schmerzen der Erde und alles

Zürnen wegnahmen. Aber derjenige, welcher bei der Lektüre der Stoiker ähnliche Gefühle empfand, war der Welt seiner häuslichen frommen Erziehung, war der Opferfreudigkeit der schuldlosen Kinderseele längst entwachsen. Ein aus dem Paradies der Kindheit Vertriebener hatte er die Mühsale der Erde bereits kennen gelernt.

„Stets mußt' ich mich aus mir selber entwickeln", klagt Jean Paul mit Recht an einer Stelle des Nachlasses.[14]) Wie wenig die Schwarzenbacher Lehrer die geistige Entwicklung des Knaben fördern konnten, beweist klar genug ihre Unterrichtsmethode. Nur Völkel hatte Fritz persönliches Interesse entgegengebracht, aber er hatte einmal zu wenig zu vergeben, um den Wissensdurst des Schülers zu befriedigen, und dann war durch dessen eigne Empfindlichkeit der Unterricht zu einem jähen Ende gelangt. Wir wissen, daß der Pfarrer in Joditz mit Stolz auf den Fleiß seines Sohnes herabsah, daß er über kleine Zeichen des Fortschrittes in Weinen ausbrach und in väterlicher Eitelkeit Fritzens Fähigkeiten ungern vor Bekannten geheim hielt. Das alles war in Schwarzenbach anders geworden. Ein Dunkel liegt über Richters Lebensabend; der Sohn hat gerade dort, wo er seine jetzige Stellung zum Vater charakterisieren sollte, seine Selbstbiographie abgebrochen — mit Absicht? — wir wissen es nicht — aber nach den handschriftlichen Andeutungen war das gegenseitige Verhältnis so herzlich nicht mehr als einst. „Der Vater dachte nur an sich" lautet eine Bemerkung in den biographischen Vorarbeiten: „er hielt uns dem Rektorat für übergeben. Keine Frage mehr nach Fortschritt. Er oben in der Studier- und Geschäftsstube."[15]) Zu seinen süßesten Kindheitserinnerungen zählte der Dichter die an jene mit dem Vater gemeinsam unternommenen Fußreisen zu benachbarten. Geistlichen. Auch diese unterblieben jetzt.[16])

---

[14]) F. 23: „Reise nach Frankfurt".

[15]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, Nr. 27.

[16]) F. 10: Ebda. Nr. 28.

An materiellen Sorgen dürfte es auch nicht gefehlt haben; denn mit den neuen Einkünften hatte sich seit dem 6. Januar 1778 Richters Familie wiederum um einen Sohn Johann Samuel vermehrt, und die alten Schulden waren noch nicht gedeckt. Der Gesundheitszustand des Pfarrers muß plötzlich ein überaus schlechter geworden sein — Jean Paul spricht von den Leiden des Vaters in Schwarzenbach wie er nach Köditz und Zedtwitz ritt[17]) — und seine ihm angeborne seelische Verstimmung, seine „Künstlermelancholie“,[18]) wie sie der Sohn nennt, der sie als Erbe empfing, scheint sich ins krankhafte gesteigert und auf seine letzten Tage schwere, trübe Schatten geworfen zu haben. Dazu bereiteten ihm die andern Söhne herzlich wenig Freude, und der Tod hat ihn glücklicherweise davor bewahrt, ihren moralischen Untergang mit ansehen zu müssen: „Kein einziger war fleißig oder edel oder talentvoll“, sagt der Dichter, „noch ist's zweifelhaft, wer unter den drei Pfarrsöhnen am meisten geprügelt worden“.[19]) Es müssen für Fritz sehr einsame Jahre gewesen sein, zumal da ebenso wie seine Sehnsucht nach einem gewissenhaften gründlichen Lehrer auch die nach einem Freund von gleicher Seelentiefe unerfüllt blieb; denn in Werners Schule konnte er einen solchen nicht finden. Wohl erinnert er sich bald nach dem Abendmahl mit einem Schulfreund im Scherze gerungen und so die kaum erworbene Reinheit wieder verloren zu haben; aber nur mit einem gewissen Wolfram scheint er öfter verkehrt zu haben, weil dieser auf seine Exzerptenhefte die Titel mit Fraktur schrieb.

Je mehr sich ein Mensch von den andern verlassen glaubt, desto inniger schließt er sich der Natur an. In der Disposition, welche der Dichter für die Darstellung seiner Schwarzenbacher Jugendzeit entwarf, findet sich auch ein

---

[17]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, NB. 12.
[18]) F. 23: „Reise nach Frankfurt“.
[19]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, NB. 33.

Punkt: „Das erste Erwachen für die Natur“ [20]) und an einer andern Stelle des Nachlasses die Erklärung: „Gefühl für Natur und Poesie erwacht mit der Mannbarkeit. Aber das Romantische verstehen sie [die Kinder] früher.“ [21]) Wir sehen hier Jean Paul aus seinem eignen Seelenleben schöpfen, denn ursprünglich wollte er ja das romantische Empfinden in seiner Kindheit mit „aller Wildheit“ schildern. Das Kind liebte die Natur und verschwisterte sich mit ihr, sofern sie ihm einen sinnlichen Genuß bot. Im klaren Bach gab es Grundeln, auf grünen Wiesen Schmetterlinge zu fangen, und der schattige Baum trug süße Früchte. Aus diesem rein sinnlichen Genießen ward es durch seltne Naturerscheinungen gerissen, mag es dieselben nun mit eignen Augen gesehen haben oder angeregt durch Lektüre in seiner Phantasie. Ein Nordlicht ließ wohl das Bild ferner Polargegenden, eine Muschel die Wunder des tiefen Meeresgrundes vor der kindlichen Seele erstehen, und das „Romantische“ war darin geboren.

Dieses sinnliche Genießen der Natur verwandelte sich allmählich in eine uneigennützige Liebe zu ihr, in ein stilles, verschwiegenes Versenken in ihre Wunder; der Jüngling fühlte das Walten des Weltgeistes, der das Kleine zum Großen, das Einzelne zum Ganzen verkettet, das an sich Tote gewann für ihn Leben, das Unscheinbarste ward ihm beachtenswert; jetzt erfreute ihn der Regen wie der Sonnenschein, die Wildnis, welche der schäumende Gießbach durchbrauste, wirkte auf ihn mit dem gleichen Zauber wie das schattige, friedliche Gehölz, und an heitern Winterabenden sah er dem gigantischen Kampfe der Wolken zu und dem alten Zaubermeister Mond, der sein ruhiges Licht versöhnend dazwischen warf (W. 31, 266). — —

Die Schwarzenbacher aber schüttelten die Köpfe über den verträumten Pfarrersohn und wunderten sich nach

---

[20]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, Nr. 39.
[21]) F. 23: Nachlevana, August 1811 Nr. 200.

Jahren gar sehr, als aus dem „närr'schen Richter" doch so ein „gescheiter Mann" geworden war.[22])

Wer hat da nicht die Empfindung, daß sich ein solcher Jüngling mit einem solchen Gemütsleben zu einem Gedichte aufraffen, daß sich die feine Empfindungsgabe in lyrischen Tönen aussprechen muß? Wie überrascht sind wir darum, wenn sich der Dichter einer Abhandlung über die Vorgänge beim Hören und Sehen als seines ersten schriftstellerischen Versuchs erinnert, wenn wir auf seinen ersten selbständigen Arbeiten das Zeichen einer Schule erblicken, welcher das deutsche Volk schon wieder entwachsen war, wenn wir ihn selbst als fanatischen Jünger der Aufklärung finden, und das alles zu einer Zeit, da der Götz von Berlichingen schon längst seine Triumphe gefeiert hatte!

Mochte auch Jahrzehnte hindurch ein gewaltiger Sturm das deutsche Geistesleben aufgerüttelt haben, ehe die ersten Wellen des Stromes über die Grenzraine eines oberfränkischen Pfarrsprengels spülten, herrschte jenseits der Berge schon wieder Friede oder neuer Sturm. Erst in diesen Jahren scheint die Heterodoxie, wie man die religiöse Seite der Aufklärung nannte, nach Schwarzenbach gedrungen zu sein, während sie sich in Joditz nach der dortigen Pfarrchronik erst gegen das Ende des Jahrhunderts verbreitete. Junge Leute, die an deutschen Universitäten studiert hatten, waren mit neuen Anschauungen zurückgekehrt, und man kann sich nichts Unerquicklicheres denken als einen strenggläubigen Pfarrer wie Richter und einen heterodoxen Kaplan wie Völkel. Fritz, um dessen Verkehr und Lektüre sich nun der Vater nicht mehr kümmerte, der mit seiner geistigen Frühreife recht vereinsamt unter Altersgenossen da stand, fand um so herzlichern Anschluß an den jungen gebildeten Männern. „Zur Heterodoxie brachten mich die jungen Männer. Die Knaben fliegen Jünglingen nach".[23])

---

[22]) Nach Mitteilungen von Herrn Schignitz in Schwarzenbach.
[23]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, Nr. 27.

So tat sich denn ein kleiner Bund zusammen, dem ein gewisser Dr. Joh. Georg Gottfried Doppelmaier, der Arzt des Marktfleckens mit seinem: „aufgeklärte Zeit“ die Parole gegeben zu haben scheint.[24]) Der Dichter erwähnt ihn nur in den biographischen Vorarbeiten, im Werke selbst gedenkt er seiner nicht. Zu Hof geboren, verließ Doppelmaier 1771 das dortige Gymnasium, um in Erlangen, darauf in Wien und wieder in Erlangen Medizin zu studieren, und kehrte 1776 nach Erwerbung der Doktorwürde in seine Heimat als praktischer Arzt zurück.[25]) Er war überzeugter Adept und Verfasser einer Verteidigungsschrift des alchimistischen Buchs „annulus Platonis“, wodurch er sich wohl von seiten seiner biedern Landsleute den Vorwurf zuzog: „Der hat ka bisla Welt, er liebt Belletrie, annulum Platonis“.[26]) Bemüht, seine Ideenarmut hinter einem Schwall nichtssagender Phrasen zu verbergen, fällt Christian Otto in der „Wahrheit“ (3, 233—239) über den Arzt ein ungünstiges Urteil. B. Hermann, Ottos Jugendfreund, hat ihn sehr geschätzt, während Fr. Albrecht Otto, Christians Bruder, eine unüberwindliche Abneigung gegen Doppelmaier an den Tag legte.[27]) Wodurch und inwieweit später auch im Verhältnis Jean Pauls zu seinem Landsmann eine Trübung eintrat, wird unsre Darstellung im weitern Verlauf noch zeigen.

Als Haupt dieser heterodoxen Allianz tritt uns neben Völkel und Doppelmaier jener Mann entgegen, dem das unvergängliche Verdienst gebührt, dem Jüngling, dessen Talent er als erster entdeckt hatte, dessen einstige Geistesgröße er als erster ahnte, auch als erster den Schlüssel zu den Schatzkammern menschlichen Wissens gereicht zu

---

[24]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, Nr. 14.

[25]) Fikenscher 1, 37 f.

[26]) (B*) Hermann an Jean Paul, 21. August 1788: „Du kannst mir ohne Versicherung glauben, daß ich z. B. bey den Nachrichten: „„der hat ka bisla Welt“ — „er liebt Belletrie, annulum Platonis etc.““ hell auflachen mußte.“

[27]) (B*) Hermann an Fr. Albrecht Otto, 17. Jan. 1782.

haben: Erhard Friedrich Vogel, Pfarrer zu Rehau. Hätte Jean Paul seine Selbstbiographie fortgesetzt, würde er sicher seinem „ältesten literarischen Wohlthäter“ [28]) die wärmsten Worte des Dankes und der Liebe gewidmet haben; denn als er sich viele Jahre später an Vogel um Mitteilungen aus den Wunsiedler Kirchenbüchern wandte, versicherte er diesen, daß in seiner künftigen Lebensbeschreibung das Andenken an ihn den gleichen Platz finden werde, wie das an die Schicksale seines eignen Vaters, [29]) und mit stillem Entzücken erwiderte damals der Pfarrer, er erteile die gewünschte Auskunft um so freudiger, weil er hoffe, zum Dank dafür in der nahen Selbstbiographie „als ein Schwanzstern mit erscheinen zu können“. [30])

Das wechselnde Verhältnis, in welches beide Männer im Lauf der Zeit zueinander traten, war zunächst das eines Vaters zum Sohn, ging dann in den Herzensbund zweier Freunde über und endete mit der demütigsten Hingabe eines Jüngers an seines Meisters Größe. Wer die ersten Briefe liest, in denen Vogel die Lektüre des Gymnasiasten überwacht, [31]) dieser wiederum bei seinem Abgang nach Leipzig den ältern Freund bittet, sein Führer zu sein auf dem Wege zur Wahrheit und zum Glück, den Jüngling zu leiten, der so leicht fallen kann, [32]) und wer damit den letzten Brief aus der Hand des greisen Pfarrers vergleicht, worin eines Besuches Jean Pauls als der Apparition einer Gottheit gedacht wird; [33]) der muß glauben, es habe sich das Leben beider in einem Kreise bewegt, es seien

---

[28]) Jean Paul an Vogel, 27. Juli 1793; *H.* im Geburtshaus des Dichters in Wunsiedel; Wahrh. 4, 362 ff., WW. 63, 267 f.

[29]) (L*) Jean Paul an Vogel, 10. Nov. 1810; Wahrh. 7, 184.

[30]) (L*) Vogel an Jean Paul, 13. Dezbr. 1810; Wahrh. 7, 191 ff.

[31]) (L*) Jean Paul an Vogel, 3. April 1781; Wahrh. 3, 16 f.; WW. 63, 191 ff.

[32]) (L*) Jean Paul an Vogel, 27. Mai 1781; Wahrh. 3, 14; WW. 63, 193 ff.

[33]) (L*) Vogel an Jean Paul, 13. Dez. 1810; Wahrh. 7, 191 f.

beide nach 30 Jahren an ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt, aber mit völlig vertauschten Rollen.

Auch Vogel war ein Mensch, der seine enge Wirkungssphäre geistig weit überragte, der, hätte es das Schicksal besser mit ihm gemeint, auch eine andre Laufbahn würde durchmessen haben, als die vom Pfarrer in Rehau zum Pfarrer in Wunsiedel: „Sind Sie denn ganz der literarischen Welt abgestorben und blos in der Konsistorialwelt lebend? Und predigen Sie keinem größern Publikum mehr, als dem, das um Ihre Kanzel sitzt? Warum geben Sie wenigstens nicht Büchelchen an der Stelle der Bücher, kleine Aufsätze wie geworfne Schwärmer in theologische Journale?“ [34]) So fragte Jean Paul nach drei Jahrzehnten seinen Jugendfreund, der eine Zeitlang mit ihm gleichen Schritt halten konnte, und mit seiner ganzen Lebensgeschichte hat ihm dieser geantwortet: „Ich schreibe fast noch vielmehr als Sie, nur mit dem Unterschied, daß es keine Druckschriften sind — daß Ihr Publikum die Welt und das meinige ein Kirchensprengel ist, und dass Sie für die Ewigkeit komponieren, ich aber nur für die Zeit kolportiere. Nehmen Sie mir das Bley ab, das mir mein Amtsgeschick aufgebunden hat, und ich hänge mich noch einmal an Ihren Himmelfahrthswagen und fliege Ihnen nach, wenn ich gleich bis zu einer gewissen mäsigen Höhe der literarischen Unterwelt nicht mehr sichtbar bleiben würde, indeß Ihr Glanz nur dem der Sonne ähnlicher wird, je näher Sie ihr kommen.“ [35])

Der lustigste aller Prediger, wie ihn der Dichter nannte, der noch als Jonas im Haifischmagen das nahe Zwerchfell des Tieres erschüttert haben würde, wenn Fische eines hätten, [36]) ist am 17. November 1750 zu Bayreuth geboren worden. Nach Absolvierung des dortigen Gymnasiums und der Universität zu Leipzig wurde er 1772 unter die Pfarr-

---

[34]) (L*) Jean Paul an Vogel, 10. Nov. 1810; Wahrh. 7, 184f.
[35]) (L*) Vogel an Jean Paul, 13. Dez. 1810; Wahrh. 7, 191f.
[36]) (L*) Jean Paul an Vogel. 13. Mai 1805; Wahrh. 7, 41—43.

amtskandidaten aufgenommen, erhielt die Hofdiakonstelle an der Schloßkirche seiner Vaterstadt und zog am 3. Februar 1775 als Pfarrer nach Rehau. Wegen seines menschenfreundlichen Benehmens allgemein geachtet und geliebt, vertauschte er 1788 seinen Sprengel mit der Pfarre in Arzberg. Von dort wurde er 1803 als Superintendent nach Wunsiedel berufen, wo er 1825 als Dekan und Distriktsschulinspektor starb. „Der Verfasser dieses," schreibt ein Pfarrchronist von Rehau, dessen Aufzeichnungen wir diese Angaben entnommen haben, „stand fast 4 Jahre lang als Diacon zu Kirchenlamitz und Prediger zu Spielberg unter seinem Ephorat und kann die Humanität und Bildung dieses Vorgesetzten nicht genug dankbar anerkennen und rühmen. Durch die Herausgabe seines „Evangelisten Johannes und dessen Ausleger vor dem jüngsten Gericht" vorzugsweise und durch mehre Streitschriften, die Presbyterien betreffend, hat er sich zwar als einen sehr hell denkenden, scharfsinnigen und witzigen Kopf — als einen orthodoxen Kirchenlehrer, ja als einen gläubigen Christen nicht bewährt, daher in allen Gemeinden, wo er sich befand, mehr die Kirchen geleert als gefüllt." Wer einmal in der Friedhofskirche zu Wunsiedel die Porträts der dortigen Superintendenten durchmustert hat, dem ist sicher unter den steifen Perücken Vogels Charakterkopf wohltuend aufgefallen. Etwas Gutmütiges spricht aus diesen Zügen und doch etwas Verschlagenes aus dem Gesicht mit der langen Nase und den verschmitzten Augen. Seine freie Gesinnung konnte Vogel ebensowenig zurückhalten wie seinen Freimut. Er liebte das Leben wie seine Bücher und seinen Fuchs, auf dem er weite Ritte ins Frankenland unternahm. Schon als Hofdiakon hatte er sich in Bayreuth durch Begründung einer Lesehalle um die Bildung und Aufklärung der dortigen Gesellschaft verdient gemacht.[37]) Aber nicht nur bei Erwachsenen, auch schon im Kinde suchte er alte religiöse

[37]) Fikenscher 10, 16f.

Vorurteile zu zerstören, und das hohe Konsistorium mag oft sonderbare Gesichter geschnitten haben, wenn der Pfarrer am Konfirmationstage statt aus dem Gesangbuch aus deutschen Dichtern aufsagen ließ. Mit dem Teufel kam er schnell wie kein zweiter ins reine. „Wie schaut denn der Satan aus?" fragte er die Kleinen im Unterricht: „Schwarz," war die allgemeine Antwort: „Und wie sieht euer Pfarrer aus?" fuhr der Schwarzrock fort: „Schwarz!" „Und ist etwa euer Pfarrer der Teufel?" „Nein!" schallte es einstimmig aus den jungen Kehlen. „Also gibt es einen Teufel?" „Nein!"[38]) Quod erat demonstrandum.

Seit seinem 12. Jahr kannte Jean Paul Vogel. Von Rehau mag dieser ab und zu nach Joditz gekommen sein, aber in Schwarzenbach waren seine Besuche sicher viel häufiger, einmal wegen der Nähe der Orte, dann hatte der Pfarrer dort auch einen größern Bekanntenkreis. Mit Aufmerksamkeit wird er die Entwicklung des Jünglings beobachtet haben, in der er wohl nur einen bestimmten Grad abwartete, um mit dem helfend einzugreifen, was Fritz in seiner geistigen Einöde am meisten not tat — mit Büchern. Und er hatte solche zu vergeben. Vogels Bibliothek, auf deren Vermehrung er wohl den letzten Heller geopfert hätte, dürfte damals schon ganz beträchtlich gewesen sein. Einige Jahre darauf mußte er sich bereits zu einem kleinen Ausverkauf entschließen, da die Bände nicht mehr unterzubringen waren. 1778[39]) scheint der Pfarrer zum erstenmal dem Dichter seine Schätze angeboten zu haben, und die Gier, mit welcher dieser in die Gefilde des Wissens einbrach, nachdem ihm die lang verschlossene Pforte geöffnet worden, läßt sich nur mit derjenigen vergleichen, welche lang verhaltene Wassermassen in die Tiefe treibt, sowie man die hemmende Schleuße öffnet. Wir werden uns nun nicht einbilden, daß die Bücher, nach welchen Jean Paul griff,

---

[38]) Nach Mitteilungen des H. Pf. Stadlmann in Gatterndorf.

[39]) Wenigstens stammt aus diesem Jahre das erste Exzerptenheft.

für ihn, den Anfänger, immer die vorteilhaftesten waren, oder daß er sich bei deren Auswahl von einem System leiten ließ; er las eben, was ihm unter die Hände kam, und nur seiner Frühreife und seinem raschen Auffassungsvermögen hatte er es zu verdanken, daß sich die Massenlektüre bei ihm wirklich zu einem festen Grunde setzte, daß er durch sie nicht nur nicht zum Don Quixote wurde, sondern sich auf diese Weise tatsächlich einen geistigen Horizont erwarb, welcher ein Jahr nachher den Rektor des Hofer Gymnasiums in Staunen setzte. Nicht weniger als drei starke Quartbücher hat Jean Paul zum Verzeichnis der Werke gebraucht, die er während eines Jahres las. An der Hand dieser unschätzbaren „Exzerptenhefte" wollen wir später eine Charakteristik der ersten Bildungsgänge des Dichters geben.

Waren durch den Verkehr des Jünglings mit den jungen Leuten seines Wohnortes die Grundfesten seiner religiösen Erziehung bereits erschüttert worden, so wurde durch seine Lektüre das letzte Band zerrissen, welches ihn noch an die frommen Anschauungen seines Elternhauses knüpfte. Jetzt war er mit dem gewaltigen Ringen bekannt geworden, in welchem sich der Mensch des 18. Jahrhunderts von den herrschenden Mächten der Vergangenheit befreite. Alles Große, jeden Fortschritt zur endlichen Erleuchtung, versetzte der Dichter nur in seine Zeit und war stolz, ihr anzugehören.[40]) Oft mögen da in der engen Studierstube zu Schwarzenbach zwei Weltanschauungen einander bekämpft haben, da ja der Sohn verspottete, was der Vater verehrte. „In frühern Zeiten konnte ein Greis, der seinen Sohn in die theologischen Hörsäle hinausschickte, niemand zurückerwarten als einen Bilder- und Himmelstürmer alles dessen, was er in seinem Amte auf dem Altare bisher altgläubig angebetet; der Sohn kam als Heidenbekehrer oder Antichrist des Vaters nach Hause. Es mag damals

---

[40]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, Nr. 42 u. 49.

väterliche Leiden gegeben haben, welche, obwol verschwiegener, doch tiefer waren als mütterliche," sagt Jean Paul in seinen „Erinnerungen aus den schönsten Stunden für die letzten" (W. 31, 9). Mehr und mehr mag jetzt Fritz die alte, kindliche Scheu vor der väterlichen Autorität verloren und im Meinungswechsel zwischen Pfarrer und Kaplan immer für den letzteren Partei ergriffen haben; denn der trug ja das Feldzeichen der Schar, zu welcher auch er sich bekannte. Nur so werden uns die dunklen Vorwürfe verständlich, die sich der Dichter in den biographischen Vorarbeiten macht: „Ich wurde meinem Vater nicht gut mehr im Gespräch mit dem Kaplan." [41]) „Ich quälte meinen armen Vater und war ihm nicht mehr gut." [42]) Er stand in den „wilden Donnermonaten" seines Lebens; der Jüngling sprach aus ihm, welcher nur sich kennt ohne die Folie des Kontrastes, welche die Welt zu seiner Nichtigkeit abgibt. Aber stellt ihn nur in den Kampf mit ihren Stürmen, und bescheiden zieht er sich in die Arche seines Innern zurück, welche das unermeßliche Meer des Lebens wie den Balken eines gestrandeten Schiffes treibt: „Ich möcht' schon deswegen nicht zweimal leben, weil mich vor dem Eigendünkel der Jugend ekelt," schrieb wenige Jahre später der hungernde Leipziger Student. [43])

Noch einmal war es Pfarrer Richter vergönnt, in die Erziehung seines Sohnes entscheidend einzugreifen, als er gemeinsam mit Rektor Werner Ende Januar oder Anfang Februar 1779 Fritz auf das Gymnasium im benachbarten Hof brachte. Die Gastfreundschaft der Großeltern, welche dem Enkel in ihrem Haus ein kleines Zimmer einräumten, rettete diesen vor den Schicksalen eines Alumnus.

Nicht das erste Mal, wie wir wissen, hatte Jean Paul

---

[41]) F. 10: Inh. d. Biogr.: 5. Schwarzenbach, NB. 18.

[42]) Ebda. Nr. 6.

[43]) Leipziger Tagebuch 1784 [?] *H.* (stark defekt) in der „Rollwenzel".

die Stadt betreten, welche für ihn in nicht zu ferner Zeit der Schauplatz von Leiden werden sollte, wie sie nur je deutsches Kleinstädtertum einem großen Menschen aufgebürdet hat. Er war nicht das erste Mal in Hofs Mauern, er war ja nur wiedergekommen, er, Demokrit, zu Abderas Bürgern.

---

4. Hof und Schwarzenbach.

(Anfang Februar 1779 — 13. Mai 1781.)

Das alte Hof, dessen größter Teil sich auf den Höhen des linken Saaleufers hinzog, zählte in jenen Tagen etwa 4500 Einwohner. Über den Fluß, der an einer sagenumwobenen Höhle vorbeilief, führten zwei Brücken, eine untere aus Stein, eine obere aus Stein, Holz und Erde, „ein Denkmal des Unsinns“, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt. Die gotische Michaelskirche, die Hospital- und Lorenzkirche, ferner das Rathaus waren hervorragende Gebäude, die jedem Fremden auffielen; im übrigen machte die Stadt keinen erfreulichen Eindruck. Wenig Häuser hatten ein schmuckes Äußere; aus Bruchsteinen gebaut, mit Schindeln gedeckt, die Giebel nach der Front gekehrt, schienen die meisten von außen Rußkammern, unten Gefängnisse, oben Heuböden zu sein. Die Bevölkerung, meist Kaufleute und Handwerker, erfreute sich eines ziemlichen Wohlstandes. Die schon erwähnte Quelle schildert sie als gutmütig, bei einer gewissen Seelenträgheit weniger zu auffallenden Lastern als zu glänzenden Tugenden geneigt, mehr wohltätig als hartherzig, aber ohne allen Patriotismus. Eigennutz sei überall die Triebfeder, nirgends Liebe zum allgemeinen Besten. „Kaum macht die stärkste Erschütterung Sensation“, verzeichnet rühmend die treffliche Charakteristik, „In dem Jahrzehnt der Empfindsamkeit und des Kraft-

genies blieben wir von dieser Seuche unangesteckt, ohnerachtet es um uns herum von solchen Narren wimmelte.“ [1]) Auch in der Folgezeit haben die Hofer von ihrer Eigenart wenig abgelegt. Bis 1863 verdankten sie ihre letzte Erinnerung an den Dichter nur dem genialen Einfall eines Mäzens einheimischer Kunst, nämlich eines Bierwirts, seine Kneipe zum „Jean Paul“ taufen zu lassen. [2])

Jean Paul kann sich aber auch gar nicht genug tun, die Großtaten der Stadt, in die er so viele Jahre verbannt war, im Liede zu feiern. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß er in den Dornenstücken des Siebenkäs, in den Kämpfen des genialen Armenadvokaten gegen deutsches Spießbürgertum, eigne Erinnerungen verwertet hat. Alle hervorstechenden Züge, die der unmittelbaren Reichstadt Kuhschnappel zu so hoher Ehre gereichen, hat der Dichter sicher auch an Hof erlebt. Klatschsucht und Kastengeist herrscht in dem von Katholiken und Protestanten bewohnten Neste, die Handlungsweise der Bewohner ist „engherzig“ und „karg“, wer statt Christus Christos sagt, gilt als Ketzer, wer vom Alltagswesen abweicht, als Narr. In Rosa von Meyern erblüht der Stadt, die in „Jean Pauls Briefe und bevorstehender Lebenslauf“ noch beißender durchgehechelt wird, ein Poet, den der große und der kleine Rat „ein Kraftgenie, von der Genieseuche angesteckt“ nennt. Krähwinkel ist Hof; denn es gibt da einen Lorenzturm, zu dem doch wohl eine Lorenzkirche gehört. Dem Flachsenfinger spricht der Dichter jeden Sinn für Poesie ab und schildert ihn als ehrsamen Bürger, der dem Genuß der Natur weniger sein Herz als seinen Magenmund öffnet. „Eine solche glückliche robuste Seelennatur,“ erklärt er auf das Vorbild unzweideutig hinweisend, „worin man weniger seinen

---

[1]) Gegenwärtiger Zustand der Landeshauptmannschaft Hof als ein Beytrag zur statistischen Kenntniß des Burggrafthums Nürnberg oberhalb Gebürgs, Bayreuth 1792, S. 48 ff. u. 123 ff.

[2]) Hofer Anzeiger 1863 Nr. 30 und Akte des Stadtmagistrats über die 1863 gegr. Jean-Paul-Stiftung.

Geist erhöhen will als seinen Pacht, macht es freilich begreiflich, wie es Schutzpocken geben kann, vermittelst deren der Flachsenfinger allein (wie Sokrates) in der Pest der Empfindsamkeit unangefochten herumwandelte (W. 6, 71 ff.). Köstlich ist auch die Schilderung der „ämsigen“ und „etwas grämlichen“ Stadt Hof im „Hesperus“ und die Nachmittagspredigt des Kandidaten an die Hofer, sie sollten sich in der flüchtigen Lufterscheinung des Lebens nicht raufen, sondern recht lieben, auch ohne Rücksicht auf die Nummern der Häuser, und sie sollten sich im kurzen, abnehmenden Lichte des Lebens von Zeit zu Zeit einen und den andern Spaß machen!“ (W. 8, 160 f.).

Die äußern Verhältnisse des Hofer Gymnasiums beruhten auf den Maßregeln, welche das 17. Jahrhundert getroffen hatte; so die Einteilung in 5 Klassen — Quarta und Quinta jedoch zu einer vereinigt, die Besetzung mit den sechs Lehrern, Rektor, Konrektor Tertius, Quartus, Quintus und Kantor, von denen die beiden ersten als Leiter nur in den Oberklassen lehrten. Das Überwiegen französischer Literatur und Bildung hatte im Lauf der Zeit die Anstellung eines Sprachmeisters nötig gemacht. Die Oberaufsicht führte das Konsistorium in Bayreuth, die Inspektion der Superintendent mit dem Titel eines öffentlichen Professors der Theologie, da er wöchentlich eine Stunde diesen Gegenstand vortrug. Die Besoldung der Lehrkräfte war sehr gering. Man betrachtete daher in vielen Fällen das Lehramt nur als notwendigen Übergang zu einer keineswegs fetten, aber immerhin besser dotierten Pfarrpfründe.

Der verdienstvolle Rektor Paul Daniel Longolius hatte den Schulunterricht auf eine Stufe gehoben, die der Folgezeit als Grundlage diente. Bis 1774 hatte das Konsistorium nur im Religionsunterricht durch die Einführung der Seilerschen Lehrbücher reformatorisch eingegriffen, zwei Jahre später fiel es den hellen Köpfen bei, nach folgendem Rezept der griechischen Sprache zu einer neuen

Blüte zu verhelfen. Wöchentlich mußte in jeder der drei obern Klassen eine Stunde grammatikalischer Unterricht in der Weise betrieben werden, daß eine Syntaxregel mit beigefügten Beispielen examinando durchgegangen, ein dem captui discentium angemessenes specimen darüber diktiert, nach genau bemerkten und korrigierten Fehlern auf ein andres Papier nochmals diktiert wurde, was nach Belieben so lange fortgesetzt werden konnte, bis die Zöglinge den Fehler vermieden und die Regeln im gegebenen Falle von selbst anwenden lernten. Die Prima durfte dieses specimen auch extempore nachschreiben und hatte den Stil der geschmückten Rede wie auch die Idiotismen der lateinischen Sprache besonders zu beherzigen.[3]) Jetzt fehlte nur noch ein Lehrer, der sich in dieser Abrichtungsmethode für Papageien gefiel, dann ein Schüler wie Jean Paul, dem das Griechische von jeher zu „reich" und „abgesondert" vorkam,[4]) und die Schule wurde zur Hölle. Die Schüler im Vortrag und in der Schlagfertigkeit zu üben, zugleich ihre Fortschritte zu offenbaren, wurden am Geburtstag der Landesfürstin und zur Feier des Reformationsfestes, aber auch sonst Redeübungen oder Disputationen unter der Leitung der beiden Rektoren veranstaltet. Die gewählten Themen, teils theologisch-philosophisch, teils historisch, wurden in einer der an dem Gymnasium gelehrten Sprachen in gebundener Rede oder in Prosa behandelt. So erläuterte Christian Otto die „Vorteile, welche der obrigkeitliche Stand und die Religion der Reformation zu danken haben" in deutscher Sprache, erzählte Bernhard Hermann lateinisch die Geschichte der Reformation vom Anfang derselben bis zum Aufenthalt Luthers auf der Wartburg, erklärte wieder in deutschen Reimen der erstere „unter wel-

[3]) Schicksale und Zustände des Gymnasiums in Hof bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts, I. Abt., Festprogramm von Dr. Georg Stephan Lechner 1896.

[4]) F. 23: Nachlevana, 11. August 1811, Nr. 287.

chen Bedingungen man vom Studierenden der Jura verlangen könne, daß er die hebräische Sprache lerne".[5])

Strenge Schulzucht wurde gehandhabt. Jede Klasse bildete für sich eine eigne Jury; einen Vorrang in der Sitzordnung gab es nicht, und der bloße Zufall machte einen zum Primus und einen zum Ultimus. Durch persönliche Leistungen hatte jeder seinen Platz zu Ehren zu bringen, und für seine Stellung in der Klasse entschied zumeist das allgemeine Urteil seiner Mitschüler.[6]) Wer aber wird die große Unkollegialität unter ihnen, die Jean Paul so bitter empfand, nicht begreiflich finden, wenn man in jeder Klasse einen Aufseher bestimmte, der heimlich den Lehrern unliebsame Vorkommnisse mitteilte, und einem der „obern" Schüler das sogenannte Signum übertrug?[7]) Dazu durften die „untern" keinen Degen tragen, mußten die Stunden ausrufen und waren den übrigen Kameraden zum Excurrensdienst verpflichtet, der im Einkauf des Brots bestand, das man während der Pausen verzehrte.[8])

Anfang Februar 1779 ist Jean Paul in das Gymnasium eingetreten. Er glaubte das Examen nicht bestanden zu haben, aber der Rektor M. Kirsch verlieh wider alles Herkommen dem Knaben die Würde eines „Quasisten" oder „mittlern" Primaners, da der Vater gegen die eines „obern" aus Furcht vor dem Neide der Mitschüler Einspruch erhoben hatte. Diese Einreihung gestattete zugleich ein nur zweijähriges Studium an der Anstalt statt des üblichen dreijährigen.[9]) Dem Rektor, welcher 1829 als Hofrat Georg

---

5) Progr. v. 1778 und 1781.

6) Wahrh. 2, 20f.

7) Helfrecht, Beyträge zur Geschichte des Hofer Gymnasiums im 18. Jahrh., Hof 1800, S. XIIIf.

8) Wahrh. 3, 26, 33.

9) Wahrh. 3, 20, 23; Album des Gymnasiums 1727—1808 p. 489: „Joannes Paullus Fridericus Richter, Pastoris oppidi Schwarzenbaci ad Salam bene meriti filius. Coram Patre illius et Rectore Schwarzenbacensi, qui eo usque filium instituerat, examinatus dignus omnino visus est, qui in 1. classem adscenderet, in quam initio mens. Februarii intravit."

Wilhelm von Kirschy auf seinem Gut zu Slaikow in Ostpreußen starb, stand als Konrektor Johann Sophian Samuel Rennebaum zur Seite, ein Nachfolger jenes Magisters Kapp, den der Dichter 1817 zu Bayreuth durch eine magnetische Kur vom Tode errettete.[10]) Übereinstimmend mit Jean Paul, seinem großen Jugendfreund und Schulkameraden, der sich in späteren Jahren gelegentlich seiner Anwesenheit bei Prüfungen des Hofer Gymnasiums, öfter äußerte: „so gut hätte es uns in unserer Jugend werden sollen", fällt Christian Otto[11]) über seine einstigen Lehrer ein recht ungünstiges Urteil. Am schlimmsten sei es um den französischen Unterricht bestellt gewesen, den ein ehemaliger Tapetenwirker Janicaud erteilte. Der Mann, dessen Kenntnisse sehr mangelhaft waren, besaß nämlich nur ein einziges Buch. Das legte er auf einen Tisch, und wer daraus lernen wollte, mußte sich neben ihn setzen, während der übrige nicht beschäftigte Teil der Klasse treiben konnte, was er wollte. Aber auch an Kirsch und Rennebaum vermißt Otto rechtes Lehrtalent, Liebe und Achtung für die Jugend, trotzdem er beiden lobenswerten Eifer zugesteht. An Kenntnissen hätte der Rektor, ein tüchtiger Orientalist, seinen Kollegen bedeutend überragt. Da er mehr zu vergeben hatte als dieser, sei bei ihm der philologische Unterricht auch lebendig, ja fast eilend gewesen, während der Konrektor darin sehr langsam, ja langweilig vorging und den Aufschluß über Stil und Sinn der Autoren mehr von außen herholte, als aus ihrem Geiste „ungeachtet dies sein eifrigstes, aber auch mißlingendes Bestreben war". In der Philosophie tadelt Otto aber auch Kirschens Lehrmethode; sie sei kein „Aufregen zum Selbstdenken" sondern nur ein „Antreiben zum Auffassen und Aufsagen" fremder Ideen gewesen. Darin widerspricht ihm geradezu der spätere Rektor Helfrecht, welcher das Haupt-

---

[10]) K. Dietsch, Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums in Hof, Festschrift zur 350jähr. Jubelfeier des Gymnasiums, Hof 1898, S. 92.

[11]) Wahrh. 3, 28—40.

verdienst seines Vorgängers in einer Grundlegung zu tieferen philosophischen und mathematischen Kenntnissen erblickt.[12] Der Mensch legt nun einmal oft die Eier, die man ihm an den Kopf wirft, sagt Jean Paul. Wir wissen nicht, welch trübe Erinnerungen an seine Gymnasialzeit Ottos Urteil beeinflußten. Jedenfalls sind seine Äußerungen nicht ungeprüft hinzunehmen, denn was wir sonst über die damaligen Schulverhältnisse kennen, spricht alles zugunsten des Rektors, der zweifellos nach Longolius der bedeutendste Leiter der Anstalt war. Nicht ohne Ursache hatte dieser selbst seinen ehemaligen fleißigen Schüler zum Nachfolger bestimmt. Seit der Universität war Kirsch in den modernen, antiken und orientalischen Sprachen gleich bewandert, wenn er auch nur in letzteren als Forscher ausschließlich tätig war. Und welche Opfer der Gelehrte diesem seinem Lieblingsstudium brachte, zeigt seine Privatdruckerei für syrische Texte, die er auf eigne Kosten unterhielt, da die Hofer Typographie noch nicht so weit vorgeschritten war.[13] Wenn die Lehrtätigkeit dieses hochbegabten Mannes wirklich keine Erfolge hatte, so waren doch nur die Verhältnisse Schuld, welche jede freie Ausübung seines Berufes hemmten. Individuelle Auffassung des Stoffs, methodische Vermittlung eigner Kenntnisse konnte ein einziger Einspruch des hohen Konsistoriums verhindern, dessen geniale Vorschläge mehr mit Automaten als Lehrern rechneten, ja schon die Laune des jeweiligen Superintendenten, der die Behörde in eigner Person repräsentierte. Eine liebevolle Beschäftigung mit dem Erziehungswesen aber machte das Rektorat selbst unmöglich, welches unter andern auch Kindermädchenpflichten aufbürdete wie die ganze Besorgung des Alumneums.

Nicht oft dürften zwei so grundverschiedene Naturen wie Kirsch und Rennebaum zu einem Amte berufen und

---

[12]) Helfrecht, Beyträge a. a. O. S. 124.
[13]) Dietsch, Beiträge a. a. O. S. 76—79, 93—110.

im Streben nach einem gemeinsamen Ziel vereinigt worden sein. Der eine energisch, temperamentvoll, seiner Fähigkeiten sich wohl bewußt; der andere harmlos, christlich weich und bescheiden, das herrlichste Gegenstück zu Gellert, der sein Lehrer war. Der grelle Gegensatz zwischen beiden Charakteren tritt am offensten in einem Zerwürfnis zutage, welches sich noch während der Schulzeit Jean Pauls vorbereitete. 1779 hatte nämlich der Konrektor, von einem starken Augenübel gepeinigt, seinen Kollegen zur teilweisen Übernahme der poetischen Lektüre bewogen. Kirsch las daher noch im folgenden Jahr das zweite Buch der Aeneide; da aber Rennebaum auch die Lektüre des Horaz niederlegte, glaubte der Rektor, jener wolle sich überhaupt der Dichter entledigen und stellte, ohnedies mit Amtsgeschäften überhäuft, Ende 1780 die Erklärung Vergils ein. Eine Stundenplanänderung war das einzige, was der Konrektor von ihm im folgenden Jahr durch vieles Bitten noch erreichen konnte. Aber damit auf die Dauer nicht zufrieden, erhob Rennebaum 1782 beim Superintendenten Beschwerde und bat, sein Leiden vorschützend, Kirsch zur Übernahme der poetischen Lektion und zum Eintausch der mathematischen Stunde für die geographische zu veranlassen. Kirsch entgegnete nun im erbittertsten Tone, sprach seinem Kollegen jede fides ab und verwahrte sich entschieden gegen das Ansinnen, daß der Rektor durch Überarbeitung erblinde, damit der Konrektor sehe.[14])

Aber auch Rennebaum sind Otto und noch mehr seine spätern Beurteiler nicht ganz gerecht geworden. Selbst Jean Paul, der zwei Jahre darauf von Leipzig aus schrieb, daß er endlich zum Verständnis Ciceros und Senecas gelangt sei, nachdem er das dumme Vorurteil habe fahren lassen, welches ihm durch eine sehr schlechte Information seitens seiner Lehrer eingeimpft worden sei, bedachte ge-

---

[14]) Rennebaums Beschwerde, 28 Seiten lang, vom 10. Juli, Kirschs Antwort, 67 Seiten, vom 15. Okt. 1782 im Gymnasialarchiv zu Hof.

wiß nicht, daß wenige Jahre im jugendlichen Alter einen großen Fortschritt in der Entwicklung des eigenen Verstandes bedeuten. Ein „echter Philolog“ für den ihn endlich der tendenziöse Nerrlich kritiklos ausgibt[15]) war Rennebaum sicher nicht; denn zu einer Zeit, da es berühmte Pädagogen und schlechte Erzieher gab, hat er besonders über das Studium der Alten Worte gesprochen, die heute noch mancher Gymnasiallehrer beherzigen sollte. Ein großer Verehrer der antiken Literaturen, namentlich Ciceros, in dem er den Gelehrten und Redner über den Staatsmann stellte, verschmähte er jede Methode, die Schülern den Schein erwecken könnte, die alten Schriftsteller wären nur Lehrbücher für den lateinischen und griechischen Unterricht. Freilich spricht aus ihm wieder ganz das Jahrhundert eines Winckelmann und Lessing, wenn er von den Klassikern nicht nur Philosophie und Beredsamkeit, sondern auch die Kunst, Länder zu regieren und Heere anzuführen, erlernen will.[16]) Dabei unterschätzte er den Wert der deutschen Sprache keineswegs und förderte sie namentlich durch Anschaffung einer deutschen Bibliothek, zu der jeder Schüler wöchentlich 2 Kreuzer beitragen sollte. Bedauerlicherweise ließ er sich hier von Gesichtspunkten leiten, die poetische Werke so ziemlich ganz ausschlossen. Denn vor seinen Augen fanden nur solche Bücher Gnade, die religiöse Gesinnung einpflanzten, auf die Schädlichkeiten jugendlicher Ausschweifungen aufmerksam machten oder zum klassischen Unterricht beisteuerten, dann solche, welche verderbliche Schriften, die wie die Pest alle Gegenden Deutschlands durchschlichen, gewaltsam verdrängen könnten.[17]) Wenn Jean Paul in der Schulbibliothek von Hukelum vornehmlich theologische Werke und Fibeln findet und dem dortigen Bibliotheksfond ironisch den des Hofer Gymnasiums

---

[15]) L, 97.
[16]) Progr. 1789.
[17]) Progr. 1782.

vorhält, wird die Satire auf die Bestrebungen des Konrektors ganz deutlich (W. 17, 26 ff.).

Orthodoxe Religiösität bildete den Grundzug von Rennebaums Charakter. Die Bibel war ihm das Buch der Bücher, die einzige Quelle, welcher der Mensch irrtumsfrei folgen könne, eine Kritik derselben gab es also für ihn nicht.[18]) Daß gerade diese Seite dem heterodoxen jungen Jean Paul am wenigsten behagte, dafür legte er im Laufe seiner zwei Studienjahre ein offenes Zeugnis ab. Eine lebendige Illustration zu Ottos Klagen über Rennebaums Lehrvortrag liefert die lateinisch geschriebene Biographie des Konrektors von dem bereits erwähnten Helfrecht.[19]) Es ist freilich eine süße Wabe, aus der man Honig auslassen muß, um Wachs zu erhalten. Alles Gute und Schöne, was der Mensch dem Menschen nachsagt, wenn er nicht mehr erröten kann, findet sich hier zum Ruhme des Toten verewigt. Den Grundsatz „repetitio est mater studiorum“ scheint sich darnach Rennebaum auf seine Brille geschrieben zu haben, um ihn nie aus seinen schwachen Augen zu verlieren. Nur das „ne nimis“ hätte er ebenso beherzigen sollen, und schöne Erfolge wären ihm gesichert gewesen. Denn die hingebungsvollste Liebe zur Jugend spricht aus dem ganzen Wirken des halbblinden Lehrers, welcher sich auf den täglichen Unterricht viel gewissenhafter vorbereitete, als alle seine Schüler, über deren Leben er mit gleich religiöser Strenge wachte, wie über sein eigenes. „Sed erant“ sagt Helfrecht, „qui ob nimiam quandam, omnia quam accuratissime explicandi et perspicua reddendi sollertiam, eum nimis lente in lectionibus procedere, vitio ei verterent.“ War es zu wundern? Bei der Lektüre der Klassiker, namentlich Ciceros zog Rennebaum immer die statarische der kursorischen Methode vor, erklärte alles, was zur

[18]) Programm zur Reformationsfeier 1778.

[19]) B. D. Rennebaumii Concionatoris ad aedem Xenodoch. et gymnasii Curiens. Conrectoris quondam meritissimi, vitae brevis delineatio. Curiae Regnit. apud G. A. Grau MDCCCI.

Glättung des Stils geeignet oder der Nachahmung wert war, aber verwandte an ein Kapitel bisweilen mehrere Stunden. Bei der Übertragung lateinischer Texte ins Deutsche, suchte er alles, was darin war, auszuschöpfen, in einer reinen und vornehmen Sprache wiederzugeben, aber musterte zum Schluß noch andere gedruckte Übersetzungen im Vergleich mit der seinigen. Mit gewissenhaftem Eifer hellte er dabei alles auf, was von Geschichte, antiken Gebräuchen, Geographie und andern Wissenschaften unterlief, sprach zur Erklärung des Sinnes nicht nur selbst, sondern suchte womöglich alles dem Verstande der Jünglinge zu entlocken, fragte auch öfter, ob des Autors Ansicht berechtigt, mit Argumenten genügend gestützt und mit den üblichen Worten ausgedrückt sei, wies auch auf verschiedne fremde Meinungen darüber hin, aber wieder mit Beifügung aller beweisender und erläuternder Belege für dieselben, damit kein Schüler nur in die Fußtapfen seines Lehrers trete, sondern jeder freie Wahl hätte, wenn ihn etwas wahrscheinlicher und besser dünkte. Mit unermüdlichem Fleiß wiederholte er öfter das Einzelne sowohl, wie das Ganze und war er mit einem Gegenstande glücklich zu Ende, prägte er ihn durch eine neuerliche kurze Wiederholung den Zöglingen noch mehr ein. Die goldne Regel: non multum, sed multa hat er nach Helfrecht wie kein zweiter befolgt, denn Gegenstände, in denen er sich, wie z. B. in der Dichtkunst, nicht bewandert glaubte, trug er überhaupt nicht vor. Daß er seinen Schülern, um sie vor der schädlichen „πολυπραγμοσύνη“ zu bewahren, den Unterricht in der neueren Geschichte vorenthielt, haben ihm schon seine Zeitgenossen mit gutem Rechte vorgeworfen.

Indessen wird man dem Konrektor das Verdienst zugestehen müssen, daß er die Jugend schreiben und reden lehrte. Auf die Verfeinerung des Stils, auf Klarheit, aber auch auf schmuckvolle Diktion scheint Rennebaum das größte Gewicht gelegt zu haben. Mag er immerhin in den Redeübungen

noch im Banne der alten Rhethorik mit ihren Perioden und Chrien gestanden haben, so übte er doch auch die Seinigen in allen für das öffentliche Leben erforderlichen Schreibarten und ging mit ihnen ihre Elaborate nach angebrachter Korrektur nochmals gewissenhaft durch. Um auch ans Extemporieren zu gewöhnen, ließ er seine Schüler eine ihren Kräften angemessene, leider nur wiederum schon einmal in der Lektion behandelte und wiederholte Materie in nette Reden kleiden, verlangte jedoch, um der Geschwätzigkeit vorzubeugen, eine kurze Disposition, die er vorher prüfte und verbesserte. Wenn Helfrecht am Schlusse seiner Biographie sagt, er könne mit Vertrauen alle aufrufen, die den Mann gekannt hätten, jeder stimmte in das Lob ein, vor allem die Schüler desselben, von denen sich bisher jeder Rennebaums als seines Lehrers freudig erinnert hätte, so wäre er sicher von dem Dichter widerlegt worden. Ich vermute sehr stark, daß auf den ganz ehrenwerten, herzensguten, aber bigotten und pedantischen Schulrat Stiefel, der in „Briefen und bevorstehender Lebenslauf“ auch als Rektor und Hospitalprediger in Kuhschnappel erscheint, welch letzteres Amt Rennebaum an seinem Lebensabend in Hof versah, viel Züge von Jean Pauls einstigem Lehrer übergegangen sind. Aber der Wahrheit die Ehre! Der arme Schulmann gab sein Bestes hin: aufopfernde Liebe zur Jugend und den ehrlichen Willen, sie zu tüchtigen Männern heranzubilden. „Zwar schreibe ich mir,“ sagt er selbst in einer Eingabe gegen Kirsch, „keine große und ausgebreitete Schulwissenschaft, kein hervorstechendes Lehrtalent zu; aber soviel gibt mir doch mein Gewissen Zeugnis, daß ich Liebe zur Jugend und Eifer, ihr Bestes nach den mir von Gott ertheilten geringen Gaben zu befördern, in mir fühle.“ Daß er mit den geringen Mitteln seines Könnens nicht alle geistigen Bedürfnisse eines selbständig rasch vorwärtsstrebenden, wissensdurstigen und ungewöhnlich begabten Jüngers befriedigte, während er nach Ottos eigenem Geständnis bei minder Begabten ganz

günstige Erfolge erzielte, dafür kann man ihn ebensowenig verantwortlich machen, als den, der darüber schalt. Wir stehen in der Zeit, da sich Jean Paul durch unausgesetzte fleißige häusliche Lektüre die weitgehendsten Anregungen von außen her verschafft, da sich schon die Schwingen seines philosophischen Genius zu regen beginnen. Er hatte Chaos genug, um sich eine neue Welt zu gebären, indes der Konrektor seine alte aus den Trümmern der Vergangenheit baute. Jean Paul wiederholte sicher nur jugendliche Gedanken, wenn er später schrieb, daß an den Alten Stoff und Form nur gegeben werde, nur das Gedächtnis und die Reflexion werde an ihnen angeregt, aber nicht Witz, Phantasie, Scharfsinn, deren Stoff schon da liege, der nur aufgenommen werde; es denke kein Schüler daran, einen Homer, Cicero oder Livius, wohl aber einheimische Schriftsteller nachzuahmen, weil hier Stoff und Form in ihm den Stoff und damit die Form aufregten; denn nur die Erzeugung des Stoffs gebäre die rechte Form; bloß gegebner, geliehner erhalte eine heuchlerische, matte.[20])

Alle sonstigen Einzelheiten von Jean Pauls Aufenthalt am Hofer Gymnasium verdanken wir ausschließlich den Mitteilungen seines Jugendfreundes; denn außer einem Rechnungsbüchlein, worin Johann Paulus Richter mit dem Bezug von 70 Kreuzern für das Martinisingen verzeichnet ist, konnte ich weder unter den Administrations- noch Disziplinarakten etwas Bemerkenswertes finden. Doch hat Kirsch in seinem Programm auf das Jahr 1779 den Dichter jedenfalls mit einer gehaltenen Rede verzeichnet und Fikenscher (Gel. Fürstenth. Bayreuth, 7, 207) erwähnt, daß dabei fälschlich Schwarzenbach als Geburtsort des Primaners genannt war.

Ganz neu, aber dorfmäßig und vernachlässigt gekleidet, betrat Jean Paul zum erstenmal die Prima, mit treuherzigem unbefangenem Anstand überall Anschluß suchend, was

---

[20]) F. 23: Nachlevana: „Gymnasialbildung“.

geradezu für Zudringlichkeit ausgelegt wurde. Träumerisch in sich gekehrt, wie wir ihn schon in Schwarzenbach kennen gelernt, mit einem begeisterten Blick, den seine Umgebung für schielend hielt, ward er bald die Zielscheibe eines allgemeinen Spottes. Mit Anspielung auf die tapfere Gegenwehr der Wunsiedler, hat der Dichter in den Vorarbeiten zur Selbstbiographie die Primaner seine Hussiten genannt. Die Mitschüler dritter Rangordnung wollten ihn nämlich, da sie sein Talent trotz hervorragender Leistungen in den meisten Gegenständen unterschätzten, ungeachtet seiner Würde, zum Excurrensdienst zwingen, ein Ansinnen, dem Jean Paul passiven Widerstand entgegensetzte, indem er einfach die Hand zum Empfang des Brotkreuzers nicht ausstreckte. Am lieblosesten erwies sich gerade Johann Amandus Reinhart, welchem er als dem Sohn einer mit seinen Eltern befreundeten Familie am meisten vertraut hatte. Dieser überredete den Ankömmling, Janicaud in der ersten französischen Stunde die Hand zu küssen, da dies so üblich wäre. Richter, an diese Sitte aus dem Elternhause gewöhnt, tat es, ohne Böses zu ahnen. Aber im Glauben, es sei wieder einmal auf einen Schulstreich abgesehn, geriet darob der Sprachmeister unter dem Frohlocken der Primaner in einen unbändigen Zorn, dessen Opfer natürlich der neu eingetretene Zögling wurde. Diesen Vertrauensbruch vergab Jean Paul seinem Mitschüler nie. Beide traten nie im Leben einander näher, und wie durch ein rächendes Schicksal ward 46 Jahre später der Ungetreue an das Grab des Dichters als Leichenredner gestellt.

Es war für das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler nicht von Vorteil, daß Rennebaum auch Geschichte und Geographie vortrug. Wie einseitig er erstere behandelte, geht aus Helfrechts Aufzeichnungen hervor, daß aber Geographie für Richter von jeher ein Gegenstand höchster Abneigung war, wissen wir bereits aus der Schwarzenbacher Zeit. Man kann sich recht gut vorstellen, wie der pedan-

tische Konrektor gerade in diesen beiden Disziplinen in in die Breite schoß, und wir verstehen Jean Paul recht gut, wenn er noch im Jahr 1795 die ganze Geschichte, insofern sie ein Gewächs des Gedächtnisses sei, als eine bloße saft- und kraftlose Distel für pedantische Stieglitze erklärte. In beiden Gegenständen leistete er daher auch so gut wie nichts. Mit einer Art Unbefangenheit erteilte er, wie sich Otto ausdrückt, Antworten auf geographische Fragen „schweigend", und er hätte wohl selbst, wie er später in einem Werke schildert, auch einen Hofmeister nötig gehabt, der ihn, wie beim bekannten Gesellschaftsspiel durch ein bald starkes bald schwaches Pfeifen auı den gesuchten Punkt der Landkarte hingeführt hätte.

Aber die Gegensätze zwischen Schüler und Lehrer kamen noch zu einer viel schärferen Austragung in einem Vorfall, der zweifellos das Interessanteste ist. was uns Otto aus der Gymnasialzeit des Dichters zu berichten weiß. Das langweilige, pedantische Wesen des Konrektors konnte der junge Richter vielleicht noch vertragen, aber nimmermehr er, der Heterodoxe, den orthodoxen Standpunkt seines Meisters. Rennebaum veranstaltete einst unter den Primanern eine Disputierübung, über welche er als Vorsitzender wachte, und die den Zweck haben sollte, ein angefochtenes kirchliches Dogma fester zu begründen. Wir wissen nicht, welche Streitfrage aufgeworfen wurde, aber wir werden nicht fehl gehen, wenn wir an die Trinität, Existenz des Teufels, Ewigkeit der Höllenstrafen oder Verdammung der Heiden denken, alles Dogmen, welche die altgläubige Theologie mit äußerster Zähigkeit verfocht. Leider war nun gerade die Rolle des Opponenten Jean Paul zugefallen, welcher durch das Verschlingen einer ganzen Bibliothek wohl Anrecht hatte, in solchen Dingen das erste Wort zu führen. Es währte auch nicht lange und Respondent wie Präses kamen ins Gedränge, da der Opponent nicht übel seinen Vorrat zu Markte brachte. Der Verfechter des Dogmas verstummte, Rennebaum gelang es wenigstens kraft

seiner Autorität das letzte Wort zu behaupten, wenn auch nicht den Sieg; denn alle Primaner, so feindselig sie sonst ihrem Kameraden begegneten, waren darin einig, daß diesmal die alte Nachteule unterlegen war. Die Hofer aber glaubten einen Atheisten in ihren Mauern zu haben. — —

Im Februar war Jean Paul ins Gymnasium eingetreten, am 25. April [21]) regte der Engel des Todes seine düstern Schwingen über dem Pfarrhaus zu Schwarzenbach: der Vater starb. Es muß etwas Großes in ihm gelegen haben. Alles Kleinliche und Lächerliche, das der Dichter so oft an Personen des geistlichen und lehrenden Standes vorfand, war diesem tiefen und festen Manne fremd. Unverwirrbare Rechtlichkeit und aufopfernde Menschenliebe, alle Tugenden, welche die Welt mit Elend belohnt, treten als führende Linien aus Richters scharf umrissenem Charakterbild hervor. Die beneidenswerte Gabe, Ernst und Scherz in edlem Maße zu verbinden, hob ihn über die Dornenpfade des Lebens, und wenn die trübe Melancholie wich, die oft seine Züge umflorte, heiterte sich sein Gemüt zu geselligem Frohsinn auf. Dann sehen wir ihn als Gast vornehmer Häuser als Freund seiner Patronatsherrschaft gleich geschätzt wie als Berater der Bauern, dann sehen wir ihn beim Studium der Bibel, beim künstlerischen Schaffen mit gleichem Eifer, wie bei den Erntearbeiten auf den Feldern. Zur großen Welt war Richter berufen und für eine kleine Kirchengemeinde auserwählt. Durch eine rauhe Jugend und die Hungerjahre des Tertiats führte ihn seine einsame Pilgerfahrt nach dem traulichen Joditz, der kleinen Insel, welche durch Meere von den Küsten des wogenden Lebens geschieden war. Aber auch das bescheidenste Glück konnte ihn befriedigen, und je kleiner sein Wirkungskreis war, desto tiefer verlor er sich in sein Amt. Alles, was ihn bewegte, alles, was er verkündet hätte, wenn sein Sprengel die Welt und seine Pfarrkinder die Menschen ge-

---

[21]) Summa a. a. O. S. 25; Wahrh. 3, 97: 15. April.

wesen wären, legte er in die Predigten, welche er Sonntags vor seinen Bauern hielt. Und er feilte an den Konzepten, lernte daran eine halbe Woche lang, und wenn er die Kanzel bestieg, dann durchbrachen neue Gedanken die engen Zeilen der Oktavblätter, und neue Wünsche stiegen aus dem übervollen Herzen auf; dann mag er oft geschlossen haben, weil er vor Tränen schließen mußte, und die Zuhörer, welche vielleicht nicht den dritten Teil der Predigt verstanden hatten, drückten sich eilig durch die niedrige Kirchentür, der Schulmeister orgelte ihnen ein paar Takte nach, und der glühende Mann stand wieder allein da zwischen den vier Wänden lebendig begraben. Da mag er sich zu Hause oft ans Klavier gesetzt haben, seine Seele ausklingen zu lassen mit ihren verlornen Träumen. Denn er war einsam, einsam auch im häuslichen Kreise. Jedem, der Jean Pauls Selbstbiographie gelesen hat, ist es aufgefallen, daß der Dichter immer und immer wieder nur vom Vater spricht und das Wort Mutter darin kaum dreimal niederschreibt. Er hat uns von ihr kein zusammenhängendes Charakterbild entworfen, aber wir haben das Gefühl, daß wir im Siebenkäs, in jenem bittern Ehedrama, welches uns zum erstenmal in unserer Literatur die Seelenkämpfe zweier unverstandener Gatten mit der Unmittelbarkeit und Treue eines eigenen Erlebnisses abschildert, Szenen aus Jean Pauls Elternhaus suchen müssen.[22])

Wo immer der Dichter in einem seiner Werke die Gestalt der Mutter verewigt, führt er sie uns als geschäftige Lenette vor und versetzt sie in ihre Welt, in die Ökonomie des Hauses. Ein Brief und einige Zeilen sind alles, was wir von der Hand dieser schlichten Frau erhalten haben, aber dieses wenige beweist, daß sie ihr niedriger Bildungsgrad nie zum vollen Verständnis ihres Mannes oder gar ihres Sohnes gelangen ließ. Wohl von

---

[22]) Firmery S. 7.

Jugend auf kränklich und daher verhätschelt und verwöhnt, war die Arme nach dem Tode ihres Gatten und ihrer Eltern dem schwersten Lebenskampf preisgegeben. Eine Affenliebe zu ihren Kindern ließ es wohl nie bei ihr zu einem entscheidenden Auftreten kommen, und so scheint die Erziehung ganz Sache des Vaters gewesen zu sein; daher auch der tiefe Eindruck, welchen dieser in der Seele seines Sohnes hinterließ. Also Richter war einsam und doch glücklich, so lange er in Joditz lebte; denn was er an seinem Weibe und seiner Umgebung vermißte, fand er an seinem Fritz. Der wurde sein Vertrauter, der lernte fleißig, um ihn nur begleiten zu dürfen, der prägte sich peinlich die Dispositionen der letzten Sonntagspredigt ein, der sah ihm aufmerksam zu, wenn er Noten setzte oder in der Bibel las, der schien, obwohl noch ein Kind, ihn am besten zu verstehen. Und der Sohn war zur Freude des Vaters zu einem aufgeweckten Knaben herangewachsen, als beide das Dorf mit einem Marktflecken vertauschten, wo nicht mehr völlige Weltabgeschiedenheit den alten frommen Sinn nährte. Der Pfarrer ward krank und mißmutig, Fritz pochte immer ungestümer an die langverschlossenen Pforten des Lebens: da gingen beider Wege auseinander, da sah der alternde Mann seine schönsten Hoffnungen welken und sank ins Grab als einer von denen, die das Schicksal auch nicht auf den rechten Kampfplatz gestellt, durch deren immer bewölkten Himmel nur ein stilles Künstlerglück als schwacher Sternenschimmer brach.

Als Pfarrer Richter starb muß die Kluft zwischen ihm und dem Sohn groß gewesen sein; wir haben keinen Beweis dafür, daß das traurige Ereignis auf Jean Paul einen tiefern Eindruck hinterlassen hätte. Er besucht nach wie vor das Gymnasium, verkehrt mit einigen Schulfreunden, exzerpiert fleißig Vogels Bücher und stilisiert „Denkübung“ um „Denkübung“. Aber war denn der Tod des Vaters wirklich ein lähmender Schlag für seine weitere Entwicklung? Zunächst lebte ja noch der Großvater, der für die Mutter,

für ihn und seine Brüder sorgte. Freilich als auch dieser wegstarb, und das Erbe seinen Hinterbliebenen streitig gemacht wurde, brach über die beklagenswerte Pfarrerswitwe und ihre Familie jene furchtbare Not herein, aus der sich nur die Lebenskraft eines echten Genies emporzuarbeiten vermochte. So raubte der Tod des Vaters dem Jüngling zwar alle Freuden, die zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören, gab ihm aber dafür die Freiheit einer ungehinderten Entfaltung seiner künstlerischen Kräfte; denn nimmer hätte der strenge und altgläubige Pfarrer seine Einwilligung dazu hergegeben, daß der Sohn dem theologischen Studium entsagte, um ungestört Satiren schreiben zu können.

In Hof ging endlich auch ein Wunsch in Erfüllung, mit welchem sich Jean Paul schon seit seinen Knabenjahren trug: so ungastlich ihm auch anfangs das Gymnasium erschienen war, es schenkte ihm drei Freunde, von denen der eine das ganze Leben hindurch treu an seiner Seite stand, während ihm der Tod die beiden andern frühzeitig entriß. Einen engern Bund schloß zwar der Dichter zunächst nur mit einem seiner Mitschüler, erst mehrere Jahre später vereinigte ihn das Schicksal mit den übrigen; aber gerade derjenige, welchem er sich zuerst anvertraute, schied auch als erster aus dem Kreise: Adam Lorenz von Oerthel.

Er war der älteste Sohn des Hofer Kaufmanns Johann Georg Oerthel, welcher, nachdem er alle Eigenschaften eines „Geldgreifgeiers" an seinen Nebenmenschen erprobt hatte, 1774 die Güter Töpen, Hohen- und Tiefendorf käuflich erwarb, zugleich den Titel eines Kammerrats und den Adel des hl. römischen Reichs.[23]) Ursprünglich auch für den Kaufmannsstand bestimmt, erreichte es Lorenz bei seinem Vater, daß ihn dieser durch den Tertius Müller für

[23]) Reinstädtler, „Beiträge zur Lebensgeschichte Jean Pauls", Beilage zum Hofer Anzeiger 1892, Nr. 7.

das Gymnasium in Hof vorbilden ließ, welches er am 19. September 1775 als Sekundaner bezog.

Der Kammerrat hatte ihm in der Stadt ein Gartenhaus eingerichtet, welches, unmittelbar an einem Arm der Saale gelegen, einen weiten Blick in den grünen Talgrund und über die Inseln der Vorstadt eröffnete. Ein langer Bogengang führte durch den Garten an den Fluß, dessen Ufer von Bäumen überhangen waren, durch welche der Nebel stieg, wenn in lauen Sommernächten der Mond sein flimmerndes Licht über die Wiesen fluten ließ. Hier versammelten sich Oerthels Freunde gar oft, feierten die schönen Abende mit Klavierspiel und Sang oder lauschten den Klängen der Musik, welche aus der Nachbarschaft herübertönte; hier war Jean Paul sehr oft, hier lernte er auch jene beiden andern Mitschüler kennen, mit welchen ihn erst inniger eine spätere Zeit verband, da er selbst jene glücklichen Stunden von Hof nur noch in ferner Erinnerung genießen konnte. Johann Bernhard Hermann und Georg Christian Otto. Versunken im tiefsten Elend und mit einem siechen Körper dem schleichenden Tode verfallen, gedenkt der erstere der goldnen Tage seines Verkehrs mit Oerthel und seines Bekanntwerdens mit Richter, als beide nachts auf dem Schloßplatz zu Hof lustwandelten,[24]) und einen poetischen Hauch, seiner trocknen Natur sonst fremd, breitet Otto über die Schilderung des traulichen Gartenhäuschens, welches der Altar wurde, an dem man den heiligen Bund fürs Leben schloß.[25])

Johann Bernhard Hermann, der Sohn eines armen Zeugmachers ist am 19. Februar 1761 zu Hof geboren worden. Durch Exponieren von Langes Colloquien hatte der Vater in ihm frühzeitig den Wunsch nach dem Gymnasium erweckt, welcher auch 1774 in Erfüllung ging.[26])

---

[24]) (B*) Hermann an Jean Paul, Göttingen, 24. Oktober 1788, und ein undatiertes Brieffragment.

[25]) Wahrh. 3, 58 ff.

[26]) Fikenscher 4, 337 ff.

Mit allerlei häuslichen Verpflichtungen und den Vorbereitungen für den Unterricht überbürdet, hat der Jüngling eine entbehrungsreiche Studienzeit verlebt, die den ersten Krankheitskeim in seinen schönen, aber zartgebauten Körper pflanzte.

Hermann und Oerthel waren zwei echte Söhne des Sturms und Drangs, zwei hektische, aber im Grund ihres Wesens verschiedne Naturen, jener Naturalist mit der ganzen revolutionären Innengewalt des Genies, dieser Idealist mit der ganzen Weltflucht der Wertherzeit. Daher zog auch Oerthel gerade das an Richter an, wovon sich, wie wir noch hören werden, Hermann abgestoßen fühlte: die weibliche Empfindsamkeit und Reizbarkeit, das Lyrische in des Dichters Doppelnatur. Theologischer Zank und nüchterne Aufklärungsphilosophie hatten Jean Pauls Herz verödet und seiner poetischen Anlage jede Betätigung verwehrt. Durch Oerthels reiches Gemüt konnten jene schlummernden Kräfte wieder geweckt werden, und der Dichter erscheint tatsächlich für kurze Zeit als Siegwartnatur. Recht philiströs findet Otto den Grund zu dieser vorübergehenden Seelenwandlung in Jean Pauls „theilnehmender Freundlichkeit“ für die Sentimentalität Oerthels, doch werden uns die Exzerptenhefte zeigen, wie einzig und allein die überwiegende Beschäftigung mit der schalsten Aufklärungsliteratur Richter in diesen Jahren vor längeren, tiefergehenden oder gar zerstörenden seelischen Erregungen bewahrte, und jenes von Otto mitgeteilte Billet ist sicher nicht aus persönlichem Empfinden und Erleben geschrieben, sondern unter der rein äußerlichen Einwirkung einer Mode; denn gar prosaische und ungefüge Töne mischen sich in die tränenseligen Tiraden, ja selbst an einem literarischen Hinweis fehlt es nicht: „Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir — der wenig Freud' hat; denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen [!] bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin: so sieh' zu Nachts zu deinen Gängen in den Garten hin, wenn sie der Vollmond

beschimmert — und denke dann d'ran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Aug' entdrang — zum Allvater hinauf — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei beiden auch bald vollendet — bald's ganze Leben — — Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast; und nun kann ich nicht mehr schreiben — — fließet Thränen." — —

„Doch noch was. — Lauter Sterbegedanken umgeben mich jetzt — vielleicht dich auch; und dies ist beste Zubereitung. — — Nun schimmerst ruhiger Mond! senkest Ruhe in gequälte Seelen — Schauerlich ist's, unter Mondsblinkern, all die harmlosen, nachbarlichen Hügel — bei'n Gräbern wandelnd — zu spähn! Schauerlich wenn's so todtenleise um dich her ist, und's dich ergreift das große allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süßschlummernden Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm zernagt" — „Lies in Yorik's Reisen im 1sten Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war." — —

„Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls." — — —

„Dein Freund Richter." [27])

Georg Christian Otto war der zweite Sohn des Archidiakonus und Vesperpredigers Johann Heinrich Otto, im Volksmund der „Strafprediger" genannt. Am 9. Dezember 1763 zu Hof geboren, trat er 1773 ins Gymnasium ein, welches sein älterer Bruder Friedrich Albrecht Otto schon seit Jahresfrist besuchte.

Oerthel und Hermann waren zwei scharf ausgeprägte Individualitäten, welche beide auf Jean Pauls Innenleben nicht ohne Einfluß blieben, Otto war eine nüchterne, trockne Natur, mit der erfreulichen Solidität eines hoch achtbaren

[27]) Wahrh. 3, 62f.

Bürgers. Er ist niemals von der Schwermut eines Oerthel heimgesucht worden, und keiner seiner Briefe zeugt von den Seelenstürmen eines Hermann; als treuer Freund und aufrichtiger Bewunderer Jean Pauls ist er durchs Leben gewandert, Not und Elend hat er nie kennen gelernt. Der Dichter hat ihn geschätzt, vielleicht mehr der Vorzüge seines Herzens als der seines Kopfes wegen, obwohl er auch diese anerkannte; ja, er hat sich ihm rückhaltlos anvertraut, was uns aber zu keinem günstigern Urteil über Ottos Geistesgröße stimmen kann; denn der Faust Jean Paul konnte sich auch einem Wagner offenbaren; er war eine mitteilsame Natur und freundschaftliche Aussprache war ihm Bedürfnis. Klagt er doch selbst, daß er seine Kraft in Schwarzenbach an unbedeutende Zuhörer verschwendet habe, wenn er von den „Mumien“ kam, und Otto führt selbst aus dem „Vitabuch“ die charakteristische Stelle an: „Mir ist am Ende die Gesellschaft einerlei, vor der ich mich ausströme, — was davon verloren geht, vergessen oder mißverstanden wird. Ich will in mir mich durchleben und froh ausreden.“[28])

Am 11. Oktober 1780 hat Jean Paul zugleich mit Oerthel das Gymnasium verlassen, ein Jahr später folgten ihm Otto und Hermann. Seine Abschiedsrede setzte auseinander: „uti novorum recte excogitandorum studio nihil melius sit, ita novitatis adfectatione nihil esse deterius.“ [29]) Rektor Kirsch, der ihn ob seiner Talente sehr liebgewonnen hatte, stellte ihm folgendes Zeugnis aus: „Paupertas cum nemini dedecori sit, qui virtutis divitiis abundare nititur; sane non est, quod erubescat is, qui sibi has literas scribi voluit, Iuvenis Ornatissimus, Joannes Paullus Fridericus Richter, Pastoris, dum viveret, Schwarzenbacensis filius, homo pauper, immo pauperrimus. Aliquot abhinc annis mors illi patrem abstulit, et, nisi Dei consilia nefas esset vituperare, fas esset conqueri, hunc, non alium potius, patrem suum amisisse, a quo, si vixisset, omnia potuisset sperare. Tanta enim

[28]) Wahrh. 2, 78f.
[29]) Fikenscher 7, 206ff.

hic Juvenis flagrat discendi cupiditate, ut quasi sponsores esse possimus, non sine voluptate, quicunque Richteri profectus explorare voluerit, re ipsa esse intellecturum, eum non in linquis solum, sed in philosophia potissimum, quantum quidem haec aetas patitur, admodum progressum esse. Est igitur dignissimus, qui cuique harum literarum lectori et imprimis Celeberrimis inclytae Academiae Lipsiensis Professoribus de meliori commendetur. Erit absque dubio ea grata mente, quae, quidquid beneficii acceperit, non agnoscat solum, sed etiam, si quando laetior aliqua fortuna attulerit, rite compenset." [30])

Noch aber war vor dem Konsistorium eine öffentliche Prüfung abzulegen, noch hatte Jean Paul in Bayreuth zu valedicieren. Dem herrschenden Gebrauche folgend, machte auch er seine Reise zu Pferde dahin. Es war ein unglückseliger Ritt, der erste und letzte zugleich in seinem Leben. In den Schicksalen des Sonntagsreiters Walt hat er ihn ausführlich geschildert.

Die Zeit bis Pfingsten 1781 verbrachte Richter in Schwarzenbach bei seiner Mutter, welche jetzt das Haus des Aktuars Vogel bewohnte. Als Studium wählte er die Theologie, als Universitätsstadt Leipzig. Diese hatte ihm Werner gerühmt, sowohl wegen der Umgebung als auch der günstigen Informationen, die dort zu erlangen wären. Um sich aber auf jeden Fall einen hinreichenden Unterhalt zu sichern, bat Richter vermutlich noch im April einen uns unbekannten Gönner, beim Superintendenten von Wunsiedel für ihn ein Stipendium zu erwirken. Dieser uns nur als Entwurf erhaltene Brief bestätigt eine bis auf den heutigen Tag in Jean Pauls Geburtsort lebendige Tradition, der Dichter habe sich in seiner Bedrängnis erfolglos an den Magistrat um eine Unterstützung gewandt.

Die Muße seines Aufenthalts in Schwarzenbach scheint der angehende Student fleißig zum Erlernen des Französischen benützt zu haben. Ein starker Quartband aus jenen Tagen

[30]) *H.* im Besitze des H. Oberstl. Brix-Förster.

weist zahlreiche Übersetzungen auf, darunter einige mit der Aufschrift: „pour m'exercer dans la langue française.“ [31]) Jetzt beginnt seine denkwürdige Korrespondenz mit dem Pfarrer in Rehau, den er öfter besucht haben mag, wie aus dem ersten Schreiben vom 3. April 1781 hervorgeht. In diesem beklagt er auch die Kürze des Buchs „von der Ehe“, dessen Verwandtschaft mit den „Lebensläufen“ er entdeckt und worin er überall originellen Witz und Laune findet. An eine Reihe von Bücherwünschen, die sich auch auf Goethes Schriften erstrecken, schließt er eine nochmalige Bitte um Lessings Fragmente, die ihm sein Freund aus „liebreichen Absichten“ versagt hatte. Wir begreifen Vogels plötzliche Bedenken nicht, da er den Gymnasiasten doch schon mit Schriften bekannt gemacht hatte, die zur Förderung seiner religiösen Anschauungen nicht beitrugen. Richter fühlte das wohl selbst; kurzerhand erklärt er, es könne ihm das Buch in keinerlei Weise schaden, ob es nun Wahrheiten oder Irrtümer enthalte. In ersterm Falle hindere nichts, es zu lesen, in letzterm überrede es entweder seiner schwachen Gründe wegen nicht, oder es überrede; dann sei aber für ihn ein einleuchtender Irrtum immerhin besser als eine Wahrheit, von der er nicht überzeugt sei.[32])

Dem Brief legte er auch einige selbstverfaßte kleine Aufsätze bei, „Übungen im Denken“, die, wie er schrieb, Vogel für Schulexerzitien ansehen, korrigieren und tadeln möchte. Der Freund scheint ihm dieses Versprechen gegeben zu haben, denn in einem erhaltenen Briefentwurf kündigt Jean Paul die Einsendung neuer Aufsätze an, da die vorigen eine so gütige Aufnahme gefunden hätten, und bittet zugleich um Auskunft, ob die Kollegien in Leipzig noch vor Pfingsten anfingen. In einem zweiten Briefe ersucht er um Klopstocks Gelehrtenrepublik und Hallers Usong,

---

[31]) F. 13ᵃ: Ein starker Quartband [Tagebuch seiner schriftlichen Arbeiten], datiert vom 24. November 1780.

[32]) (L*) Wahrh. 3, 16 ff.; WW. 63, 191 ff.

wobei er erklärt, er würde nicht so frei sein, wenn er nicht vom Herrn Aktuar Vogel erfahren hätte, daß seine Übungen sogar einiger Anmerkungen und Verbesserungen für wert befunden würden![33]) Diese sandte ihm der vielbeschäftigte Pfarrer am 6. Mai zu und wünschte, ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sehen. Jean Paul scheint darauf den Tag derselben seinem Gönner bekannt gegeben zu haben, denn vom 12. Mai ist jener Brief datiert, der Vogel das Verdienst sichert, mit seltener Sehergabe die einstige Größe des Dichters prophezeit zu haben: „Vortreflicher junger deutscher Mann — Mann, von dem ich auf die Zukunft vieles der Welt verspreche — mein lieber Freund! — Sie gehen also morgen nach Leipzig ab? Nun so gehen Sie in Gottes Namen, — und kommen Sie nicht eher wieder, bis Sie der — sind, der Sie seyn sollen und können. Meine gute [!] Wünsche begleiten Sie. Daß Sie unter ihren [!] Studiren meiner nicht vergessen werden, daß Sie mit mir in Briefwechsel stehen werden, darf ich Sie kaum bitten. Ich weiß ihren Verstand — ich kenne ihr Herz — Aber an mein Herz haben Sie auch mit ihren guten — schönen Dank sehr empfindlich geschlagen: das habe ich Ihnen noch zu guter lezt von Rehau aus nach Schwarzenbach zu schreiben. Sie können dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. Heben Sie diese Weissagung auf — Und so noch einmal — so leben Sie denn wohl, wohl — Amen." In einem Postskript fügt der Pfarrer noch hinzu: „ihre gelehrten Arbeiten sollen bald nach Leipzig von mir nachgesendet werden".[34]) Er meinte damit die Denkübungen, die ihm Richter auf seinen Wunsch wieder zugestellt hatte. Dieser aber reiste den folgenden Tag mit seinem Lehrer Kirsch und seinem Freund Oerthel nach Leipzig.

---

[33]) F. 13ª: Quartband vom 24. Nov. 1780.

[34]) (L*) Wahrh. 3, 109 ff.

5. Entstehung und Grundlagen einer jugendlichen Weltanschauung.

Wir haben in unserer Darstellung der äußern Lebensumstände Jean Pauls bereits hervorgehoben, daß ihn der gänzliche Mangel an tüchtigen Lehrern wie der günstige Zufall, eine ansehnliche Bibliothek zu finden, auf jenen autodidaktischen Bildungsweg drängte, welchen er auch in der Folgezeit einhielt. Vogels Bücher waren ihm vielleicht mit einigen wenigen anderwärts entliehenen die einzige Wissensquelle in den geistigen Einöden von Schwarzenbach und Hof. Jean Paul, der dies früher fühlte, als es seine Lehrer wünschten, suchte sich die vorübereilenden Eindrücke bleibend zn machen, indem er aus dem Gelesenen sorgfältig niederschrieb, was ihn gerade wertvoll genug dünkte. So wurden ihm die fremden Bücher zu Freunden, die er auch befragen konnte, wenn das Geliehene schon längst wieder zurückgestellt war. Lesen und Abschreiben mußten sich gegenseitig ablösen und wohl oft recht rasch, denn nicht jeder wartete so geduldig wie der Pfarrer von Rehau. „Ein unangenemer Zufal“ bemerkt der Dichter zu einem Exzerpt „hinderte mich, das übrige gar aus diesem schäzbaren Buch' auszuzeichnen. Dieses Buch, das man mir geliehen hatte, mußt' ich gerade zurük geben, da ich mitten im Abschreiben war. Das hier Angefangte [!] wird fortgesezt werden, sobald ich es wieder bekommen werde.“ Das

klingt ja fast so, als wären diese Hefte für die große Welt bestimmt. Ja, der Gymnasiast schlägt oft einen gar selbstbewußten und herausfordernden Ton an, wenn er eine Stelle mit seinem eignen Urteil bedenkt, so etwa: „Man les' ienen Aufsaz nur one Parteisucht — und lasse sich durch den Staub der Ortodoxen seine Augen nicht blenden.“ Jean Paul erinnerte sich gewiß dieser Zeit, als er im Alter gelegentlich einmal äußerte; er hätte in seiner Kindheit oft davon geträumt, Mitglied einer gelehrten Sozietät zu werden (W. 27, 4). Daß seine Auszüge für ihn tatsächlich Lehrbücher waren, deren Inhalt er sich beständig vor Augen hielt, geht aus zahlreichen Verweisen von späteren Heften auf frühere deutlich hervor: „Einiges, was hierher gehört, seh' man nach im 3. Bande der Excerpten S. 61, 62.“ „Den Beweis davon seh' man im 9. Bande der Excerpten S. 56“ oder „Einen Auszug dieses Teils sehe man im 4. Band d. A. Seit. 20 ff.“ So können wir mit Hilfe dieser Hefte ein getreues Bild von des Dichters jugendlicher Denkungsweise entwerfen. Aus beständig wiederkehrenden Themen und einzelnen daran geknüpften Bemerkungen werden wir ein Interesse des Jünglings für diese oder jene wissenschaftliche Frage erkennen und damit einen Bildungstrieb aufspüren, den wir weiter zu verfolgen haben. Solche Lieblingsideen werden wir herausheben, um den Ursprung dieser abgeleiteten Bäche im großen Geistesstrom der Zeit zu finden und dadurch den Dichter selbst aus der engen Schule Werners und Rennebaums in die weite eines ganzen Jahrhunderts zu versetzen; dann wird seine stille Entwicklung ein Blatt werden aus der Geschichte der Bildungskämpfe unseres Volks. Dabei können wir die Schwarzenbacher und Hofer Lehrjahre als eine Epoche behandeln, denn die letztern sind nur die Fortsetzung des Selbststudiums im Elternhause und haben kein eigentümliches Gepräge. Auch jetzt mußten Vogels Bücher Jean Paul ersetzen, was ihm am Gymnasialunterricht abging. Aus den Jahren 1778—1780 stammen drei starke von Schwarzenbach und sieben starke

von Hof datierte Exzerptenhefte, jedes mit einem Verzeichnis der Werke und Auszüge versehen, ein elftes und zwölftes vermerkte die in der Zeit vom Austritt aus dem Gymnasium bis zum Eintritt in die Universität gelesenen Bücher, doch scheint das zwölfte Heft verloren gegangen zu sein. Einem nur bis zum 5. Band reichenden Generalregister hätte ein weiteres für die übrigen Bände folgen sollen.[1])

Auf das Ungeordnete und Unzusammenhängende in dieser Lektüre wurde bereits verwiesen. Jean Paul, der aus allem Nutzen zog, fand darin nichts Befremdendes. Er hat vielmehr im „Titan“ die Begründung dafür, daß es doch weniger auf die Rangfolge der Speisen als auf ihre Verdauung ankomme (W. 15, 155). Wenn er aber in spätern Jahren als eine der größten Entbehrungen seiner Jugend beklagte, daß er in derselben so wenig und nicht die rechten Bücher gehabt habe, so will es uns nach den Exzerpten doch eher scheinen, er habe zu viele und nicht die rechten gehabt; denn zumeist aus Rezensionen wurde der Dichter mit den mannigfaltigsten Zeitanschauungen bekannt, verhältnismäßig wenig Kenntnisse schöpfte er aus selbständigen Werken. Das hat Nachteile und Vorteile. Daß mancher Autor seine eigne Idee nicht wieder erkannte, war sie einmal durch das wässerige Gehirn eines Rezensenten der a. d. B. gegangen, ist mehr als wahrscheinlich. Auch machte es der zudringliche Ton eines solchen Organs dem befangnen Leser recht schwer, sich ein unparteiisches Urteil zu bilden. Andererseits aber gewann er dadurch einen raschen Überblick über ganze Wissensgebiete und las — vielleicht der größte Vorteil — manches Buch nur im Auszug, an das er sonst Stunden nutzlos verschwendet hätte.

Nach der bereits erwähnten Disposition wollte der Dichter unter dem Kapitel „Schwarzenbach“ auch von der Annahme einer neuen Orthographie sprechen. Otto, welcher

---

[1]) F. 1ª u. 1ᵇ.

als Jahr der Einführung dieser Neuerung 1777 ansieht, erzählt zugleich mit Bezug auf eine Notiz im „Vitabuch“, daß Jean Paul die alte Orthographie erst an seinem 41. Geburtstage wieder annahm, da er den ersten Hosenträger erhielt. Indessen hat bereits der Leipziger Student, ebenso wie er später die alte Mode mit dem Zopf wieder anlegte, auch seine Rechtschreibung eines ihrer charakteristischen Merkmale beraubt. Auch diese Hausorthographie fällt wohl wie jene hebräischen Analysierübungen als Spielerei unter das Kapitel „geistiges Nestmachen“, wenngleich ihre konsequente Durchführung das Ansehen erweckt, Jean Paul habe sich gegenüber den mannigfaltigen Schreibarten der Zeit eine eigne, feststehende schaffen wollen. Übrigens hat seine Orthographie nur auf den ersten Blick etwas Befremdendes. Vieles, was uns daran eigentümlich erscheint, ist es im Grunde nicht. In den Büchern jener Jahre ist die Vereinfachung der Doppelkonsonanten im Auslaut und vor nicht vokalisch anlautender Silbe, desgleichen die Schreibung von z und zz für tz nichts Seltenes. Charakteristisch für Jean Pauls Rechtschreibung ist nur die regelmäßige Weglassung des h in der Verbindung th und überall dort, wo es als Dehnungszeichen auftritt, außer im Pronomen — sogar ein Eigenname wie Luther findet sich in den Registern als „Luter“ —, ferner die Stellvertretung eines i für j, welche bereits im 5. Band der Auszüge durchgeführt ist. So war auch fast der einzige Eindruck, welchen die Exzentrizitäten der Sturm- und Drangperiode in dem jungen Aufklärer zurückließen, eine Vorliebe für die Apokopierung des E-Lauts, für den Gebrauch des Apostrophs, Verschmelzung des „es“ mit dem vorangehenden Worte und die Scheu vor dem Personalpronomen, wie sie uns im Billet des Gymnasiasten entgegentritt. Nur geht Jean Paul auch hier möglichst weit. Die Apokope des auslautenden e ist bereits im 6. Heft Regel; aber er verstümmelt auch das Pronomen „sie“ zu einem einfachen s: „so sind's“, ebenso den Artikel „das“: „s' Gut' und s' Bös'“ ja, wie er Luthers Namen um sein h beschnitt,

so bildet er auch den Genetiv von Shakespeare: „Shakespear's".

Unter den vielen Anregungen, welche der Dichter aus Vogels Bibliothek empfing, wirkten die theologischen und philosophischen auf seinen Bildungsgang am entscheidendsten; da sie zugleich auch die reichsten waren, wollen wir bei ihnen am längsten verweilen.

a) Theologische.

[1]) Die eigentlichen Anfänge des Rationalismus fallen mit denen des Protestantismus nicht zusammen. Ausgesprochene Supranaturalisten, glaubten die Reformatoren mit unerschütterlicher Treue an eine in den hl. Schriften niedergelegte göttliche Offenbarung, welcher man sich mit kindlichem Gehorsam zu unterwerfen habe. Sie vor den Richterstuhl menschlicher Einsicht zu zerren, ihren Lehren die Ergebnisse der Philosophie vorzuhalten, hätte Luther nie gewagt. Ein Feind letzterer, unvermögend, sie sich anders als im Gewand der Scholastik zu denken, tat er den paradoxen Ausspruch, daß nicht alles, was in der Theologie wahr wäre, es auch in der Philosophie sei. Nach Verleugnung der alten kirchlichen Autorität hatte er durch stärkste Betonung des Inspirationsdogmas seinen Lehrsätzen eine Sanktion verliehen, deren sie zu ihrem Bestande notwendigerweise bedurften. Der Rationalismus hat später Deutschland vorgeworfen, vom Tode Melanchthons bis Baumgarten und Semler eine Beute der Barbarei gewesen zu sein. In der Tat vergeudeten die Nachkommen der

---

[1]) Dieser Darstellung liegen zugrunde: Kritische Geschichte des Rationalismus in Deutschland von seinem Anfange bis auf unsere Zeit; nach dem Französischen des Amand Saintes herausg. v. Ch. G. Ficker, Leipzig 1847; G. Frank, Geschichte des Rationalismus und seiner Gegensätze, Leipzig 1875; K. F. A. Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus, 3. Aufl., 2. Bd., Leipzig 1874; A. Tholuck, Geschichte des Rationalismus, Berlin 1865; Dorner, Geschichte der protest. Theologie, München 1867 (Geschichte der Wissensch. in Deutschl., 5. Bd.).

Reformation das wertvolle Erbe, verderbten sie alle Früchte der rastlosen Kämpfe jener großen Zeit. Melanchthon hatte selbst dazu den Anstoß gegeben, indem er durch seine Versöhnung mit der von Luther verschmähten aristotelischen Philosophie in die protestantische Theologie einen trocknen Scholastizismus einführte.

Das stete Ringen um Daseins- und Gleichberechtigung hatte die junge Kirche zu unausgesetzter Tätigkeit angespornt; es galt zu erreichen, was noch nicht erworben, zu bewahren, was schon erreicht war. Aber als staatliche Religion einmal anerkannt und gegen Roms Bannflüche gesetzlich geschützt, verlor sie allmählich die belebende Kraft, zersetzender Parteienhaß und unfruchtbare Pedanterie in dogmatischen Streitigkeiten gewinnen die Oberhand. Nachgeben und vernünftiger Ausgleich auf keiner Seite, Verschärfung und Zuspitzung überlieferter Lehren auf jeder. Die drei Glaubensbekenntnisse der ersten Kirche, die Augsburger Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, Luthers zwei Katechismen und die Konkordienformel, die sogenannten symbolischen Bücher erhalten jetzt verbindliche Kraft und werden aus Bekenntnisschriften Lehrvorschriften. Der Theologe behauptet neben der sachlichen auch formelle Inspiration und dehnt sie auf jede Phrase, jedes Wort, ja sogar auf die Punktation der Schrift aus. Die Predigt, welche zu wahrer Erbauung erhoben zu haben, Luthers großes Verdienst war, gerät, ein Opfer der brutalsten Geschmacklosigkeit, in den Dienst parteisüchtiger Polemik. Die Bibel und Paul Gerhardts ergreifende geistliche Lieder waren fast die einzigen Mittel, welche in dieser Zeit dem deutschen Volk zur Stillung seiner religiösen Herzensbedürfnisse verblieben.

Ein heißer Wunsch nach Gefühlsvertiefung sprach aus Jacob Böhme. Seine Worte fielen wie erwärmender Sonnenschein auf die Eisgefilde des erstarrten Luthertums, seine „Aurora“ war die glühende Morgenröte, die in kalter Winternacht die Sehnsucht nach dem kommenden Frühling

so bildet er auch den Genetiv von Shakespeare: „Shakespear's".

Unter den vielen Anregungen, welche der Dichter aus Vogels Bibliothek empfing, wirkten die theologischen und philosophischen auf seinen Bildungsgang am entscheidendsten; da sie zugleich auch die reichsten waren, wollen wir bei ihnen am längsten verweilen.

a) Theologische.

[1]) Die eigentlichen Anfänge des Rationalismus fallen mit denen des Protestantismus nicht zusammen. Ausgesprochene Supranaturalisten, glaubten die Reformatoren mit unerschütterlicher Treue an eine in den hl. Schriften niedergelegte göttliche Offenbarung, welcher man sich mit kindlichem Gehorsam zu unterwerfen habe. Sie vor den Richterstuhl menschlicher Einsicht zu zerren, ihren Lehren die Ergebnisse der Philosophie vorzuhalten, hätte Luther nie gewagt. Ein Feind letzterer, unvermögend, sie sich anders als im Gewand der Scholastik zu denken, tat er den paradoxen Ausspruch, daß nicht alles, was in der Theologie wahr wäre, es auch in der Philosophie sei. Nach Verleugnung der alten kirchlichen Autorität hatte er durch stärkste Betonung des Inspirationsdogmas seinen Lehrsätzen eine Sanktion verliehen, deren sie zu ihrem Bestande notwendigerweise bedurften. Der Rationalismus hat später Deutschland vorgeworfen, vom Tode Melanchthons bis Baumgarten und Semler eine Beute der Barbarei gewesen zu sein. In der Tat vergeudeten die Nachkommen der

---

[1]) Dieser Darstellung liegen zugrunde: Kritische Geschichte des Rationalismus in Deutschland von seinem Anfange bis auf unsere Zeit; nach dem Französischen des Amand Saintes herausg. v. Ch. G. Ficker, Leipzig 1847; G. Frank, Geschichte des Rationalismus und seiner Gegensätze, Leipzig 1875; K. F. A. Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus, 3. Aufl., 2. Bd., Leipzig 1874; A. Tholuck, Geschichte des Rationalismus, Berlin 1865; Dorner, Geschichte der protest. Theologie, München 1867 (Geschichte der Wissensch. in Deutschl., 5. Bd.).

Reformation das wertvolle Erbe, verderbten sie alle Früchte der rastlosen Kämpfe jener großen Zeit. Melanchthon hatte selbst dazu den Anstoß gegeben, indem er durch seine Versöhnung mit der von Luther verschmähten aristotelischen Philosophie in die protestantische Theologie einen trocknen Scholastizismus einführte.

Das stete Ringen um Daseins- und Gleichberechtigung hatte die junge Kirche zu unausgesetzter Tätigkeit angespornt; es galt zu erreichen, was noch nicht erworben, zu bewahren, was schon erreicht war. Aber als staatliche Religion einmal anerkannt und gegen Roms Bannflüche gesetzlich geschützt, verlor sie allmählich die belebende Kraft, zersetzender Parteienhaß und unfruchtbare Pedanterie in dogmatischen Streitigkeiten gewinnen die Oberhand. Nachgeben und vernünftiger Ausgleich auf keiner Seite, Verschärfung und Zuspitzung überlieferter Lehren auf jeder. Die drei Glaubensbekenntnisse der ersten Kirche, die Augsburger Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, Luthers zwei Katechismen und die Konkordienformel, die sogenannten symbolischen Bücher erhalten jetzt verbindliche Kraft und werden aus Bekenntnisschriften Lehrvorschriften. Der Theologe behauptet neben der sachlichen auch formelle Inspiration und dehnt sie auf jede Phrase, jedes Wort, ja sogar auf die Punktation der Schrift aus. Die Predigt, welche zu wahrer Erbauung erhoben zu haben, Luthers großes Verdienst war, gerät, ein Opfer der brutalsten Geschmacklosigkeit, in den Dienst parteisüchtiger Polemik. Die Bibel und Paul Gerhardts ergreifende geistliche Lieder waren fast die einzigen Mittel, welche in dieser Zeit dem deutschen Volk zur Stillung seiner religiösen Herzensbedürfnisse verblieben.

Ein heißer Wunsch nach Gefühlsvertiefung sprach aus Jacob Böhme. Seine Worte fielen wie erwärmender Sonnenschein auf die Eisgefilde des erstarrten Luthertums, seine „Aurora“ war die glühende Morgenröte, die in kalter Winternacht die Sehnsucht nach dem kommenden Frühling

so bildet er auch den Genetiv von Shakespeare: „Shakespear's".

Unter den vielen Anregungen, welche der Dichter aus Vogels Bibliothek empfing, wirkten die theologischen und philosophischen auf seinen Bildungsgang am entscheidendsten; da sie zugleich auch die reichsten waren, wollen wir bei ihnen am längsten verweilen.

a) Theologische.

[1]) Die eigentlichen Anfänge des Rationalismus fallen mit denen des Protestantismus nicht zusammen. Ausgesprochene Supranaturalisten, glaubten die Reformatoren mit unerschütterlicher Treue an eine in den hl. Schriften niedergelegte göttliche Offenbarung, welcher man sich mit kindlichem Gehorsam zu unterwerfen habe. Sie vor den Richterstuhl menschlicher Einsicht zu zerren, ihren Lehren die Ergebnisse der Philosophie vorzuhalten, hätte Luther nie gewagt. Ein Feind letzterer, unvermögend, sie sich anders als im Gewand der Scholastik zu denken, tat er den paradoxen Ausspruch, daß nicht alles, was in der Theologie wahr wäre, es auch in der Philosophie sei. Nach Verleugnung der alten kirchlichen Autorität hatte er durch stärkste Betonung des Inspirationsdogmas seinen Lehrsätzen eine Sanktion verliehen, deren sie zu ihrem Bestande notwendigerweise bedurften. Der Rationalismus hat später Deutschland vorgeworfen, vom Tode Melanchthons bis Baumgarten und Semler eine Beute der Barbarei gewesen zu sein. In der Tat vergeudeten die Nachkommen der

---

[1]) Dieser Darstellung liegen zugrunde: Kritische Geschichte des Rationalismus in Deutschland von seinem Anfange bis auf unsere Zeit; nach dem Französischen des Amand Saintes herausg. v. Ch. G. Ficker, Leipzig 1847; G. Frank, Geschichte des Rationalismus und seiner Gegensätze, Leipzig 1875; K. F. A. Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus, 3. Aufl., 2. Bd., Leipzig 1874; A. Tholuck, Geschichte des Rationalismus, Berlin 1865; Dorner, Geschichte der protest. Theologie, München 1867 (Geschichte der Wissensch. in Deutschl., 5. Bd.).

Reformation das wertvolle Erbe, verderbten sie alle Früchte der rastlosen Kämpfe jener großen Zeit. Melanchthon hatte selbst dazu den Anstoß gegeben, indem er durch seine Versöhnung mit der von Luther verschmähten aristotelischen Philosophie in die protestantische Theologie einen trocknen Scholastizismus einführte.

Das stete Ringen um Daseins- und Gleichberechtigung hatte die junge Kirche zu unausgesetzter Tätigkeit angespornt; es galt zu erreichen, was noch nicht erworben, zu bewahren, was schon erreicht war. Aber als staatliche Religion einmal anerkannt und gegen Roms Bannflüche gesetzlich geschützt, verlor sie allmählich die belebende Kraft, zersetzender Parteienhaß und unfruchtbare Pedanterie in dogmatischen Streitigkeiten gewinnen die Oberhand. Nachgeben und vernünftiger Ausgleich auf keiner Seite, Verschärfung und Zuspitzung überlieferter Lehren auf jeder. Die drei Glaubensbekenntnisse der ersten Kirche, die Augsburger Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, Luthers zwei Katechismen und die Konkordienformel, die sogenannten symbolischen Bücher erhalten jetzt verbindliche Kraft und werden aus Bekenntnisschriften Lehrvorschriften. Der Theologe behauptet neben der sachlichen auch formelle Inspiration und dehnt sie auf jede Phrase, jedes Wort, ja sogar auf die Punktation der Schrift aus. Die Predigt, welche zu wahrer Erbauung erhoben zu haben, Luthers großes Verdienst war, gerät, ein Opfer der brutalsten Geschmacklosigkeit, in den Dienst parteisüchtiger Polemik. Die Bibel und Paul Gerhardts ergreifende geistliche Lieder waren fast die einzigen Mittel, welche in dieser Zeit dem deutschen Volk zur Stillung seiner religiösen Herzensbedürfnisse verblieben.

Ein heißer Wunsch nach Gefühlsvertiefung sprach aus Jacob Böhme. Seine Worte fielen wie erwärmender Sonnenschein auf die Eisgefilde des erstarrten Luthertums, seine „Aurora“ war die glühende Morgenröte, die in kalter Winternacht die Sehnsucht nach dem kommenden Frühling

so bildet er auch den Genetiv von Shakespeare: „Shakespear's".

Unter den vielen Anregungen, welche der Dichter aus Vogels Bibliothek empfing, wirkten die theologischen und philosophischen auf seinen Bildungsgang am entscheidendsten; da sie zugleich auch die reichsten waren, wollen wir bei ihnen am längsten verweilen.

a) Theologische.

[1]) Die eigentlichen Anfänge des Rationalismus fallen mit denen des Protestantismus nicht zusammen. Ausgesprochene Supranaturalisten, glaubten die Reformatoren mit unerschütterlicher Treue an eine in den hl. Schriften niedergelegte göttliche Offenbarung, welcher man sich mit kindlichem Gehorsam zu unterwerfen habe. Sie vor den Richterstuhl menschlicher Einsicht zu zerren, ihren Lehren die Ergebnisse der Philosophie vorzuhalten, hätte Luther nie gewagt. Ein Feind letzterer, unvermögend, sie sich anders als im Gewand der Scholastik zu denken, tat er den paradoxen Ausspruch, daß nicht alles, was in der Theologie wahr wäre, es auch in der Philosophie sei. Nach Verleugnung der alten kirchlichen Autorität hatte er durch stärkste Betonung des Inspirationsdogmas seinen Lehrsätzen eine Sanktion verliehen, deren sie zu ihrem Bestande notwendigerweise bedurften. Der Rationalismus hat später Deutschland vorgeworfen, vom Tode Melanchthons bis Baumgarten und Semler eine Beute der Barbarei gewesen zu sein. In der Tat vergeudeten die Nachkommen der

---

[1]) Dieser Darstellung liegen zugrunde: Kritische Geschichte des Rationalismus in Deutschland von seinem Anfange bis auf unsere Zeit; nach dem Französischen des Amand Saintes herausg. v. Ch. G. Ficker, Leipzig 1847; G. Frank, Geschichte des Rationalismus und seiner Gegensätze, Leipzig 1875; K. F. A. Kahnis, Der innere Gang des deutschen Protestantismus, 3. Aufl., 2. Bd., Leipzig 1874; A. Tholuck, Geschichte des Rationalismus, Berlin 1865; Dorner, Geschichte der protest. Theologie, München 1867 (Geschichte der Wissensch. in Deutschl., 5. Bd.).

Reformation das wertvolle Erbe, verderbten sie alle Früchte der rastlosen Kämpfe jener großen Zeit. Melanchthon hatte selbst dazu den Anstoß gegeben, indem er durch seine Versöhnung mit der von Luther verschmähten aristotelischen Philosophie in die protestantische Theologie einen trocknen Scholastizismus einführte.

Das stete Ringen um Daseins- und Gleichberechtigung hatte die junge Kirche zu unausgesetzter Tätigkeit angespornt; es galt zu erreichen, was noch nicht erworben, zu bewahren, was schon erreicht war. Aber als staatliche Religion einmal anerkannt und gegen Roms Bannflüche gesetzlich geschützt, verlor sie allmählich die belebende Kraft, zersetzender Parteienhaß und unfruchtbare Pedanterie in dogmatischen Streitigkeiten gewinnen die Oberhand. Nachgeben und vernünftiger Ausgleich auf keiner Seite, Verschärfung und Zuspitzung überlieferter Lehren auf jeder. Die drei Glaubensbekenntnisse der ersten Kirche, die Augsburger Konfession, die Schmalkaldischen Artikel, Luthers zwei Katechismen und die Konkordienformel, die sogenannten symbolischen Bücher erhalten jetzt verbindliche Kraft und werden aus Bekenntnisschriften Lehrvorschriften. Der Theologe behauptet neben der sachlichen auch formelle Inspiration und dehnt sie auf jede Phrase, jedes Wort, ja sogar auf die Punktation der Schrift aus. Die Predigt, welche zu wahrer Erbauung erhoben zu haben, Luthers großes Verdienst war, gerät, ein Opfer der brutalsten Geschmacklosigkeit, in den Dienst parteisüchtiger Polemik. Die Bibel und Paul Gerhardts ergreifende geistliche Lieder waren fast die einzigen Mittel, welche in dieser Zeit dem deutschen Volk zur Stillung seiner religiösen Herzensbedürfnisse verblieben.

Ein heißer Wunsch nach Gefühlsvertiefung sprach aus Jacob Böhme. Seine Worte fielen wie erwärmender Sonnenschein auf die Eisgefilde des erstarrten Luthertums, seine „Aurora“ war die glühende Morgenröte, die in kalter Winternacht die Sehnsucht nach dem kommenden Frühling

wachrief. Spener brachte ihn. Er war der Märchenprinz, der den hundertjährigen Schlummer löste, und die Religion der Liebe gewann wieder Leben. Vielleicht wäre ganz Deutschland zu seinen Fahnen geflüchtet, hätte sich Speners Christusgestalt auch in seinen Jüngern verkörpert, hätte sich die neue Richtung nicht mit der orthodoxen zur Bekämpfung eines Gegners ausgesöhnt, der beiden gleich gefährlich erschien, da er das ganze Lehrgebäude bedrohte: das war Wolff und seine Schule. Religionssysteme haben sich nie eines großen Einflusses seitens der Philosophie erwehren können. Unter dem Zeichen der platonischen Alexandriens schrieben die griechischen und lateinischen Kirchenlehrer der ersten Jahrhunderte, Scholastik beherrschte die Theologie des Mittelalters, und als die von Cartesius begründete neuere Philosophie auch in Deutschland ihre Früchte zeitigte, hat Leibniz in die religiösen Fragen der Zeit ein wichtiges Wort geworfen. Eine durchaus versöhnliche Natur, sah er in der Vereinigung des scheinbar Entgegengesetzten das Ziel seines Lebens. Gegen Bayle hatte er seine Theodicee abgefaßt, im Gegensatz zu dessen skeptischem Dualismus drang er auf Aussöhnung zwischen Theologie und Wissenschaft, Christentum und Philosophie. Auch Wolff lag es fern, die christliche Lehre anzugreifen. Hatte er doch, wie er selbst gesteht, die Mathematik methodi gratia gelernt, um die Theologie auf unwidersprechliche Gewißheit zu bringen. In einen rationalen und empirischen Teil hat er das ganze Gebiet menschlichen Wissens zerfällt und zu ersterem auch die natürliche Theologie gezählt, die ihm den Weg zur Theologie überhaupt wies. Eine übernatürliche Offenbarung stellt Wolff nicht in Abrede; nun verlangt er, daß ihr Inhalt wenigstens dem Ganzen nach im natürlichen Bewußtsein mit gegeben sei, weder dem Wesen Gottes noch den notwendigen Vernunftwahrheiten widerspreche und zu keinem dem Naturgesetz widerstreitenden Handeln auffordere, daß ihre Form sich nicht natürlich erklären lasse, die Kräfte der Natur

so viel als möglich beibehalte und in verständlichen Zeichen sich mitteile. Auch übernatürliche Gnadenwirkungen und Wunder erkennt Wolff an, nur spricht er die Aufgabe, diese darzustellen, der Philosophie ab, welche die Grenzen einer von der bloßen Vernunft gebotenen Erkenntnis nicht überschreiten dürfe. Eine verhängnisvolle Rede, wohl auch die erneute Furcht vor pedantischer Dürre, die eben erst im Scholastizismus überwunden war, trieb die Häupter des Pietismus dazu an, die neue feindliche Schule bei einem König zu verleumden, der freier Forschung den Henker in Aussicht stellte. Sie beschworen aber dadurch nur ihren eignen Untergang herauf; denn Wolff und seine Schüler streuten Samen aus, dem ein Rächer entstand, welcher mit andern Waffen als kraftloser Demonstration gewappnet gegen das morsche lutherische Lehrgebäude die entscheidenden Stöße führte, denen es erlag, seinen Bedränger unter Trümmern mitbegrabend.

Wohl hatte Wolff eine übernatürliche Offenbarung nicht geleugnet, aber er hatte sie durch seine Kriterien geradezu von der natürlichen Theologie abhängig gemacht und so die Seinen verpflichtet, die Offenbarungswahrheiten nach menschlicher Einsicht zu prüfen. Diese Jünger hätten der systematisierenden Natur ihres Meisters wahrlich wenig Ehre gemacht, würden sie dabei nicht von jener Grundlage des Protestantismus, dem Glauben an die Inspiration ausgegangen sein. Der aber hatte viel an Festigkeit verloren, seitdem das Kopernikanische Weltsystem zur allgemeinen Anerkennung gelangt war. Das Dogma mußte zum mindesten von Übertreibungen gereinigt, gegen falsche Auffassung glücklich verteidigt und mit den wissenschaftlichen Forderungen übereingestimmt werden, wollte man es nicht rundweg aufgeben, wozu sich die Schule noch nicht verstand. Aber eine wichtige Einschränkung erfährt die Inspirationslehre bereits bei Carpov, welcher in der Bibel über natürliche Dinge keine objektive wissenschaftliche Wahrheit sucht, da es nicht Gottes Absicht gewesen sei,

den Menschen über anderes, als über den Heilsweg zu unterrichten. Als göttlichen Einfluß auf die Seelenkräfte der hl. Schriftsteller erklärt sich Baumgarten die Inspiration. Insofern diese Theologen ihren Vernunftglauben immer noch dem Kirchenglauben anschlossen, dessen Wesen sie allein richtig erfaßt zu haben meinten, vertraten sie den Rationalismus (Neologie) und unterschieden sich streng von den Anhängern des Deismus oder Naturalismus. Auch diese Strömung schlug auf deutschem Boden ihre Wogen, wenngleich ihr Ursprung die Fremde war; Deutschland bedurfte nun einmal zu fortschrittlichem Gedeihen wie zu abschließender Entwicklung einer Anregung von außen. — In den Parteien der Latitudinarier und der Deisten brach für England das Zeitalter der Aufklärung an. Die erstern hielten noch an einer Offenbarung fest, die letztern leugneten sie vollständig. Die Gleichstellung aller positiven Religionen in ihrer Hauptsache, der Urreligion, Naturreligion oder Religion des gesunden Menschenverstandes, die Anerkennung des sittlichen Bewußtseins als Grundlage derselben, auf welcher der Glaube an ein höheres Wesen und die Hoffnung auf Unsterblichkeit beruht, die Auffassung des Christentums als bloße Wiederherstellung der Naturreligion und Abweisung von allem dieser nicht Eigentümlichen als Nebensache oder Erdichtung, sind die Grundzüge des englischen Deismus. In ihm lag sittlicher und religiöser Ernst. Erst nach heißem, flehendem Gebet um ein sichtbares Wunderzeichen entschloß sich einer der hervorragendsten Freidenker Englands, Herbert von Cherbury zur Herausgabe seines Buches „De veritate“. Eine Höflingsnatur wie Bolingbroke spiegelt uns freilich schon das Bild des französischen Deismus wieder. Dieser hatte in den Salons der Geoffrin, l'Espinasse, Tencin seine Vertreter gefunden, ein glatter Boden, wo ein ernster Charakter nicht Wurzel fassen konnte. Zum geistigen Menuett mußte da die Unterhaltung werden; jeder sprach, um etwas anzubringen, erschöpfte aber nie

die aufgeworfene Frage, trug sie nur beiläufig vor, um nicht langweilig zu werden, verteidigte mit Geist die Unwahrheit, erschütterte mit Philosophie alle Grundsätze der Tugend, wie es uns Rousseau in der neuen Heloise als ein Stück aus seinem eignen Leben malt. Denn auch er litt ja unter den Übeln, die er bekämpfte, aber gegen den alles auflösenden und zersetzenden Voltaire war er doch eine tiefere Natur mit einem System von innerer Geschlossenheit und einem Zug nach festen Zielen. Daher auch Rousseaus Einfluß auf Deutschland nicht in der reinigenden und räumenden Aufklärung erstickte, sondern zur Erziehung eines neuen Geschlechtes berufen war. Als auch auf deutschem Boden der Deismus verbreitet, und Berlin seine Metropole geworden war, fand der Geist Voltaires und seiner Zeitgenossen in den durchweg französisch gebildeten Adelskreisen, das gediegnere englische Freidenkertum hingegen im gelehrten Mittelstand eine neue Heimstätte. Auch die Theologie wird vom Naturalismus ergriffen, der philosophische Eberhard, der schrullenhafte Basedow und liederliche Bahrdt werden seine Häupter. So war der rationalistischen Bewegung, welche sich mit ihren ehrlichen Vereinigungsbestrebungen anfangs nur der absterbenden Orthodoxie und dem Pietismus gegenübergestellt sah, ein neuer Feind erstanden, der sie zu immer weitergehenden Zugeständnissen trieb, wollte sie nicht feige die Waffen strecken.

Oft hat der Empirismus einen Fortschritt hervorgerufen, wenn es reine Spekulation über einen leidigen Stillstand nicht hinausbrachte. Mit all ihrem Scharfsinn hätte Wolffs philosophisch-mathematische Beweisführung seine Schule nur immer wieder in unfruchtbare dogmatische Streitigkeiten verwickelt, aber kaum hätte sie durch unwiderlegliche Tatsachen der völligen Entwurzelung des Offenbarungsglaubens seitens der Naturalisten Einhalt getan. Die Verwirklichung der großen Idee des rastlosen Ringens, den veralteten Geist der lutherischen Kirche zu

modernisieren, schien vielmehr dem empirischen Rationalismus eines Ernesti und Semler vorbehalten zu sein. In ersterem sehen wir den Begründer der philologischen Exegese, in letzterem ihren Vollender durch die Einführung der historischen Kritik, zugleich den Begründer der freien theologischen Forschung, den Heros der Aufklärungskämpfe im 18. Jahrhundert.

Der Boden, den Ernesti betrat, war kein neu entdecktes, noch unbebautes Land. Spinoza hatte durch seinen theologisch-politischen Traktat ein unbefangenes kritisches Talent bezeugt, welches Ernestis hinter sich läßt. Das Auftreten des letztern ist keineswegs das rücksichtslose eines weitausschauenden Reformators, der über den Gedanken an die Zukunft die Gegenwart vergißt; an die Ketten der Augsburger Konfession geschmiedet, an denen er wohl zerrt, die er aber nicht durchreißt, ist Ernestis Wirksamkeit vielfach noch unfrei. „Die Religion steht und fällt mit der Interpretation der hl. Schrift, und die Interpretation steht und fällt mit der Philologie.“ In diesem Grundsatz liegt Ernestis Bedeutung. Er hat die Auslegung nur den Gesetzen der Grammatik unterworfen und damit ihre Befreiung vom Zwang der Dogmatik durchgeführt.

Ernesti und Semler waren Gegensätze, wie sie bestehen zwischen dem Talent, das über seine Zeit erhellendes Licht verbreitet, und dem Genie, das seine Strahlen ins Dunkel kommender Jahrhunderte wirft; Gegensätze etwa wie Lessing und Herder. Beide waren empirische Naturen, beide Wolffs Demonstrationen und darin der Philosophie überhaupt abgeneigt; aber Ernesti hatte Form und las kein schlechtes Latein, um sich sein gutes nicht zu verderben, Semler hingegen war ohne Sinn für Ordnung und Stil, seine Schreibart charakterisiert der Ketzeralmanach als so unausstehlich schlecht, daß nur der Geduldigste ihre Lektüre über eine Stunde aushalten könne. Aber Ernesti ebnete nur Wege, Semler hingegen brach Bahn. Rück-

sichtslos drang er vor, einem Ziele folgend, das nur noch ein Phantom, ein Irrlicht war über grundlosen Tiefen. Den Boden der Vergangenheit hatte er schon unter den Füßen verloren, da überflutet ihn die Gegenwart, und er sinkt tiefer als irgend einer seiner Mitkämpfer, da er höher stand als sie alle.

Mit der Tränenseligkeit des Pietisten hat Semler begonnen, mit dem Aberglauben des Alchimisten geendet, aber zwischen diese beiden Grenzen fallen die Großtaten seines schöpferischen Lebens. „Man hält sich noch,“ klagte er kurz vor seinem Tode, „viel zu sehr an das Äußere, zu sehr an den Buchstaben und zu wenig an den Geist des Christenthums.“ Das ist die Grundidee die ihn beseelte. Während seines Verkehrs mit Baumgarten war ihm der Unterschied zwischen Theologie und Religion immer klarer geworden. Dieser Gedanke bedeutet für ihn das Loslösen des Kerns von der Schale, die Befreiung des gläubigen Subjekts vom toten Buchstaben der Lehre; ein pietistischer Zug macht Semler zum Rationalisten. Die Theologie wird durch ihn vogelfrei; ihre veralteten Grundsätze können zur Rettung des christlichen Geistes dem Moloch Deismus aufgeopfert werden. Von Ernestis philologischer Methode ging auch Semler aus, aber sein historischer Sinn weitete ihm das Forschungsgebiet und sicherte ihm größere Erfolge. Mit der Ehrenrettung seiner Vorbilder, eines Simon, Grotius, Clericus, fordert er zugleich das Recht einer unbehinderten Prüfung der Schriften des Kanons; denn dieser ist ihm kein unteilbares Ganze und die cura circa canonem erst ein Kind des 4. Jahrhunderts. Moralische Nutzbarkeit ist Semler das Kennzeichen des Göttlichen und der Inspiration, ein weicher Probierstein allerdings, welcher der Härte einer deistischen Forderung leicht nachgab. Trotz seines philologischen Prinzips hatte auch Ernesti zu natürlichen Wundererklärungen Zuflucht genommen, wenn ihn der Geist des Zeitalters dazu zwang. Hier schuf sich Semler einen höheren und freieren Standpunkt durch

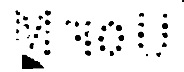
sein Akkomodationssystem. Die historische Auslegung drängt auf Berücksichtigung örtlicher und zeitlicher Verhältnisse, unter denen die hl. Schriften und Christi Lehre entstanden, da der Heiland sowohl, wie auch seine Jünger im Interesse der Verbreitung ihrer Lehre mit den politischen Verhältnissen des Landes und dem Bildungsgrad der Juden rechnen mußten. Was sich seinem Kriterium vom moralischen Nutzen nicht fügte, schied danach Semler als örtliche und zeitliche Akkomodation aus. So spricht er dem A. T., in dem er nur kindische Religion, Provinzial- und Familiengeschichten erblickt, eine für Christen verbindliche Kraft ab, so hält er auch die Geschichtsbücher des N. T. nur für die Schwachen, für fleischliche und sinnliche Leute wichtig, denen die Geschichte zuträglicher ist als abstrakte Lehrform. Selbst den übrigen neutestamentlichen Schriften erkennt er für einen Mann von größeren Fähigkeiten nur so lange Nutzen zu, als dieser das Alter religiöser Mündigkeit noch nicht erreicht hat. Auch die Kirchengeschichte zeigte bald ein neues Bild, als Semler auch in sie den Geist des Fortschritts trug. Vor dem Strahl durchdringender Erkenntnis zerstreute sich der Nebel des Vorurteils, welcher über den kirchlichen Zuständen in den ersten Jahrhunderten gebreitet lag; unumstößliche, auf reiches Material gestützte Beweise, Zeugen eines riesenhaften Fleißes, weckten für immer aus dem utopischen Traum vom idealen Urchristentum. Semlers Wunsch, vollständige Freiheit für die theologische Forschung zu erstreben, offenbart sich auch in seiner Meinung, daß Gott wie in der Natur, so auch in Sachen des Glaubens die größte Mannigfaltigkeit gewollt habe, eine Ansicht, die das Jahrhundert der Toleranz jubelnd begrüßte. Jede dogmatische Auffassung ist durch die individuellen Anlagen und örtlichen Umstände des Menschen bedingt. Doch unterscheidet Semler unter der Menge verschiedenartiger Vorstellungen allgemeine praktische und allen Parteien gemeinsame Wahrheiten als die

„eigentlichen, unmittelbaren Grundartikel der christlichen Religion, wie sie eine allgemeine Fertigkeit und Glückseligkeit gewährt". Der Glaube an Vater, Sohn und hl. Geist, die Wohltat und der Erfolg von Christi Leben und Leiden für seine Bekenner sind solche feststehende Grundartikel, die einzelnen dogmatischen Bestimmungen darüber aber haben keine objektive Gültigkeit.

Im Meer seiner Studien versunken hatte Semler dreißig Jahre mühevoller Arbeit darauf verwandt, das Christentum, die Lehre einer göttlichen Offenbarung, als Phönix aus dem reinigenden Feuer seiner erbarmungslosen Kritik erstehen zu lassen. Da tat Bahrdt in seinem naturalistischen Glaubensbekenntnis eine Äußerung, die Semler als seinen stillen Parteigänger vermuten ließ. Mit einem Mann zusammen geworfen zu werden, an dem die Orthodoxie so wenig verloren, als der Deismus gewonnen hatte, war dem angesehenen Theologen nicht gleichgültig. Empört, daß man ihn für einen Naturalisten, Sozinianer oder Arianer halten wolle, beteuert er, ein ehrlicher, treuer, lutherischer Professor zu sein, der seinen Eid zu brechen oder zu bereuen gar keine Ursache habe. Aber die Zeitgenossen hatten für diese aufrichtigen Worte nur ein ungläubiges, ja spöttisches Lächeln. Indessen war es Bahrdts Unverschämtheit nicht allein, was den freisinnigen Mann auf einmal aus allen Angeln hob. Lessing hatte die Fragmente eines Unbekannten veröffentlicht. Das war kein Buch voll leichtfertigen Spotts, sondern tiefen Ernstes, ein Buch, dessen Freimütigkeit durch reiches Wissen und sorgfältige Prüfung gerechtfertigt ward; das war ein Bekenntnis langer, schwerer Gewissenskämpfe, ein Triumph des Deismus in Deutschland. Ein tragisches Geschick spielte nun auch Semler zum Gegner Lessings auf und gesellte ihn zu dem berüchtigten Hamburger Bacchanten der Orthodoxie. Es war ein tragisches Geschick, warum? Unbewußt hatte Semler mit seiner förmlichen Identifizierung des Offenbarungs- und Moralitätsbegriffs, mit der Preisgabe aller

kirchlichen Bestimmungen in dogmatischen Sätzen der lutherischen Lehre die letzten Stützen entrissen. Aus einem dunklen Achtungsgefühl hatte er selbst vielleicht hier und da seinem Vordringen eine Schranke gesetzt Was hinderte aber seine Schüler auch darüber hinauszugehen? Das Meer der Meinungen war uferlos; es gab darin kein Halten mehr. Das Akkomodationssystem hatte sich ein Teller bereits so zurechtgeschärft, daß die einzelnen Dogmen wie überreife Ähren unter seinen Schnitten fielen. Über die leeren Stoppeln aber brauste die Schar der Deisten. Jetzt erkannte Semler mit einem Male, daß er das christliche Lehrgebäude gegen seine Angreifer mit den Steinen verteidigt hatte, die er aus dem Gemäuer brach; daß durch die rastlosen Vereinigungsbestrebungen schließlich der Rationalismus selbst im Naturalismus aufgegangen war. Da erschrak der große Vorkämpfer wie jener Mann der Märchenwelt, der durch Zaubermacht unbewußt gealtert im Spiegel des Baches sein Greisenantlitz sah, und derjenige, welcher sich und seine Zeit von hundertjährigen Vorurteilen befreit hatte, brach unter der Gewalt eines alten Gewissens zusammen, das wie eine rächende Geisterstimme aus dem Grabe seiner frommen Jugend rief. „Am 14. März stürzte ein Koloß unserer Literatur zusammen“, schrieb die a. d. B. bei Semlers Tod. Er war ein Koloß, an dem sich auch Jean Paul aus seiner glaubensseligen Kindheit zum selbständig und freidenkenden Jüngling emporgearbeitet hatte; denn in seiner Jugendlektüre treten ihm gar oft Semlers Ideen entgegen, sei es in Semlers eignen Worten oder in denen der Sammelwerke, die nicht zum geringen Teil dessen geistiger Führung unterworfen waren.

Über die göttliche Kraft des Christentums, den Menschen selig zu machen, waren seine Bekenner allezeit einig gewesen. Aber gegenüber dem Katholizismus, der nur denjenigen seiner Glieder Seligkeit zusprach, welche ihren Glauben werktätig in den Dienst der äußern Kirche stellten, lehrte Luther, daß des Heiles alleiniger Grund



die Gnade sei, die den Sünder um des Verdienstes Christi willen von aller Schuld freispreche, wenn er es im Glauben ergreife. Der Glaube bedürfe weder der äußeren Kirchengemeinschaft noch der guten Werke, um den Menschen selig zu machen, sondern allein der Gerechtigkeit des Heilands. Was ist nun Glaube, fragte nach zwei Jahrhunderten wieder eine Zeit, in deren Anschauungskreis der Schwarzenbacher Pfarrersohn jetzt stand. Aus den Reihen englischer Theologen aber kam die Antwort: „Eine feste Überzeugung, daß Gott seine ... Verheißung ohnfehlbar erfüllen werde, ein kindliches Vertrauen auf die Güte und Vorsorge unsers Schöpfers und ein eiferiger und williger Gehorsam gegen alle seine klaren Gebote.“ [2]) Die a. th. B. nahm diese neue Definition beifällig auf und meinte in Übereinstimmung mit dem hl. Clemens dem Worte Glauben keine schriftgemäßere Auslegung geben zu können, als die im Sinne eines Gehorsams gegen alle Erklärungen des göttlichen Willens. Diese seien aber teils Verheißungen, teils Verhaltungsbefehle. Der zuversichtliche Glaube an die Erfüllung jener, wie auch das aufrichtige Bestreben nach Ausübung dieser, sei Gehorsam. Beides zusammen genommen mache den christlichen Glauben aus und könne nicht geschieden werden. [3]) Wir stehen auf dem Boden eines werktätigen Christentums. „Der Glaube subjektivisch erwogen“ bemerkt die a. d. B., nach Jean Paul die orthodoxe Definition widerlegend, „oder die zuversichtliche Überzeugung von der Wahrheit des Evangeliums wirkt unmittelbar Gottseligkeit und Tugend und diese so wesentlich dazu, daß, wenn wir uns in der Erkenntnis des Christentums nicht mit leeren Wortspielen und unnützen Subtilitäten aufhalten wollen, wir das eine von dem andern niemals trennen müssen.“ Ein gebessertes Herz, eigne tugendhafte Handlungen aus Überzeugung und freiwilliger Annahme

---

[2]) a. th. B. 2, 58.
[3]) a. th. B. 8, 195 f.

der evangelischen Wahrheit verrichtet, fordere Gott schlechterdings und unter Bedingung der Glückseligkeit von den Menschen. Wer das leugne, müsse der hl. Schrift geradezu widersprechen, fügt das Institut im gewohnten Ton seiner Unfehlbarkeit hinzu.[4]) Ging man nur einen Schritt weiter, sah man zwischen Glauben und guten Werken diesen innern Zusammenhang nicht, so führte der Glaube nur dann zum Heil, wenn er Früchte, d. h. gute Werke trug, aber auch der Unglaube nur dann zur Verdammnis, wenn ihm Laster entsprangen; dann wurde die christliche Religion überhaupt nur ein Mittel zum Zweck, nämlich zur Tugend. Ward diese durch ein andres Mittel erreicht, konnte sich ihr göttlicher Urheber nicht beleidigt fühlen.[5]) Die stürmische Jugend, welche gern den äußersten Konsequenzen beipflichtet, läßt denn auch Jean Paul in einer von der a. d. B. angeführten und ganz im Sinne der englischen Deisten abgefaßten Definition, die das Urchristentum als natürliche Religion hinstellt, deren Einfalt erst spätere Zeiten verderbten, die „wahre Definition des Christentums" erkennen.[6]) An den Exzerpten läßt sich auch gut verfolgen, wie das Bestreben, den Unterschied zwischen theologischer und natürlicher Tugend möglichst auszugleichen, im Naturalismus zur völligen Gleichstellung beider Arten führt. Wenn die a. th. B. behauptet, daß derjenige, welcher Moral verstehe, Christentum und Mönchsaskese nicht miteinander verwechsle, auch nicht behaupten werde, daß die christliche Tugend mehr Opfer verlange als die natürliche, wenn sie ferner bei jener nur darin etwas Abweichendes erblickt, daß hier die auch der natürlichen Tugend zukommenden Pflichten auf Christi Befehl, Beispiel und Verheißung hin ausgeübt werden, so ist nur noch eine formelle Verschiedenheit anerkannt.[7]) Viel stärker

---

[4]) a. d. B. 4^2, 103—105.
[5]) aus. B. 9, 176f.
[6]) a. d. B. 18^2, 550.
[7]) a. th. B. 2, 221.

betont diese C. F. Bahrdt mit seiner Erklärung, daß die Schrift die natürliche Tugend voraussetze, sie durch göttliche Autorität und Offenbarung berichtige, daß Gott die Tugend befehle, aber diese nicht darum, sondern an sich gut sei, somit jeder, der die Tugend um ihrer selbst willen übe, nicht verwerflich sei, daß wir meistens nur des göttlichen Befehls zu unserer sicheren Leitung bedürften, demnach dort, wo wir die innern Güter der Tugend nicht zu erkennen vermögen, ihr blind auf Gottes Anweisung hin folgen sollen.[8]) Für Eberhard hingegen besteht zwischen theologischer und natürlicher Tugend fast so gut wie kein Unterschied.[9]) Nicht zwei Menschen, behauptete G. F. Meier, wären in bezug auf ihre subjektive oder wirkliche Religion einander ganz gleich; daher könne niemand lauter vollkommen richtige, aber auch niemand durchaus falsche Begriffe von Gott haben. Ein Mensch mit einer im ganzen falschen Religion kann im einzelnen bessere Begriffe von Gott haben, als ein anderer mit einer im ganzen wahren. Daher könne man zwar in abstracto sagen, daß die christliche Religion die beste, einzig wahre sei, nicht aber in concreto; ebenso zwar in abstracto, die christliche Tugend und Frömmigkeit sei die beste, einzig echte, keineswegs aber in concreto, da ein Heide bei seiner falschen Erkenntnis mehr Gutes tun könne, als ein Christ bei seiner wahren.[10]) Da die Gottheit uns hier in der Welt der Führung unserer Vernunft übergab, die Entwicklung unsrer Kräfte bloß von unserm eignen gewissenhaften Gebrauch abhängig gemacht hat, so kann nach Eberhard den Menschen auch nur der erworbene Grad der Erkenntnis zur Seligkeit berechtigen.[11]) Ein Ruf ging von Mund zu Mund; was hatte der Christ vor dem Heiden voraus? Daß

[8]) a. d. B. 15², 430.

[9]) Eberhard, Neue Apologie des Sokrates, Berlin-Stettin 1772, S. 312—315.

[10]) a. th. B. 4, 11—15.

[11]) Eberh. a. a. O. S. 48.

des letztern Tugend Gott ebenso liebe als die des Christen, bezweifelte niemand weniger als die a. th. B. Nur der Mensch sehe, was vor Augen sei, Gott aber sehe das Herz an; daß ein Christ christlich erzogen werde, sei kein Verdienst vor dem Höchsten, nur nach dem Gebrauch seiner Erkenntnis werde er beurteilt.[12]) Das ist der Gedanke von einer „allgemeinen Religion", wie sie Jean Paul nennt: „Die Seligkeit ist an kein Volk gebunden, an keine Religion, sondern Gemeingut für alle Menschen." [13]) Die Aufklärung betrachtet es als heilige Pflicht, den Heiden, welche sinnlose Unduldsamkeit von den ewigen Freuden ausgeschlossen hatte, volle Genugtuung zu gewähren, sie stehenden Fußes ins Paradies zu befördern. Hatten auch die verzweifelnden Versuche, bei den großen Denkern der Alten Welt wie Pythagoras, Sokrates, Cicero, überall Spuren von Monotheismus nachzuweisen, vielleicht nicht immer die erwünschten Erfolge,[14]) das erleuchtete Zeitalter, welches mit Plutarch, Bayle und Baco nicht einmal den Atheismus für so gefährlich hielt als den finstern Aberglauben, stieß sich an Abgötterei und Vielgötterei nicht sonderlich.[15]) Beide bezeichnet Eberhard zwar als Irrtum menschlicher Beschränktheit, der aber doch die Vorstellung einer außerweltlichen, alles regierenden Ursache, somit eine sehr schätzbare Religionswahrheit enthalte.[16]) Eben dieser Apologet fand auch den Ursprung der Lehre von der Verdammung der Heiden in der Übertragung einzelner ehemals durch deren Sonderstellung gegenüber den Christen bedingter politischer Verfügungen auf das übernatürliche Leben.[17]) Man hatte auch von orthodoxer Seite den Ausschluß der Heiden von der Seligkeit als Ungerechtigkeit

---

[12]) a. th. B. 4, 26—28.

[13]) a. th. B. 1, 238—240.

[14]) a. d. B. 36[1], 16—26.

[15]) Grab des Aberglaubens, 2. Samml., Frankfurt u. Leipzig 1777, S. 5—8.

[16]) Eberh. a. a. O. 197—202.

[17]) Eberh. a. a. O. 18—21.

Gottes empfunden und, den Widerspruch zu beheben, die Seligkeit erstens als Befreiung vom Elend, zweitens als Zustand positiver im Anschauen Gottes wurzelnder Freuden aufgefaßt. Ersteres konnte Gott den unschuldigen Heiden nicht entziehen, letzteres, welches schon Thomas von Aquin als der menschlichen Seele nicht natürlich erklärt hatte, war ein Gnadengeschenk, welches Gott, ohne ungerecht zu sein, versagen konnte. Gegen diesen nach Jean Paul „seichten Grund“ macht wieder Eberhard den Einwand, der Aufhebung der Unglückseligkeit müsse zugleich die Glückseligkeit folgen. Die Unglückseligkeit eines Geistes bestehe in dem seine Kräfte an ihrer Ausdehnung hemmenden Zwang. Bei der menschlichen Seele beruht alles auf der ungehinderten Äußerung ihrer Wirksamkeit. Ein verständiges Wesen könne seine eigne Vollkommenheit nicht ohne Vergnügen anschauen, und alle wahre Vollkommenheit eines Geistes lasse sich endlich auf dieses ungestörte Wirken zurückführen. Das Anschauen Gottes sei kein körperliches, sondern ein der einfachen Gottheit und einfachen Seele gemäßes. Dieses also sei des Geistes höchste Glückseligkeit, denn das allerhöchste Wesen ist der unerschöpfliche Gegenstand, woran der betrachtende Teil ohne Ende seine Tätigkeit beschäftigen könne.[18])

Diese neue Stellung dem Heidentum gegenüber war nur eine Frucht der Toleranzidee, welche das Jahrhundert beseelte. Sie bedeutet auch das Ende der mehr oder minder schroffen Gegensätze zwischen Lutheranern und Reformierten. In Zwinglis Lehre lag im Vergleich zu der Luthers von allem Anfang an ein rationalistischer Zug, der sich am schärfsten in der Auffassung der Sakramente als bloßer Bekenntniszeichen ausprägte. Hier machte die Aufklärung naturgemäß der Schweizerreformation die größten Zugeständnisse. Der gesunde Menschenverstand lehnt sich gegen jede Art substanzieller Gegenwart Christi im Abend-

---

[18]) Eberh. a. a. O. 26—31.

mahl auf und kann sich unmöglich mit dem buchstäblichen Sinn der Einsetzungsworte, zumal bei der verschiedenen Überlieferung derselben, zufrieden geben.[19]) Ebenso hält Basedow die Taufe nur für einen von Christo eingesetzten Gebrauch, sich öffentlich zu den Lehren des Christentums zu bekennen.[20]) Andererseits bestreitet die Aufklärung charakteristische Lehrsätze der Reformierten, so den von der Prädestination, welchen Eberhard durch eine fehlerhafte Übersetzung seitens Augustins verursacht glaubt und als dessen „dunkles Gefolge" er die Begriffe von allein wirksamer, allein seligmachender, unumgänglich notwendiger Gnade ansieht.[21]) Aber auch innerhalb des eignen Lehrsystems fand der Standpunkt freier, ungehinderter Meinungsäußerung warme Vertreter. Theologie ist ja von der Religion verschieden, lautete Semlers großer Grundsatz.[22]) Man leugnet, daß eine Religion, die für alle Menschen passend sein soll, in einer unantastbaren Folge von Lehrsätzen bestehen müsse, die sich vom Vater auf den Sohn forterbten. Aus diesem Grunde bekämpfte man ja auch die symbolischen Bücher, die als feststehende Norm ein Abweichen von der Überlieferung verpönten.[23]) Vielmehr fand man es augenscheinlich, daß es Gottes Endzweck gar nicht gewesen sei, eine pünktliche Übereinstimmung in den Vorstellungsarten von diesen und jenen Sätzen zu erhalten, daß es auch sein Wille nicht sei, sie als eine Bedingung seiner Gnade zu verlangen, wenn nur die Grundwahrheiten aller Religionen, auf die sich Moralität und Beruhigung gründeten, ungekränkt blieben. Denn hätte Gott das gewünscht, würde er sich in der Offenbarung nicht so undeutlich ausgedrückt haben, daß redliche Forscher aus einer Stelle oft einen doppelten, ja drei- und vierfachen

---

[19]) Anh. d. 13.—24. Bd. d. a. d. B., 1. Abth. S. 99.
[20]) a. d. B. 1[1], 46.
[21]) Eberh. a. a. O. 50f.
[22]) a. th. B. 12, 73f.
[23]) a. d. B. 3[1], 120f.

Sinn herleiten könnten.[24]) Welch ungemein großes Interesse Jean Paul allen diesen brennenden Fragen der zeitgenössischen Theologie entgegenbrachte, bezeugen die reichhaltigen und sorgfältig angelegten Exzerpte. „Richtet nicht!!!“ schreibt er über einige Zeilen aus dem Sebaldus Nothanker, welche Irrtümer des Verstandes gegen Heuchelei, geistlichen Hochmut und verstockten Aberglauben rechtfertigen.[25]) Mit dem ganzen Feuer der sich selbst befreienden Jugend nahm eben auch er die Toleranzidee auf, schlug eben auch sein Herz in der stillen Pfarrstube zu Schwarzenbach für die Gleichberechtigung der religiösen, moralischen, intellektuellen Güter des Menschen und blinder Religionseifer dünkte ihn die „schädlichste, törigste und unmenschenfreundlichste Sache“.[26])

Es war den Rationalisten ganz recht, daß schon der hl. Gregor von Nazianz schrieb, es sei ja löblich, den hl. Geist *θεός* zu nennen vor Leuten, die *εὐγνώμονες* wären, für Schwache aber sei es zu starke Speise.[27]) Wenn nun schon die alten Kirchenväter sich mit der tiefen Mystik der Trinitätslehre schwer abfanden, und das erleuchtete Jahrhundert darin auch noch keinen Schritt weiter gekommen war, wann sollte denn ein klares Verständnis davon Gemeingut aller werden? Die größte Einheit, wie sie in der göttlichen Vorsehung herrsche, schien die Ansicht, daß dabei drei Personen wirksam seien, offenbar zu widerlegen.[28]) Das Dogma verdunkle, wie man meinte, nur die Lehre Christi, welche ohne dasselbe viel lichtvoller wäre.[29]) In der Bibel glaubte man es nirgends belegt zu finden, weshalb man auch seine Entfernung aus dem gemeinen Unterricht wünschte.[30]) So bricht auch Jean Paul mit der Lehre von der Trinität

[24]) aus. B. 7, 511f.
[25]) Seb. Nothanker 2, 125.
[26]) Register z. 1. u. 2. Bd. d. Exzerpte: „Religion“.
[27]) a. d. B. 8[2], 125f.
[28]) a. th. B. 12, 83f.
[29]) a. d. B. 35[1], 87.
[30]) a. th. B. 4, 2.

vollständig und nennt sie einen „rezipirten Nichtsinn“, ein „kanonisirtes Unding“, welches dem ganzen Geist des Christentums widerspreche.[31])

Der Ansichten über die Persönlichkeit des Stifters der christlichen Kirche selbst waren im Jahrhundert der Aufklärung vorzüglich drei: die der Athanasianer, Arianer und Sozinianer. Die ersten stützten sich auf die Bibel, welche zwar nur von einem Gott, einem höchsten Gott rede, aber auch dem Sohne das Attribut höchster Gottheit zuweise, beanspruchten dieses daher auch für Christus und nahmen, um damit die für einen höchsten Gott zeugenden Stellen in Einklang zu bringen, Dreieinigkeit an. Dagegen sahen die Arianer durch die Schrift eine Inferiorität und Subordination Jesu unter den Vater bekundet und schlossen daraus, daß Christus nicht der höchste Gott, sondern nur der nächste nach diesem sei, wenn auch alle übrigen Geschöpfe ihm nachstünden. Der Sozinianer sieht nun geradezu Christus als bloßen Menschen an und erklärt ihn für einen mit außerordentlichen Vorzügen begabten Propheten, in dem Gott mit eben der Kraft wirksam gewesen sei, mit welcher er die Welt erhalte. Begreiflicherweise mußten, je mehr der Naturalismus vordrang, und auch die rationalistische Richtung in ihn einlief, die Sozinianer über die beiden anderen Parteien siegen. Ihre Anschauung wird der Lieblingsstandpunkt theologischer Organe, und Jean Paul, der vornehmlich aus diesen seine geistige Nahrung sog, kam bald zur Einsicht, daß die sozinische Lehre die wahre zu sein scheine,[32]) daß man Christi Gottheit „mit einer elenden Distinktion bei den Sprüchen, die ihr entgegen sind, retten“ wolle.[33]) Dieser Standpunkt schließt natürlich die Verbindung der menschlichen und göttlichen Natur in Christo zugleich mit aus, und der Sozinianer kann nicht oft genug gegen Bezeichnungen,

[31]) Reg. z. 1.—3., 3.—5. Bd. d. Exz.: „Dreieinigkeit“.
[32]) Reg. z. 3.—5. Bd.: „Christus“.
[33]) Reg. z. 3.—5. Bd.: „Christus“.

wie „Mutter Gottes“, „Gott am Kreuze“, „Fleisch Christi“, zu Felde ziehen.[34]) Immerhin war diese dem Deismus günstigste Lehre noch lange nicht so allgemein, daß nicht auch der Arianer hätte zum Wort kommen können. Durch die aus. B. wird Jean Paul auch mit dieser Richtung vertraut, so daß er aus freier Wahl, nicht durch einseitige Lektüre dahin gehetzt, die extremste Ansicht vertrat.[35])

Wie das Attribut Gottheit werden auch alle übrigen Jesus zugedachten Gegenstand theologischer Streitigkeiten. Da, wie man meinte, die Morgenländer Namen zu geben pflegten, die nichts in der Person oder Sache, der sie verliehen worden, andeuteten, sondern vielmehr etwas außer ihr, das man sich einprägen wollte, hielt man es für Mißbrauch aus den Christo beigelegten Namen, Immanuel, Jehova, irgend etwas Dogmatisches herzuleiten.[36]) Nach Semler durfte ebensowenig aus dem Namen Prophet etwas geschlossen werden, weil Nabi, Prophet, Seher im damaligen Staat der Titel eines äußerlichen Amtes gewesen wäre und sich daher nicht ohne weiteres auf Jesus anwenden ließe.[37]) In gleichem Sinn verwirft Bahrdt die übliche Lehre von Jesu dreifachem Amt, dem hohenpriesterlichen, prophetischen, königlichen und will nur e i n s anerkennen.[38]) So fand man auch in den Bezeichnungen „Christus, Gesalbter, Sohn Gottes“ nur den Ausdruck einer vorzüglichen Würde und Wichtigkeit seiner Sendung. Es sei ebenso ungereimt, die Benennung Sohn Gottes in metaphysischem Verstande zu gebrauchen, als es wäre, wenn man aus dem Vergleich Gottes mit einem Landmann, der einen Weinberg anlegt, etwas über das Wesen des Höchsten folgern wollte.[39])

Die herkömmliche Auffassung von C h r i s t i T o d im

---

[34]) a. th. B. 12, 93 f.
[35]) aus. B. 7, 429 f.
[36]) aus. B. 9, 179.
[37]) a. th. B. 17, 95 f.
[38]) a. d. B. 13[1], 39.
[39]) Journal für Prediger, Halle 1770 ff. 3, 317.

Sinne einer Zurechnung fremder Strafe, stellvertretender Strafe oder eines statt andrer geleisteten Gehorsams, bekämpfte die Aufklärung mit ihrer hundertfältigen vernunft- und schriftgemäßen Auslegung des Erlösungswerkes und Verdienstes Jesu. Unter dem Exzerptenreichtum begegnet uns eine einzige dem alten Dogma entsprechende Ansicht. Ein Rezensent der a. th. B. nimmt nämlich Anselms alte Satisfactionslehre wieder auf, indem er die Sünde als einen Nachteil für Gottes Ehre betrachtet, welche nur durch eine Strafe gerächt werden könne, deren Erlaß demnach, ohne des Höchsten Ansehen zu schädigen, unmöglich sei, ferner als Wege der Genugtuung Bestrafung des Schuldigen selbst oder freiwilliges Aufopfern eines andern für diesen angibt und letztere Versöhnungsart in Jesu Erlösungswerk sucht.[40]) Im übrigen fand Jean Paul durchweg heterodoxe Anschauungen vertreten, denen Christi Verdienst viel kleiner erschien als der gebräuchlichen Schultheologie. Der Rationalist konnte sich zunächst des Erlösers Leiden so unendlich groß gar nicht denken, da die Schrift nirgends davon rede, daß Jesu Seele für unsre Sünden gequält, daß er in seinen Leidensstunden nicht als der Sohn und Geliebte seines Vaters wäre betrachtet worden.[41]) Da aber einmal Gott keine Strafen ohne Genugtuung erlassen konnte, hatten die Altgläubigen gefolgert, so auch die ewige nicht, ohne daß sie jemand in ihrem vollen Umfang auf sich genommen hätte; das tat aber Christus, bei dem dann die Extensität der Strafe durch Intensität ersetzt worden sei. Für ein unendliches Leiden spreche auch Christi Allwissenheit, die ihm den ganzen Abgrund göttlichen Zorns und die ganze Ewigkeit der Strafen sehen ließ. Das waren aber alles nur schwache Beweisgründe, die der strengen Prüfung eines Eberhard nicht Stand hielten.[42]) Ausgerüstet mit Ernestis philologischer Exegese, und Semlers

---

[40]) a. th. B. 1, 68—70 und Harnack, Dogmeng. 3. Aufl. 3, 355 ff.
[41]) a. th. B. 8, 187 f.
[42]) Eberh. a. a. O. S. 92—95, 97 f.

historischer Kritik untersuchte man nun auch diejenigen Bibelstellen näher, welche über die Bedeutung von Christi Tod handelten, stieß dabei allenthalben auf irrige Deutungen, willkürliche und sinnwidrige Übersetzungen, denen die Orthodoxie das Bürgerrecht verliehen hatte. Wenn die Schrift erklärt, Christus habe für die Menschen gelitten, der Gerechte sei für die Ungerechten gestorben, so hieß das jetzt nicht, habe an ihrer Stelle gelitten, sei an ihrer Stelle gestorben, sondern zu ihrem Besten, zu ihrer Befreiung von mannigfachem moralischen Elend.[43]) Man verweist darauf, daß die von den Aposteln für Jesu Tod gebrauchten Worte wie Erlösung, Opfer, Lösegeld bildlich zu nehmen wären, da sie aus der gottesdienstlichen Sprache der Juden stammten, daß mit diesen Bezeichnungen einerseits die Würde und Wichtigkeit des Erlösungswerkes ausgedrückt und andrerseits angezeigt werden sollte, daß Christi Tod ebenso wie die Opfer des A. B. von Gott verordnet und zum Mittel bestimmt worden sei, den Menschen Vergebung ihrer Sünden zu verschaffen. Man habe also kein Recht, jene Stellen nach dem heutigen Sprachgebrauch zu deuten und aus ihnen über die Art und Weise der Erlösung irgend welche Erklärungen herzuleiten.[44]) Die Anwendung der biblischen Opfertheorie beweise gar nichts dafür, daß der Heiland an unsrer Statt gestorben sei;[45]) denn die Sühnopfer der Juden wurden nur für Sünden der Unwissenheit dargebracht, Gott aber wollte uns von allen Sünden erlösen.[46]) Auch habe Christus nie selbst gelehrt, daß sein Tod eine stellvertretende Strafe für die Menschen sei, vielmehr gerade das Gegenteil; denn er kündigte den Jüngern das gleiche Los an, das er erdulden mußte, was nicht möglich wäre, hätte er durch seinen Tod ihre Sünden gebüßt.[47])

---

[43]) a. d. B. 24², 326.
[44]) a. d. B. 7², 105—107.
[45]) a. d. B. 38², 362—65.
[46]) a. th. B. 8, 124—171.
[47]) a. d. B. 26², 355 f.

Unvereinbare Widersprüche findet man darin, daß durch des Erlösers Blut und Heiligkeit alles ersetzt worden sei, und dem Menschen, um zur Seligkeit zu gelangen, doch nicht Reue und Glauben d. h. Ergreifung des Verdienstes Jesu allein, sondern auch eigne Verdienste nötig wären, woraus Jean Paul schließt, daß die Lehre von der Ergreifung des Verdienstes Christi Vernunft und Bibel widerspreche.[48]) Aber Christi Tod könne gar nicht sein Verdienst genannt werden, meint die a. th. B. Der Tod des Erlösers gehört zu denjenigen seiner Handlungen, durch die er sich Verdienst erwarb, könne also selbst nicht Verdienst sein. Verdienst ist der Wert, den mir meine Handlungen in den Augen eines andern geben, und der Anspruch, den ich dadurch auf seinen Beifall und die Zeichen desselben machen kann. So muß ich mir vielmehr bei Jesu ein doppeltes Verdienst denken. Einmal wird er durch Erfüllung seiner Aufträge der höchste Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens. Das ist sein Verdienst vor Gott. Dieses eignen wir uns durch unsern Glauben an, indem derjenige, welcher sich aufrichtig bessert und in Christi Fußtapfen tritt, von Gott um Jesu willen zu Gnaden aufgenommen wird, so daß sich also das Wohlgefallen des Vaters am Sohn auf alle seine Brüder ableitet. Aber der Heiland erhielt eben darum die gerechtesten Ansprüche auf unsere Liebe und Dankbarkeit; und dies ist sein Verdienst um die Welt.[49]) Vom rein philosophischen Standpunkt, in Übereinstimmung mit Grotius, verwirft auch Eberhard die Lehre von der Genugtuung, da die Befugnis, eine Verletzung seiner Rechte durch Wiedervergeltung zu ahnden, des allerhöchsten Wesens unwürdig sei.[50]) Wie gegen die Deutung des alten Dogmas im Sinn einer Stellvertretung, verwahrt sich auch die Aufklärung

---

[48]) a. d. B. 32[2], 401 und Reg. z. 1. u. 2. Bd.: „Verdienst“.
[49]) a. th. B. 4, 81—87.
[50]) Eberh. a. a. O. 86 ff.

gegen jede im Sinn eines abschreckendes Beispiels.[51]) So wird Jean Paul durch seine Lektüre auf alle Standpunkte gerückt, von denen aus seine Zeit ihr Licht auf die orthodoxe Lehre vom Tod des Erlösers warf. „Christus starb nicht, um zu zeigen, wie strafbar die Sünde sei — denn's hätte nichts geholfen", lautet eine Überschrift von seiner Hand. Er liest auch im Auszug Arthur Ashley Sykes Buch „Die Lehre der hl. Schrift von der Erlösung des Menschen durch Jesum Christum", welches die Unhaltbarkeit der Ansicht, Christus sei darum gestorben, um die Menschen von der Sünde abzuschrecken, aus dem Mangel an schriftlichen Belegen erweist.[52]) Da war es schon am besten, wenn man mit dem Begriff Satisfactio tabula rasa machte und ihn durch die Erklärung, die Betrachtung eines rechtschaffenen Christen könne weder an jenes Wort, noch an die Denkungsart eines Theologen darüber gebunden sein, überhaupt aufgab.[53]) Aber damit war dem Naturalismus freie Bahn gebrochen, welchem auch in dieser Hinsicht die Exzerptenhefte Raum gewähren. In seinen Augen wird der Erlöser ein Apostel, ein Vorläufer der Aufklärung, und sein Werk die nützliche Frucht einer zielbewußten praktischen Tätigkeit. Die a. d. B. schränkt des Heilands Verdienst darauf ein, daß er dem Menschen Gottes Gnade verhieß, im Fall er der Sünde entsage, ihm den Weg zeigte, sich davon loszumachen, ihn durch die eröffnete Aussicht in die Ewigkeit und durch andere Belehrungen zur Betretung desselben ermunterte.[54]) Andere sehen im Erlösungswerk die Entfernung des Aberglaubens und die Bildung solcher Leute, die dies „Geschäfte" bei Jesu Lebzeiten neben ihm betreiben und nach seinem Tod auch unter andern Völkern fortsetzen konnten. Durch Lehren und Beispiel habe der Heiland dies erreicht und „auch durch verschiedenes andere

[51]) a. d. B. 38[2], 355 f.
[52]) a. th. B. 8, 121—173.
[53]) a. th. B. 12, 98—100.
[54]) a. d. B. 17, 407—411.

sich nützlich gemacht".[55]) So erklärt man sich leicht und natürlich sein Leiden und seinen Tod aus den Verhältnissen des Landes und den sittlichen Zuständen, unter denen er lebte, etwas Geheimnisvolles wisse dabei das N. T. durchaus nicht zu berichten. Die göttliche Vorsehung habe Christi Hinrichtung zugelassen, wie sie eben vieles Böse zuläßt, meint man mit stärkster Betonung des deistischen Standpunktes.[56])

Die schonungslose Kritik, welche die Bibel durch die Aufklärung erfahren hatte, mußte ihr bisheriges Ansehen bedeutend erschüttern. Semler hatte vielen der heiligen Bücher nur den Wert eines kulturhistorischen Denkmals zuerkannt und sie nur insofern als göttlich betrachten wollen, als sie auch in gewissem Sinne ihrem innern Werte nach gleichfalls von Gott kämen und zu Gott führten;[57]) der Naturalismus sah in der hl. Schrift nur ein durch Jahrtausende fortgehendes Religionsgeschichtsbuch.[58]) Indes war in rationalistischen Kreisen die Bibel als einzig dastehendes Denkmal menschlichen Fortschritts immer noch hoch geachtet, oder besser gesagt, man verlieh ihr hier die Marke des Zeitgeistes, um sich ihrer nicht als eines ungebetenen Eindringlings entäußern zu müssen.[59]) Jean Paul pflichtet dieser Ansicht bei; denn als „wahren" Gesichtspunkt bezeichnet er den Jerusalems, welcher die Bibel wohl als kein System zusammenhängender Lehren, als keine philosophische oder wissenschaftliche Abhandlung von Pflichten auffaßt, zu denen der Mensch gegen Gott sich und andern verbunden ist, aber doch als einzige Quelle aller wahren Philosophie von Gott und der Bestimmung des Menschen, daraus stets von Gott und seiner moralischen Regierung der Welt reine und deutliche Erkenntnis

---

[55]) a. d. B. 20², 406.
[56]) a. d. B. 36², 386 f.
[57]) a. th. B. 12, 68 f.
[58]) a. th. B. 6, 19 f.
[59]) a. th. B. 12, 148 f.

geschöpft worden sei. Auch enthält die Bibel nach ihm die Geschichte der Erleuchtung selbst, in welchem Maße sie den Menschen nach dem jedesmaligen Grade ihrer Fähigkeiten und Bedürfnisse von der ersten Morgenröte an durch alle Grade hindurch bis zu ihrem vollkommeneren Glanze, um der Vernunft und Sittlichkeit nach und nach eine würdigere Ausbildung zu geben, mit großer Weisheit und Einsicht in die vorliegenden Naturkräfte des Menschen mitgeteilt worden sei.[60])

Der Kampf der neuen Richtung gegen die *symbolischen Bücher* hatte der Berliner Prediger F. G. Lüdke in Szene gesetzt, welcher sie in seiner Schrift „Vom falschen Religionseifer“ als Hindernisse der Freiheit und Mittel der Trennung bezeichnet. Töllner geht in seinem „Unterricht von symbolischen Büchern überhaupt“ ihrem Ursprung historisch nach und zeigt, wie die Benennung Symbolum frühzeitig schon dem in den ältesten Zeiten bei der Taufe üblich gewesenen christlichen Lehrbekenntnis beigelegt wurde, nachher auf andre feierliche Lehrbekenntnisse übertragen, auch denen zukam, welche die Protestanten während der Reformation zur Feststellung ihrer Glaubensunterschiede anzufertigen genötigt waren, wie alsdann die anfangs reinen Bekenntnisschriften allmählich verbindlich und so wirkliche Lehrschriften geworden sind.[61]) Dieses unverdiente Ansehen, diese eingebildete Verbindlichkeit ward nun durch die klare Kenntnis der ursprünglichen Bedeutung der symbolischen Bücher verdrängt, man hielt die Anerkennung der zwei Katechismen Luthers als Normalbücher für eine Schmach, protestierte gegen den Eid darauf,[62]) und berechtigte die höchsten Obrigkeiten, welche das Recht gehabt, ihn einzuführen, auch dazu, ihn abzuschaffen.[63])

Der autoritativen Bedeutung der *Inspirationslehre*

---

60) a. d. B. 22^2, 439 f.
61) a. d. B. 13^2, 311 f.
62) a. d. B. 22^1, 183—185.
63) a. d. B. 15^1, 37—39.

für die evangelische Kirche sich völlig bewußt, hatte die protestantische Theologie jederzeit in konfessionellen Streitigkeiten nach dieser Seite hin die stärkste Verteidigung verlegt und so auch den Gegner immer zum heftigsten Angriff darauf gereizt. Von hier zog auch der Rationalismus am spätesten seine Posten zurück, als der anstürmende Naturalismus eben dort vernichtende Breschen schlug. Fast kein andres Dogma versuchte man gegen seine Leugner mit so viel Scharfsinn und so vielerlei vernunftgemäßen Auffassungen zu stützen, als gerade das von der göttlichen Eingebung. Aber gerade diese verzweifelten Anstrengungen, etwas dem Zeitgeist unrettbar Verfallenes nicht preiszugeben, machten jene letzten Vorkämpfer in den Augen der Deisten lächerlich. Man begreift nicht, was die geglaubte oder nicht geglaubte Inspiration für einen Einfluß auf Leute haben könne, welche Jesus für einen untrüglichen Boten Gottes und die Lehren des N. T. für Sätze der von Christus auf göttlichen Befehl gepredigten Religion ansehen, und verlangt, die entstehenden Schwierigkeiten wegen anscheinender Widersprüche eben durch eine richtige Schrifterklärung zu beheben: die bloße Lehre von der Inspiration trage dazu nichts bei.[64]) Das Ansehen von Orakeln, welches man jetzt den Aposteln beilege, hätte ihnen ihre Zeit sicher nicht zugedacht; denn war das der Fall, warum räsonnieren sie in ihren Schriften, da doch ein „Gott redet" alles Räsonnement unnötig macht? Warum vereinigten sie sich zu gemeinsamen Beratschlagungen? Wie war es nur möglich, daß unter den Christen Lehrer Eingang fanden, die doch von Jesu Jüngern abwichen, wenn diese wirklich autoritate divina mit einem Ausspruch allen Streit hätten schlichten können?[65]) In Übereinstimmung mit Basedow erklärt die a. d. B., es genüge zu glauben, daß Worte Gottes und Nachrichten, welche die Verfasser sonst nicht hätten wissen

[64]) a. th. B. 10, 50.
[65]) aus. B. 6, 134.

können, ihnen unmittelbar offenbart worden seien.[66]) So tritt man auch gegen die Bezeichnung „Göttlichkeit der Schrift" auf, da diese immer alle hergebrachten Vorstellungen von Eingebung voraussetze.[67]) Daß man mit solchen in einem Jahrhundert, welches allenthalben den Menschengeist von höheren Einflüssen entmündigen wollte, auf die Dauer nicht auskäme, hatte auch der gemäßigte Rationalismus erkannt. Ernestis und vorzüglich Semlers rücksichtslose Kritik mußte berechtigte Zweifel gegen die Ebenbürtigkeit aller testamentlichen Schriften nur bestärken. Die Briefe Pauli, dem man vorwarf, daß er mehr aus jüdischen Begriffen als aus richtiger Philosophie schließe, allegorisiere, wo er beweisen sollte, dessen Zitate unpassend, dessen Gründe mehr spitzfindig als bündig,[68]) dessen Ausdruck, Worteinkleidung, Satzverbindung dunkel seien,[69]) gaben viel zu denken. Weiter fand man, daß die Apostel im mündlichen wie schriftlichen Lehrvortrag nie auf unmittelbare Eingebung aller ihrer Worte Anspruch erheben; besonders aber schienen die zufälligen Äußerungen und die Erwähnung persönlicher, häuslicher und mit christlichen Lehren in keiner genauen Verbindung stehender Momente gegen die Inspiration dieser Stellen zu sprechen. Auch die kurzen und deshalb oft dunklen Auszüge, welche die Evangelisten statt des Heilands ausführlicher Reden bringen, und die wohl nur das enthalten, dessen sich die Jünger mit hinlänglicher Deutlichkeit erinnerten, konnten den Glauben an die Inspiration nicht befestigen.[70]) So bestritt man denn ein für allemal die formelle Eingebung als Gebilde des protestantischen Scholastizismus und schränkte die materielle auf diejenigen Gebiete ein, denen die philo-

---

[66]) a. d. B. 1[1], 39 f.

[67]) Anh. z. 13.—24. Bd. d. a. d. B. 3. Abt., S. 1411 f.

[68]) aus. B. 5, 517.

[69]) a. d. B. 25[1], 170—72.

[70]) Hartleys Betrachtungen, aus d. Engl., Rostock u. Leipzig 1772 f., 1, 299—308.

logische und historische Exegese nichts abringen konnte. Das Vertrauen auf die Echtheit der Apokalypse hat der Rationalismus völlig erschüttert. Bei den historischen Büchern der Bibel hält Semler die Inspiration für unnötig,[71]) den Psalmen spricht man sie gleichfalls ab.[72])

Wieder lag es nur in der Tendenz des Naturalismus, dem divinisierten Menschenverstand vollkommene Unabhängigkeit zu erkämpfen, wenn man auch die göttliche Gnadenwirkung bestritt. Durch sie werde, wie Eberhard behauptet, dessen Apologie auf Jean Paul mächtigen Eindruck gemacht zu haben scheint, der freie Wille und die freie Wahl in menschlichen Entschlüssen beeinträchtigt, das moralisch Verdienstvolle aber fordere diese Freiheit in Wille und Wahl.[73]) Auch glaubte man durch Annahme des Dogmas mit dem Begriff der Unveränderlichkeit des göttlichen Wesens in Widerspruch zu sein; denn würden unmittelbare Handlungen von Gott verrichtet, so ließe sich ein Zeitpunkt denken, da der Schöpfer diese Handlung noch nicht vollbracht hat, ein andrer, da er sie vollbringt, und ein dritter, da er sie schon vollbracht hat. In jedem dieser drei Zeitpunkte liege für den Begriff „Gott“ eine Bestimmung, die der andre nicht einschließe. Dinge aber, welche verschiedene Bestimmungen haben, sind unter sich selbst verschieden; folglich müßte Gott bei der einen Voraussetzung etwas Verschiedenes von dem sein, was er bei der andern wäre; d. h. er müßte, wie alle endlichen Substanzen, der Veränderung unterworfen sein.[74])

Es gab kein Dogma, an dem die Aufklärung nicht gerüttelt hätte und keins, an dem sich nicht rütteln ließ. In Verlegenheit, wo sie zuerst den Brand in das alte Lehrgebäude tragen solle, steckte sie es gleichzeitig an mehreren Enden an. Mit der Abweisung der herkömmlichen Vor-

---

[71]) a. th. B. 12, 77.
[72]) a. d. B. 35¹, 80 ff.
[73]) Eberh. a. a. O. 156—161.
[74]) a. th. B. 10, 355.

stellung vom göttlichen Ebenbild hing die Verwerfung der Erbsünde als Erbschuld aufs innigste zusammen. Der Joditzer Pfarrersohn hatte sich freilich nicht träumen lassen, daß in Wirklichkeit sein Bruder Adam auch kein größerer Tölpel war als dessen Namensvetter im Paradies, und Justine an Weisheit und Schönheit Even nicht nachstand, daß die verführende Schlange ebensowenig erzählen konnte als die Bilder des orbis pictus. Denn mit Verwunderung und Verdruß fand die neue Richtung in der orthodoxen Lehre vom göttlichen Ebenbild nur seichtes Geschwätz und elende Distinktionen. Unmöglich könne das göttliche Ebenbild in der Weisheit und Heiligkeit der Stammeltern bestanden haben, denn die mosaischen Nachrichten beschrieben den ersten Menschen als ein gutes, schwaches Geschöpf; von einer Heiligkeit und hohen Weisheit Adams sei jedoch nirgends die Rede.[75]) Wie könnte auch Gott den Menschen mit sittlicher Vollkommenheit erschaffen haben, da doch das Anerschaffene etwas Natürliches ist, das Sittliche aber aus einer freien Wahl entstehen muß?[76]) Als schwache unvollkommene Menschen zwar mit der Unschuld des Kindes, aber sehr eingeschränkten Einsichten, zarten und weichen Herzen, leicht empfänglich für äußere Eindrücke erklärt auch C. F. Bahrdt die Stammeltern und setzt das göttliche Ebenbild nur in die Unschuld und in die vernünftige Menschenseele.[77]) Daraus ließ sich freilich auch ein viel natürlicherer Begriff vom Wesen der sogenannten Erbsünde ableiten. Die gewöhnliche Vorstellung davon hielt man für ein Hindernis des tätigen Christentums und einen Grund, allen Eifer im Guten erkalten zu machen. Der Naturalismus fand auch in der Schrift ebensowenig von einer Erbsünde als Erbschuld gesprochen, als von einem verlornen Ebenbild Gottes, von einem verunglückten Plan Gottes mit den ersten Menschen

[75]) a. th. B. 2, 194—199.
[76]) a. th. B. 10, 234.
[77]) a. d. B. 13, 37 f.

und von einem Kriminalprozeß gegen die letztern.[78]) Aber in der neuen Auffassung vom Dogma ward man nicht einig. Eberhard glaubte die Erbsünde aus der natürlichen Schwäche und engen Begrenzung der menschlichen unvollkommenen Seele hinlänglich gedeutet,[79]) Teller sah in ihr die herrschende böse Lust oder Temperamentssünde, welche sich auf leibliche Geburt fortpflanze. Einer, der sich über diese Hauptfrage den Kopf nicht sonderlich zerbrechen wollte, gab zwar aus Erfahrung zu, daß das vierfache natürliche Übel auf den Sündenfall folgte, aber sah nicht ein, daß es unmittelbar darauf folgen mußte, da diese Übel, ihrem Wesen nach habituelle Mängel, aus einer einzigen Handlung nicht gefolgert werden dürften, und erwartete Aufklärung darüber von einer genaueren Untersuchung der Veränderungen in dem Menschen, welcher zu sündigen anfange, und in dem, der darin fortfahre.[80])

Luther und seine Zeit standen noch im Banne des Teufelsglaubens. Im 17. Jahrhundert hatte B. Bekker, den die Aufklärung als Märtyrer verehrte, die Wirkungen des Satans auf Erden angefochten, jetzt sprach man ihm sogar seine Existenz ab. Auf Kanzeln und in den Spalten theologischer Organe unterwühlte man das Reich des Höllenfürsten und setzte den armen Teufeln, die dem alten Glauben nicht entsagten, noch ärger zu als dem Teufel selbst. Die Satire des Geschichtsprofessors Köster „demütige Bitte um Belehrung an die großen Männer, welche keinen Teufel glauben“, hatte eine „demütigste Antwort“ erfahren und eine Flut von Broschüren heraufbeschworen. Wild stürmten die Freischaren der Antidiaboliker einher, denen Semler mit seiner „Dämonologie“ ein siegreiches Banner gab. „Nun geht es aber über den armen Teufel her,“ ruft hocherfreut ein Rezensent der a. d. B. aus, als er gleichzeitig eine Schrift über die „Non-Existenz“ und eine über die „Doch-Existenz“

[78]) a. th. B. 10, 234 f.
[79]) Eberh. a. a. O. 135—145.
[80]) a. d. B. 1^1, 85.

des Teufels zu besprechen hat, und beide die „Nicht-Existenz“ erweisen.[81]) Jean Paul wird nicht müde, unter den Schlagworten „Von der Existenz des Teufels“, „Abermal vom Teufel“, „Von der Nonexistenz des Teufels“ zu exzerpieren, was immer nur diese Frage berührte. Sein Interesse dafür mag von Völkel schon früh geweckt worden sein, denn bereits im ersten Heft macht der 15jährige theologische Gernegroß zu einer teufelsgläubigen Schrift die verheißungsvolle Randbemerkung: „Non credendum est, diabolum existere, quod ego jam probabo.“ [82])

Den Ursprung der jüdischen Geisterlehre und ihrer Vorstellungen vom Dämon hatte Semler in einer Entlehnung aus der Geisterlehre der Chaldäer gefunden und in der Meinung, die Sprache der Bibel sei bildlich aufzufassen, zugleich erklärt, daß „teufelisch“ in der hl. Schrift von dem gebraucht sei, was das Gute hindere oder zu hindern suche, was Gottes Absichten zuwiderliefe und Satan jede Hinderung des Guten bedeute.[83]) In langen minutiösen Untersuchungen bemüht man sich, die Unhaltbarkeit aller zugunsten des Teufels vorgebrachten Schriftstellen zu erweisen,[84]) und nimmt an, Christus habe den Glauben an die Geisterwelt nicht ausgerottet, da die Zeit dafür noch nicht gekommen war. Es mußte erst eine Zukunft abgewartet werden, da durch „eine successive Aufklärung des menschlichen Verstandes auch unter dem gemeinen Volke diese alte Quelle des Aberglaubens versiegen könnte“.[85]) Die Rolle, welche der Teufel bisher in der Theologie spielte, galt sonach als „Beschimpfung der Macht, Weisheit und Güte Gottes“, und man drang auf die Abschaffung der Lehre vom Versucher aus dem Religionsunterricht.[86])

---

[81]) a. d. B. 33[1], 294 ff.
[82]) Journal für Prediger 1, 177.
[83]) Dämonologie S. 39–58, 69—73.
[84]) a. d. B. 33[1], 89—91.
[85]) a. th. B. 1, 321—26.
[86]) a. d. B. 33[1], 70.

Daß der Aufklärung, die dem ärgsten Sünder willig vergab, hieß er auch Judas Ischariot, die Ewigkeit der Höllenstrafen über alle Begriffe von Unduldsamkeit ging, beweist ihr wütender Kampf gegen diesen wunden Punkt der Orthodoxie. Es ist der brennendste Wunsch des Zeitalters, daß es keine ewigen Strafen gäbe, daß, wie Jean Paul in einem Schlagwort sagt, „alle Menschenseelen endlich zu einer ewigen und ihrem Geiste angemessenen Seligkeit“ gelangten.[87]) Büsching und Zollikofer treten mit ihrem ganzen Ansehen für die Endlichkeit der Höllenstrafen ein, „wie es denn wohl auch nicht anders sein kann,“ bemerkt ein Rezensent.[88]) Auf Wolff fußend, der die Sündlichkeit einer Handlung in ihrer Gesetzwidrigkeit, d. h. Vernunftwidrigkeit sah, verwahrt sich auch Eberhard gegen die Definition der Sünde als Beleidigung Gottes. Dessen unendlich vollkommenes Wesen sich aufs vollkommenste vorstellen und beleidigen wollen, ist ihm „der offenbarste Widerspruch, der je aus einem menschlichen Munde gekommen sei“. Aus der Unmöglichkeit eines unendlichen Sündigens ergibt sich aber auch die einer unendlichen Strafe.[89]) Nur die a. th. B., die an Spitzfindigkeit ungern jemandem nachstand, erklärte sich für die Annahme, daß das höllische Feuer doch ewig, indes eine fallweise Erlösung der Verdammten keineswegs ausgeschlossen sei, da sich das „ewig“ nur auf die Dauer des Strafortes beziehe.[90])

Wir haben eine Quelle für Jean Pauls jugendliche Weltanschauung aufgedeckt. Wir sahen den Pfarrersohn mitten in den theologischen Streitigkeiten der Aufklärung, aber womöglich immer auf den äußersten Flügeln der kämpfenden Parteien, immer dort, wo man mit der ganzen Intoleranz des tolerantesten aller Jahrhunderte gegen die absterbende Orthodoxie zu Felde zog.

---

[87]) a. d. B. 13², 609 f.
[88]) Journal f. Pred. 1, 174—78; a. th. B. 9, 247.
[89]) Eberh. a. a. O. 375—382, 382—386 f.
[90]) a. th. B. 3, 83—87.

b) Philosophische.

Die allmähliche Befreiung vom Gewissenszwange religiöser Vorurteile lehrte den Menschen immer mehr erkennen, daß er nur ein Glied in der ununterbrochen fortschreitenden Reihe von Wesen sei. Der antike Gedanke an eine Weltseele gewinnt in der Idee von der großen Stufenleiter der Dinge neues Leben. Zwar hatte Descartes die Welt des Ausgedehnten und Denkens streng voneinander geschieden und auch zwischen Mensch und Tier unüberbrückbare Klüfte gezogen; aber Leibnizens lex continui duldet keinen Sprung im Geschehen, keine Lücke im Sein, findet im Universum den Weg von der unorganischen Materie bis zur Gottheit hinauf und in der menschlichen Einzelseele von der idée obscure bis zum Wissen und Willen. Wissenschaft und Dichtung der Kulturnationen verficht das System der Stufenleiter, Buffon bereichert es mit neuen Gedanken, Bonnet zählt zum eifrigsten Anhänger des Gesetzes und erklärt ganz ernsthaft, Harz und Schwefel verbinde die Erde mit den Metallen, Vitriol die Metalle mit dem Salz, die Kristallisation das Salz mit den Steinen, der Amiant die Steine mit den Pflanzen, der Polyp diese mit den Insekten, der Wurm die Insekten mit den Muscheln, die Schnecke diese mit den kriechenden Tieren; von da ab bilde die Wasserschlange einen Übergang zu den Fischen, während die wilde Ente ein Mittelding zwischen Fisch und Vogel sei.[1]) In den „Betrachtungen über die Natur" tritt er mit gleicher Entschlossenheit für die Idee ein und beseelt die Pflanzen.[2]) Jean Paul ist von dem harmonischen Zug dieser Weltanschauung, welche alles scheinbar Entgegengesetzte zu einer fortlaufenden Kette verknüpft und ganz dem Ideengange Leibnizens entsprach, welcher als Leitstern über

---

[1]) Die Philosophie der Natur, aus d. Franz., Frankfurt u. Leipzig 1773f, 2, 207.

[2]) Bonnet, Betrachtungen über die Natur, deutsch. Leipzig 1766, S. 331, 339.

seinem jugendlichen Denken stand, sichtlich gepackt: „Alles ist nur eine Kette, nur ein vollkommenes Ganzes“, „Ich stehe mit der Welt in einer harmonischen Verbindung“ überschreibt er Exzerpte aus Jerusalems „Betrachtungen“, welche jene ins Unendliche reichende Verbindung alles Geschaffenen verkünden.[3]) „Allgemeine Verbindung in der Welt“ lesen wir an anderer Stelle, „Die Pflanzen haben auch Seelen“. „Große Kette der Wesen — wo jedes fühlt; nur durch Grade verschieden!“ Als er in Lamberts Architektonik die Stelle findet, worin dieser die Kräfte als Substanzen aufgefaßt haben will, die von dem Soliden verschieden sind, denken, wollen, vorstellen können, und in solchen Substanzen die Geisterwelt aufsucht, da die Kräfte ohnehin das an sich tote Solide, welchem man längst schon nur eine vis inertiae zugeschrieben habe, beleben, kann der Dichter nicht umhin, wieder der Monadologie und damit der Entwicklungsidee überhaupt seine Huldigung darzubringen:

„Diese Meinung führt weit und erklärt viel. Es ist dies die Leibnizzische Monadenlehre. Man braucht den unerklärbaren Saz nicht anzunehmen, daß Kräft' an dem Soliden existiren. Da's sich durch unwidersprechliche Gründe darthun läßt, daß mir Substanz ohne Kraft ein Nichts sei; so muß man die Kräfte selbst für Substanzen erklären, ohn' ein sogenantes substratum, wo die Kraft ist. — Wie viel leichter läßt sich nicht die Einwirkung der Seel' in den Körper erklären, wenn man annimt, daß Geist in Geist wirkt und daß nur die Stufen ihrer Vollkommenheit verschieden sind. — Wer weis entwikkelt sich nicht der Geist, der in dem Kiesel wirkt, durch Stufen hinauf zur Höhe der Pflanzenseele, von dieser zur Thierseele, dann zur Menschenseel' und zum Engel. Dies seien Winke für den Forscher.“[4])

So hatte auch der Aufschwung, den die Tierpsychologie im 18. Jahrhundert nahm, in der herrschenden Naturbetrachtung seinen guten Grund. Aber die Frage nach der Bewertung der Tierseele ward nicht übereinstimmend

---

[3]) Jerusalem, Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, Braunschweig 1768, S. 6f., 27f.

[4]) Lambert, Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntnis, Riga 1771; 2, 160.

beantwortet. Immerhin lernte Jean Paul aus seiner Lektüre wenigstens in allgemeinen Zügen die maßgebenden Ansichten über dieses Kapitel der Psychologie kennen. Die relative Gleichwertigkeit der tierischen und menschlichen Seele behauptet Sulzer, der den ganzen Unterschied zwischen beiden Arten aus der verschiedenen körperlichen Organisation herleitet und geradezu die Vermutung ausspricht, daß die Tiere aus einem Zustand in den andern übergehen, daß sie in ihren künftigen Zuständen besser organisierte Körper haben und zuletzt zur Vernunft gelangen werden. Gegen Cartesius, der die Tiere als bewußte Maschinen und ihre Lebensäußerungen als Reflexbewegungen auffaßt, erklärt sich Abbt in seinem Buche vom Verdienst und ruft dem Menschen zu „bedenke, dass auch du ein Thier bist!“ [5]) In seinen „Briefen über das Ich an H. Prof. Tiedemann“ wendet sich ein Anonymus auch gegen Reimarus' Hauptwerk von den Kunsttrieben der Thiere, bestreitet dessen Ansicht, daß in dem Fall, wo der Anblick des Dinges die vergangene Idee desselben dem Tier ins Gedächtnis setzt, bei diesem sich Vergangnes und Gegenwärtiges vermische, und behauptet, man müsse auch beim Tier eine Empfindung analog der des Menschen annehmen, oder man wisse überhaupt nicht, was sie sei, und könne also gar nicht sagen, das Tier empfinde. Das Tier unterscheide gut eine vergangene von einer gegenwärtigen Vorstellung, nicht zeitlich, aber nach einem Grundunterschiede, der in beiden Vorstellungen liegen müsse. Da aber das Tier nicht die „Stifte der Sprache“ habe, um jede einzelne Idee damit festzuschlagen und von andern abzusondern, könne es nicht abstrahieren. [6]) Reimarus hat den Tieren auch das Urteil im eigentlichen Sinne abgesprochen, ebenso eine freie Wahl, aber außer dem Vorstellungsvermögen ihnen auch Affekte zuerkannt, nach der

[5]) Abbt, „Vom Verdienste“, Berlin 1768, S. 154.
[6]) Deutsches Museum 1778; 2, 410 ff.

Individualität derer, die sie haben, verschieden.[7]) Jean Paul muß, da ihm die erwähnten „Briefe über das Ich" und Reimarus' Buch zu gleicher Zeit in die Hände kamen, auf die von jenem Anonymus angefochtene Stelle gelauert haben, und was er nun selbst gegen Reimarus' Behauptung, die Tiere wären ob ihrer verworrnen Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen nicht fähig zu vergleichen, vorbringt, verrät sehr wohl seine Abhängigkeit:

„Es ist richtig, die Thier' haben keine Begriffe, weil sie nicht vergleichen können. Allein 's leztere scheint mir aus dem, weil sie Vergangenes und Gegenwärtiges nicht deutlich unterscheiden, nicht zu folgen; weil dies gar nichts darzu thut. Gesezt, die Thiere verwirren's Vergangene mit dem Gegenwärtigen, gesezt, es macht beides bei ihnen eine Vorstellung aus, so folgt nichts weiter, als, daß [!] Gegenwärtige und Vergangene können sie nicht vergleichen. Allein können sie nicht zwei gegenwärtige Dinge in dem Moment' ihres Eindrucks auf sich vergleichen? — Sie können's nicht; aber dies folgt nur daraus, weil sie keine Sprach' haben. Und könnt' man ihre ganze Beschaffenheit so umändern, daß sie reden könnten — dazu würden nicht blos Sprachorgane, sondern auch eine ganz andre Organisazion, Wirkungssphär' erfordert — so würden sie so gut urtheilen als wir. Warum kan's Kind nicht urtheilen? Etwan weil's Gegenwärtige mit'm Vergangenen verwirt? Aber warum verwirt's nicht immer mit einander? Weil's Sprache bekomt. Ich glaube, so lange das Kind nicht reden kan, so lange wird's wenig urtheilen. Es ist also der Grund in der Sprachfähigkeit zu suchen. Überhaupt hat man die Sprachfähigkeit in der Vergleichung der Menschen mit'n Thieren zu lang' aus der Acht gelassen — und dies ist doch das deutlichste, sicherste Kenzeichen unserer Unterscheidung." [8])

Wer die tierische Seele der menschlichen als fast gleichwertig ansah, mußte auch ihre Fortdauer nach dem Tode als teleologische Forderung anerkennen. So erklärt denn auch Lavater, daß man die meisten Einwendungen, die gegen die Fortdauer der Tiere gemacht werden, ebensogut gegen die der Menschen, ja vielleicht ebensogut gegen die wirkliche Existenz der Tiere machen könne. „Was

---

[7]) Reimarus, Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe, 3. Ausg., Hamburg 1773, S. 38, 55—57.

[8]) Reimarus a. a. O. S. 35—37 (8. Heft).

der Allmacht zu schaffen würdig war, sollte das der Erhaltung unwürdig sein?"[9]) Alles sei, meint Moses Mendelssohn in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewisse Absichten im Plane des Weltalls zu erhalten; einer jeden wahren Substanz sei eine unabsehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeschrieben, die sie nach und nach bewirken müsse und die wirkende Substanz werde allezeit durch die letzte Verrichtung tüchtiger, die nachfolgende auszuführen. Nach diesen Grundsätzen sei das geistige Wesen, welches die Tiere belebt, von unendlicher Dauer und fahre auch in Ewigkeit fort, die Absicht Gottes in der Reihen- und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewiesen worden.[10])

In einigen Bemerkungen Richters, welche uns über seine jugendliche Weltanschauung Aufschluß geben, erscheint er als entschiedener Gegner des Materialismus. Wir finden darum auch in keinem Exzerpt diese Ansicht verteidigt, doch kommen mehrmals diejenigen zum Wort, welche sie bekämpfen. In Schützens Lehrbuch, welches Jean Paul schon in Schwarzenbach las, wird die Seele als der vom Körper verschiedene, empfindende Teil aufgefaßt.[11]) Sulzer, der mit einer energetischen Theorie der Seele auftritt und ihr rein leidendes Verhalten bei der Apperzeption in Abrede stellt, scheidet damit scharf das Psychische von dem Physischen, welches äußere Eindrücke willig entgegennimmt, ohne sie selbsttätig umzugestalten.[12]) Unter allen Schriften, aus denen Jean Paul sein erstes Wissen schöpfte, haben wenige so mächtig auf ihn eingewirkt als die Moses Mendelssohns. Schon im 5. Heft hatte er sie zum Teil ausgezogen, im 9. begegnen

---

[9]) Karl Bonnets phil. Untersuchung der Beweise für das Christentum etc., aus dem Franz. von J. K. Lavater, Zürich 1769, S. 32f.

[10]) Phädon, Berlin 1767, S. 259f.

[11]) Lehrbuch zur Bildung des Verstandes und Geschmacks etc. von Christian Gottfried Schütz etc., 1. Bd., Halle 1776, S. 2f.

[12]) Verm. phil. Schriften, Leipzig 1773, 1, 354ff.

wir folgender Bemerkung: „Mendelssohns Schriften sind werth, mehr als einmal gelesen zu werden — werth, daß man sie ganz abschriebe. Was ich doch versäumt habe, ist hier wieder ersezt worden“. Das Psychische kann sich auch der deutsche Plato nur als einfaches Grundwesen vorstellen, bei welchem sich, um ein Ganzes auszumachen, alles, was in dem weiten Raum der Körperwelt zerstreut ist, in einen Punkt zusammendrängt, und was nicht mehr ist, in dem gegenwärtigen Augenblick mit dem, was werden soll, verglichen wird: „Allhier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, sondern ein innerlich wirksames Wesen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit sich vorstellet, verbindet, trennet, vergleichet, wählet und noch tausend anderer Beschaffenheiten fähig ist, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeste Gemeinschaft haben.“ [13]) „Was ich Materie nenne,“ sagt auch Garve, Leibnizens und Mendelssohns Gedanken aufnehmend, „ist ein Haufen vieler Dinge, und ich bin eines. Was ich Zusammensetzung nenne, ist blos eine Lage der Dinge gegeneinander und ich bin ein Ding selbst.“ [14])

Da Wolff Leibnizens Gedanken von der seelischen Beschaffenheit und Gleichartigkeit der Monaden aufgegeben hatte, kam in seiner Schule auch wieder die Hypothese des influxus physicus zur Geltung und wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. allmählich wieder die herrschende. Es ist auch die Anschauung, welche Jean Paul durch seine Lektüre zumeist vermittelt erhält. Aber dem Dichter fielen auch Hartleys „Betrachtungen über den Menschen“ in der gekürzten und erläuterten Übersetzung von Pistorius in die Hände. Alle Empfindung

---

[13]) Phädon 229—31.

[14]) Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie übers. von Ch. Garve, Leipzig 1772, S. 371.

erfolgt nach dem Begründer der sogenannten Assoziationspsychologie vermittels einer Berührung der Nerven, wodurch in denselben eine zitternde Bewegung verursacht wird, die sich bis ins Gehirn fortpflanzt. Das Gehirn oder vielmehr das Rückenmark und die von diesem ausgehenden Nerven sind die unmittelbaren Werkzeuge der Empfindungen und Bewegungen, aber auch zugleich das unmittelbare Werkzeug, wodurch die Ideen der Seele vorgelegt werden und zwar so, daß einer jeden Veränderung im Hirnmark oder in den Ideen eine wechselweise Veränderung im erstern oder in den letztern entspricht. Die Veränderung im Hirnmark setzt Hartley in eine feine oszillierende Bewegung, die, vielleicht durch Schwingungen des Äthers verursacht, durch die Nerven bis zur markigen Substanz des Hirns fortschreitet, und betrachtet sie als „begleitenden Umstand“, als einen „Exponenten“ des Empfindens und Denkens. Die Schwingungen können verschieden sein, nach der Intensität, nach der Art, ob sie mehr oder weniger zahlreich in einem gegebenen Zeitpunkt sind, nach dem Ort, ob sie diese oder jene Region des Hirnmarks ursprünglich betreffen, und nach der Richtung. Hartley steht noch nicht auf materialistischem Standpunkt, huldigt noch nicht wie sein Zeitgenosse Priestley dem Grundsatz, daß Empfindung Bewegung sei. Dies erkennt auch Jean Paul, der an diese psychologischen Erörterungen folgende Zeilen knüpft:

„Dieses ist die Art, die Empfindungen zu erklären, die Hartlei scharfsinnig vertheidigt. Daß dieses System zum Materialism führt, ist Einbildung; denn man mag von der Verbindung zwischen Seel' und Körper glauben was man will, so mus man doch alzeit zugeben, daß beide von einander abhängen. Die Art von Abhängung und Verbindung, die Hartlei angiebt, ist eine von den möglichen — und auch wahrscheinlichen. Die Schwingungen, die bei ieder Empfindung oder Idee im Gehirnmark vorgehen, sind nicht die Empfindung oder Ideen selbst, sondern nur ein Zeichen, Ausdruck, begleitender Umstand derselben. — — ‘Aber wie können die Schwingungen der Sehnerven und des Gehirns, die so wenig Abänderungen zulassen, die tausend verschiednen Bilder der äußerlichen Obiekt' ohne Verwirrung der Seele

zuführen — sind so viele Schwingungen möglich, daß für iedes Bild eine besondre Schwingung bestimt sein kan?' — Allerdings ist dies eine Schwierigkeit — die wir nicht ganz, aber doch einigermaßen auflösen können. 1. Es macht schon die Stärke des Eindruks und also die ihm proporzionirte Schwingung etwas aus, um die rothe, grüne, weiße etc. Farbe zu unterscheiden. 2. Es sind viele zitternde Theile beisammen — und können's wegen ihrer Feinheit — daß also die starke oder geringe Anzahl der zitternden Theilgen die Größe des Bildes bezeichnet. 3. Diese Nerven und Gehirntheilgen sind feiner und viel mehrerer Modifikationen fähig, als uns die geringscheinende Anzahl derselben vermuthen ließe. Jede Größ' ist relativ. Also sind auch die Nerventheilgen verhältnismäßig klein und wegen der Kleinheit scheinen sie aus wenigern Theilen zusammengesezt zu sein. Aber sie sind's nicht wirklich. Wie viele Theile sind nicht im Raum eines Punktes möglich? — Mir scheint ferner die Beschaffenheit der Nerven mit keiner andern Materie verglichen werden zu können — sie ist eine eigne Art. Alle Schwierigkeiten in Ansehung der Verbindung der Seele und des Körpers werden doppelt unauflösbar, wenn man's Leibnizzische Monadensystem nicht annimt." [15])

Die Monadenlehre als Retter in der Not! Ob sich wohl Jean Paul der Inkonsequenz bewußt war, in einem Atem von einer unleugbaren Verbindung, ja Abhängigkeit zwischen Leib und Seele zu reden und sich auf Leibniz zu beziehen, der mit seiner prästabilierten Harmonie gerade jener Anschauung entgegentritt?

Auch die Frage nach der Art und Weise der Wahrnehmung des inneren Bewußtseins hat der Dichter in den Kreis seines lebhaften Interesses gezogen. In Hißmanns „Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte" hat Mérian das „cogito, ergo sum" des Descartes mit einem „cogitavi, ergo sum" zu entkräften gesucht, mit aller Entschiedenheit die unmittelbare Wahrnehmung des innern Bewußtseins als ersten und aller Kenntnis vorangehenden Akt eines denkenden Wesens betont und als erfahrungsgemäße Tatsachen die Verschiedenheit meiner Ideen vom Bewußtsein aufgestellt, ferner die Passivität der Seele bei

---

[15]) David Hartleys Betrachtungen über den Menschen, seine Natur, seine Pflicht und Erwartungen; aus d. Engl. I. Bd. Rostock u. Leipzig 1772 S. 2—8 (9. Heft).

den Perzeptionen, die Verschiedenheit dieser voneinander und ihre gemeinschaftliche Gegenwart in demselben Subjekt.[16]) Auch Mendelssohn kommt hier wieder zum Wort, dem in der Reihe unserer Erkenntnis allezeit das denkende Wesen dem ausgedehnten vorangeht; zuerst erfahren wir, daß Begriffe und folglich ein begreifendes Wesen wirklich sei; von dem schließen wir dann auf das wirkliche Dasein des Körpers.[17]) Die entgegengesetzte Ansicht, daß eine einfache Substanz nie unmittelbarer Gegenstand unserer anschauenden Erkenntnis wird, daß die Seele die innere Empfindung von ihrem Ich nicht direkt von sich selbst oder ihrem Ich erlangt, sondern das metaphysische Bewußtsein ihres Wesens durch ein Zurücktreten auf sich selbst bei jeder Empfindung erhält, verficht Bonnet. Gegen ihn wendet sich Lavater, welcher der Ansicht Raum gibt, daß die Seele durch fortschreitende Entwicklung künftighin auch zur unmittelbaren Wahrnehmung von etwas Immateriellem gelangen werde.[18])

Leibniz hatte als vermittelnde Glieder in der Kette der seelischen Entwicklung unbewußte psychische Vorgänge zu Hilfe gerufen und damit der Folgezeit ein weites Gebiet für philosophische Betätigung eröffnet. Auch in den Exzerpten wird die Frage über die Existenz unbewußter, dunkler Ideen wiederholt berührt. Die Untrennbarkeit der psychischen Vorgänge von der inneren Wahrnehmung betonend, führt Hennings in seinem Buch „Von Geistern und Geistersehern“ Tiedemann an, welcher in der Annahme dunkler Vorstellungen einen Widerspruch findet, da das Bewußtsein, daß man eine Vorstellung hat, unzertrennlich zu dieser gehöre, und sich ohne dasselbe keine im eigentlichen Sinn denken lasse.[19]) Sulzer hin-

---

[16]) Deutscher Merkur 1779; 1, 79.

[17]) Phädon S. 233.

[18]) Bonnet, phil. Untersuchungen a. a. O. S. 25 f.

[19]) Von Geistern und Geistersehern herausg. vom Verf. der Abhandlung von den Ahndungen und Visionen. Leipzig 1780; S. 5 f.

gegen hält die Behauptung dunkler Seelenvorgänge aufrecht und mißt ihnen für das Handeln des Menschen die größte Bedeutung bei.[20])

Alle psychischen Vorgänge werden durch das Gefühl des Ich, oder Gefühl meiner Persönlichkeit, wie es die Zeit nannte, individualisiert. Was darunter zu verstehen war, lehrte Jean Paul eine Definition Meiners'. Dieser erklärt es an zweiter Stelle als das aus der Vergleichung unsers gegenwärtigen und vergangenen Zustandes erwachsende Gefühl, daß wir, die wir jetzt sind, auch damals waren.[21]) Den Weg jedoch, wie ich zum Gefühl meiner Persönlichkeit gelange, beschrieb dem Dichter Ch. G. Schütz in seinem schon erwähnten Lehrbuche. Danach haben wir, solange wir zwei oder mehrere Empfindungen nicht voneinander unterscheiden, auch nur eine einzige zusammengesetzte Vorstellung. Erst allmählich gelangen wir zur Trennung unseres Ich von der Außenwelt; das Ich blieb immer, während die äußern Empfindungen abwechselten. Alles was beständig in unserer Vorstellung blieb, rechneten wir zu uns selbst, was darin veränderlich war, unterschieden wir davon.[22]) Die gleiche Ansicht begegnete ihm auch später bei Sulzer, welcher das Selbstbewußtsein durch sinnliche Wahrnehmung und zwar immer nur in Beziehung zur Außenwelt entstehen läßt und bestreitet, daß die Seele eine absolute Idee von sich selbst haben könne.[23]) Eine sehr scharfsinnige und bemerkenswerte Unterscheidung zwischen Identitäts- und Selbstgefühl findet sich in dem bereits erwähnten anonymen Aufsatz: „Über das Ich in Briefen an H. Prof. Tiedemann". Wir konnten bereits feststellen, daß Jean Paul diesen Zeilen seine Bewertung der Sprachfähigkeit für die Entwicklung der Tierseele entnommen hat. Die Briefe scheinen auf ihn großen Ein-

---

[20]) verm. phil. Schriften 1, 109f., 112—115.
[21]) aus. Bibl. 12, 526.
[22]) a. a. O. S. 35f.
[23]) verm. phil. Schriften 1, 201—203.

druck gemacht zu haben, denn er hat sie fast vollständig abgeschrieben, wodurch er immer einem Schriftsteller eine gewisse Hochachtung bezeugt, wie aus jener Bemerkung über Mendelssohn hervorgeht. Mit der vieldeutigen Bezeichnung „Selbstgefühl" scheint der Verfasser den Begriff des mit jedem unsrer Vorstellungsakte verknüpften Selbstbewußtseins zu verbinden, denn er betrachtet die „Vorstellung oder das Gefühl des Ich", worauf der Eindruck stattfindet, als Bestandteil einer Empfindung. Auch ist ihm das Gefühl des Ich von allen andern Gefühlen ganz wesentlich unterschieden, denn jedes andere Gefühl ist bloß das Gefühl eines Eindrucks auf das Ich. Zwischen dem Identitäts- und Selbstgefühl herrscht einseitige Abhängigkeit; jenes setzt dieses voraus, aber nicht umgekehrt. Wie zu jeder Empfindung muß auch zur Erinnerungsvorstellung das Selbstgefühl gehören. Erinnere ich mich daher einer früher gehabten Empfindung und darin auch des damals gehabten Selbstgefühls als solchen, so muß ich sofort das Gefühl der Identität erlangen, welches sich demnach als eine „simple, natürliche und notwendige Folge des bloßen Erinnerungsvermögens" darstellt. Das Selbstgefühl beruht auf etwas dem Menschen Wesentlichen, ist daher unverwirrbar, das Gefühl der Identität nur auf der Vorstellungsart vergangner Empfindungen, ist daher betrüglich und durch Suggestion zu ersetzen. Die Bedeutung „Selbstschätzung" legt M. J. Schmidt dem Wort in seiner „Geschichte des Selbstgefühls" unter. Das Buch, welches nach Dessoir „die ganze Summe seelischer Erscheinungen um ein bestimmtes Gefühl als um ihren Mittelpunkt gruppiert" und den Fundamentalgedanken „mit einer Folgerichtigkeit durchführt", die man oft an den Schriften jener Epoche vermißt,[24]) las Jean Paul erst gegen das Ende seiner Gymnasialzeit.

Der weitaus größte Teil der Exzerpte ist der Theorie

[24]) Dessoir, Geschichte der n. d. Psychologie 1², 437 f.

der sinnlichen Wahrnehmung gewidmet. Es war ja das Gebiet, auf welchem sich Jean Paul zuerst schriftstellerisch betätigte, und das Interesse dafür blieb ihm während seines ganzen Lebens. Wo immer ihm in seiner Lektüre über die Welt des Empfindens eine Bemerkung aufstieß, buchte er sie sorgfältigst. Es ist aus dem vorliegenden Material nicht zu erweisen, ob er die Schriften jenes großen englischen Empirikers, welcher das menschliche Wissen auf den beiden Grundlagen innerer und äußerer Erfahrung erstehen ließ, jetzt schon kennen lernte, aber wir glauben Locke zu hören, wenn Ackermann, dessen Buch über die Krankheiten der Gelehrten Jean Paul studierte, sich also vernehmen läßt: „Durch die Sinne bekommt der Mensch Begriffe in seine Seele, die leer war, da er geboren ward.“ [25]) Damit stehen wir aber auch schon im wilden Hexensabbat der philosophischen Terminologie des 18. Jahrhunderts. Begriffe statt Ideen, Vorstellungen; Empfindung statt Gefühl, Gefühl statt Empfindung: war es da nicht leichter, die Lösung eines Problems selbst zu finden, als die durch einen andern gefundne zu verstehen? Soviel Bedeutung auch Locke der sinnlichen Wahrnehmung als Erkenntnisquelle zuerkannte, bei ihm kam neben der Sensation auch die Reflexion, die innere Erfahrung, zu ihrem Recht. Anders bei Condillac. Dessen Verfahren, an einer fingierten Bildsäule alles Wissen aus der äußern Erfahrung allein herzuleiten, fand Jean Paul in der „Philosophie der Natur“ eingehend geschildert.[26]) Die aus dem Altertum stammende Einteilung in höhere und niedere Sinne, wobei man unter den erstern Gesicht und Gehör verstand, ward dem Dichter durch Home [27]) und Sulzer [28]) nahegelegt. Und nun Empfindung! Jean Paul wird

---

[25]) Ackermann, über die Krankheiten der Gelehrten usw., Nürnberg 1777, S. 13 f.

[26]) Phil. der Natur 2, 125—43.

[27]) a. d. B. 2², 4 f.

[28]) verm. phil. Schriften, 1, 60—63.

aus einer terminologischen Bestimmung in die andere geworfen, man kann ruhig sagen, er las nicht zwei Schriften, die mit dem Wort ein und denselben Begriff verbunden hätten. Mit voller Klarheit definiert Hutcheson die Empfindung als diejenige Idee, welche in der Seele durch die Gegenwart äußerlicher Gegenstände und ihre Wirkung auf unsern Körper hervorgebracht wird.[29]) In der ganz verschwommenen Bedeutung einer unklaren Erkenntnis mit Gefühlsbetonung gebraucht Tetens „Empfindung". Nach ihm ist im Empfinden einer Sache, Fühlen, Perzipieren und Gewahrnehmen „eingewickelt", drei verschiedne Wirkungsarten, die aber so schnell aufeinander folgen, daß sie sich vor unserer Beobachtung in der Seele zusammendrängen.[30]) Unzer nennt Empfindung das bis zum Gehirn fortgepflanzte und eine Vorstellung erregende „Gefühl im eigentlichen Verstande", unter welchem er eine Art dem Nerven eigentümliche Regsamkeit versteht, Eindrücke zu empfangen und auszuteilen.[31]) Abbt unterscheidet zwischen Empfindung (sensation) und Empfindnis (sentiment). In ersterm Fall liegt eine mehr objektive, im letztern mehr subjektive Beziehung der Sache auf uns vor.[32]) In jener auch von Lessing in der Dramaturgie zitierten Stelle aus Mendelssohns philosophischen Schriften, nennt letzterer das Mitleid eine „vermischte Empfindung", gebraucht also den Terminus zur Bezeichnung eines Gefühls.[33]) Eberhard stellt in seiner preisgekrönten „Allgemeinen Theorie des Denkens und Empfindens" den passiven Seelenzustand des letztern dem aktiven des erstern gegenüber und findet als charakteristische Unterschiede zwischen beiden folgende: Im Denken Einheit, im Empfinden Mannigfaltigkeit, im Denken das

---

[29]) Hutcheson, Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend in zwo Abhandlungen, Frankf. u. Leipz. 1762, S. 3 f.

[30]) aus. B. 13, 479.

[31]) a. d. B. XIII[1], 16—18.

[32]) Abbt „Vom Verdienst", S. 116—122.

[33]) phil. Schriften 2, 4—6.

Mannigfaltige ineinander vorgestellt, im Empfinden nebeneinander, daher im Denken als Merkmal, im Empfinden als Teil.[34]) Trotzdem man den Gehör- und Gesichtssinn den übrigen vorzog, behauptete doch Schütz, daß es innerhalb ein und derselben Sinnesqualität nicht zwei Empfindungen gäbe, die gar keine Ähnlichkeit miteinander aufzuweisen hätten, aber auch die Empfindungen verschiedener Sinnesgattungen darin übereinkämen, daß sie mit einem Gefühlston verbunden wären; ja zuletzt erhielten alle Empfindungen des äußern und innern Sinnes dadurch, daß sie der Seele Vorstellungen vermitteln, ein gemeinsames Merkmal.[35]) Jede sinnliche Empfindung betrachtet Sulzer aus einer großen Menge augenblicklicher Empfindungen zusammengesetzt, die so schnell aufeinanderfolgten, daß die dazwischen liegende Zeit nicht bemerkt würde.[36]) Daß die Vorstellungen von körperlichen Substanzen die Summe verschiedener einfacher Vorstellungen sind, die wir im Augenblick der äußern Einwirkung empfingen, erfuhr Jean Paul durch Hutcheson,[37]) daß unsere Empfindungen von Entfernung, Lage, Stellung nicht rein, sondern mit Urteilen und Schlußfolgerungen assoziiert seien, durch einen Aufsatz Feders „Über das moralische Gefühl".[38]) Die Reihe, in welcher die einzelnen Vorstellungen aufeinander folgen, macht Home von den Verhältnissen abhängig, wodurch die Gegenstände in der Natur miteinander verbunden sind, von der verschiedenen Bildung der Seele und von der Empfindung der Ordnung, die wir haben.[39])

Über die seelische Tatsache der Assoziation sammelte sich der Dichter einige Bemerkungen aus Hartleys Betrachtungen und aus den „Philosophischen Versuchen"

---

[34]) aus. B. 11, 578 f.
[35]) Schütz a. a. O. S. 30.
[36]) verm. phil. Schriften 1, 60.
[37]) a. a. O. S. 5.
[38]) Deutsches Museum 1776 1, 19.
[39]) a. d. B. 2^2, 6—8.

Tetens', welcher, entsprechend der Einschränkung, die das Assoziationsgesetz durch Leibniz in Deutschland erfahren hatte, dieses nur feststellen läßt, daß sich eine Idee nur mit einer ähnlichen oder koexistierenden verkette, mit welcher, entschieden die Ursachen, von denen die Einbildungskraft während ihrer Wirksamkeit gelenkt werde.[40]) Auf dem Prinzip der Ideenassoziation beruht auch das symbolische Denken, die Möglichkeit, mit Hilfe von Zeichen in der Seele Vorstellungen zu erwecken. Sehr treffende Hinweise auf den unschätzbaren Wert dieses mittelbaren Denkprozesses für unser psychisches Leben hat Jean Paul Lamberts Organon entnommen.[41])

„Das Gewürke der Imaginazion — wie unerklärbar!!" schreibt der Dichter im 8. Heft über ein Exzerpt aus einem Aufsatz Wielands „Gedanken über die Ideale der Alten", worin der Verfasser die Imagination als eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte betrachtet, von denen „das armselige ABCbuch, das man Psychologie nennt, gerade soviel erklären kann, als die Monadologie von den Ursachen der Vegetation und der Fortpflanzung".[42]) Doch gaben sich mit diesem ignoramus et ignorabimus nicht alle Forscher der Zeit zufrieden. Gegenüber Malebranche, welcher der Einbildungskraft eine Erneuerung von Gesichtsempfindungen zugestand, räumt ihr Tiedemann auch die von den übrigen Sinnesqualitäten ein, ja sogar die Erneuerung von Freuden und Schmerzen der inneren Sinne. Die Bilder der Imagination seien gemeiniglich schwächer als die wirkliche Empfindung, aber oft auch eben so lebhaft. Sie erschienen ohne, ja sogar auch gegen den Befehl der Seele, andere auf deren Einwilligung und Vorsatz hin. Das Vermögen, die Bilder in verschiedenen Graden der Deutlichkeit zu entwerfen, ferner die Anlage

---

[40]) aus. B. 13, 475 f.

[41]) a. d. B. 4^2, 1—5.

[42]) Deutscher Merkur 1777, 3, 227. Es ist für Jean Paul, den Jünger Leibnizens, charakteristisch, daß er den Ausfall Wielands gegen die Monadologie in sein Exzerpt nicht aufnahm.

zu großen Bildern hänge von der Organisation ab. Die Ausübung beider aber vom Willen und von den Anstrengungen der Seele. Ebenfalls in deren Willen aber auch zum Teil in der Organisation liege die Ursache zu lebhaften Bildern. Auf mechanischem oder mechanisch-geistigem Wege kämen langdauernde zustande. Auch die Unterschiede der Einbildungskraft von Empfindungsvermögen und Gedächtnis stellt Tiedemann fest. Von ersterem unterscheidet sie sich dadurch, daß sie auch ohne Gegenwart des Objekts Vorstellungen nach eigenen Gesetzen hervorbringt und ordnet. Die Einbildungskraft ist auch tätiger, denn Ideen wieder zu erwecken erfordert eine starke innere Anstrengung. Gegen ihre Erzeugnisse verhält sich die Imagination bloß betrachtend, das Gedächtnis hingegen immer urteilend. Jene beschäftigt sich ausschließlich mit Empfindungen, dieses mit allen und jeden Ideen. Die Erneuerung der Bilder durch jene ist auch lebhafter und deutlicher darstellend als durch dieses. Beide sind nicht graduell verschieden. Das Gedächtnis erhält nicht nur das Empfangene, sondern auch den Gedanken, daß es empfangen ist, Zeit und Ort, da es empfangen wurde. Von diesem allen gehört der Einbildungskraft nichts. Die Dichtkraft schafft neue Bilder; aber nicht alle neuen Bilder sind Wirkungen der Dichtkraft. Tetens hatte behauptet, sie erstrecke sich sowohl soweit, daß sie sinnlich nicht vorher empfundene Bilder und Reihen davon darstelle, als auch soweit, daß sie nur vorher empfangene Bilder neu verbinde und aus vorher empfundenen Reihen neue machen könne. Mit vollem Recht schränkt sie Tiedemann nur auf das letztere ein. Freilich findet er bei Kranken in dieser Hinsicht eine Ausnahme; das Delirium derselben, d. h. ihre neuen Vorstellungen seien wirkliche Sensationen, nicht Wirkungen der Phantasie.[43]) Wenn die Ideen, welche durch Veranlassung anderer in der Seele erneuert werden, genau dieselben sind, die sie vormals waren,

---

[43]) Deutscher Merkur 1779 1, 182—185.

so ist nach Irwing das Gedächtnis insbesondere wirksam, und das zu erkennen und die frühere Verbindung wiederherzustellen, ist Sache der Einbildungskraft. Wird aber der Zusammenhang der Ideen nicht beachtet, so bleibt nur die Mitwirkung der Nerven nach dem Zusammenhang der Übereinstimmung und Ähnlichkeit mit ihren Untergattungen und Verhältnissen übrig, und die dadurch in uns erzeugten Ideen werden den Wirkungen der „Phantasie überhaupt" zugeschrieben. Wenn die Seele auf die Wirkungen der „Phantasie überhaupt" aufmerksam ist, d. h. auf den Zusammenhang, der in den Vorstellungsnerven durch die Verhältnisse der Übereinstimmung und Ähnlichkeit ihrer Wirkungen hervorgebracht ist, und sich dadurch Ideen nach aller Art der Verwandtschaft und der Verhältnisse verschafft; so wirkt die „Einbildungskraft in weiterer Bedeutung". Wenn aber nicht alle Übereinstimmungen und Verhältnisse der Ideen Gegenstand seelischer Aufmerksamkeit und Tätigkeit sind, sondern wenn dieselbe nur allein bei den anschaulichen und sinnlichen Übereinstimmungen und Verhältnissen bleibt: so wirkt die „Einbildungskraft in engerer Bedeutung".[44])

Bevor wir zu den ästhetischen und ethischen Themen übergehen, wollen wir noch in Kürze zwei Kreise durchmessen, durch welche Jean Paul sein autodidaktischer Bildungsgang auch führte; die Sprachpsychologie, im weitern Sinne Sprachtheorie überhaupt und die Physiognomik.

Wir haben gesehen, daß der Dichter dem Sprachvermögen die höchste Wichtigkeit für den geistigen Fortschritt eines Geschöpfes zuerkannte. Naturgemäß ging er also an den Fragen der Sprachpsychologie nicht interesselos vorüber. Einen tiefen Blick in die Seele und den innern Bau der Sprache hat Lambert getan. Sehr scharfsinnig weist er auf die große Ersparnis im Wortschatz hin, welche man teils durch eine den Verwandlungen der Sachen und

---

[44]) aus. B. 14, 166 f.

Begriffe, ihren allgemeinen Bestimmungen, Bezeichnungen und Verhältnissen analoge Veränderung der Wörter, teils durch festgesetzte besondere Wörter zu erzielen suchte, und bemißt die Vollkommenheit einer Sprache nach ihrer Möglichkeit, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zusammenzusetzen und abzuleiten, dergestalt, daß man aus der Struktur des Wortes seine Bedeutung verstehen könne.[45]) Die übrigen Exzerpte sind von sehr schwankendem Wert. Es finden sich darin Versuche, im Einklang mit den biblischen Erzählungen und menschlichen Altersstufen fünf Epochen in der Sprachentwicklung festzustellen. In das wertlose Gestein ist freilich wieder ein Körnchen Gold versprengt, wenn man Überreste der einheitlichen Ursprache in der Kindersprache zu finden glaubt, wird dabei jedoch behauptet, daraus ein „Lexikon der Vorwelt" konstruieren zu können, tritt die falsche Auffassung des an sich guten Gedankens sofort zutage.[46]) Unschwer ist auch die wissenschaftliche Bewertung eines grammatikalischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart mit „beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen", welches alle mit K beginnenden Wörter das Loch des Mundes oder jedes Hohle, ein Gefäß oder eine Decke bezeichnen läßt.[47])

Die gelehrte Torheit, auf welche die Deutschen hätten Monopol nehmen können, war im 18. Jahrhundert die Physiognomik. Jean Paul begegneten während seiner Lektüre zum größten Teil Lavaters Hypothesen freundliche Urteile. Die „Fragmente" lernte er im Auszug durch eine Rezension der a. d. B. kennen, welche jedoch gegen das kühne apriorische Konstruieren Stellung nimmt.[48]) Süßmäulig flötet Lavater selbst im Deutschen Museum einem weniger sanften Widersacher seine Entgegnungen ins Ohr, von denen sich

---

[45]) a. d. B. 4^2, 2, 5—9.
[46]) Deutsches Museum 1778 2, 245—250.
[47]) a. d. B. 23^1, 18.
[48]) a. d. B. 23^2, 318—336 f.

der Dichter etwa 18 Seiten abschreibt.[49]) Einem Aufsatz entnimmt auch Jean Paul die überraschende Weisheit, daß sich Maler, Dichter und Schauspieler zu entscheidenden Richtern über Physiognomik nicht eignen, weil sie über ihrem Interesse für allgemeine charakteristische Züge so gern die Individualität außer acht ließen.[50]) Ein endlich zu Lavaters Großtaten Bekehrter glaubt seine lange Verstocktheit nicht besser sühnen zu können, als wenn er im Deutschen Museum das Pulver auf die Kugel lädt und ernsthaft behauptet, daß die Bildung und Ordnung der Muskeln die Denkungs- und Empfindungsart eines Menschen bestimmt.[51]) Cramer erklärt hingegen, Deklamation und Physiognomik würden nie Wissenschaften werden, wie viele Folianten man darüber auch schriebe, denn die einzelnen Bestimmungen wären über dem, was die Sprache oder der Griffel ausdrücken könne.[52])

Den Anregungen, welche dem Dichter seine Lektüre auf psychologischem Gebiete vermittelte, stehen die auf ästhetischem und ethischem an Reichhaltigkeit nach. Das erste Werk einer systematisch durchgeführten Schönheitstheorie, mit welchem Jean Paul schon in Schwarzenbach bekannt wurde, weist ihn auf die intellektualistische Richtung der englischen Ästhetik und zwar auf jenes Stadium, da der von Shaftesbury behauptete „innere Sinn“ neben seiner praktischen Bedeutung eine theoretische als Organ des Ästhetischen im Menschen erhielt durch Francis Hutchesons: „Inquiry of the origin of our ideas of beauty and virtue“. Mit dem Eifer, welchen der Jüngling allem anziehenden Neuen entgegenbrachte, versenkt er sich in die Beweisführung des Engländers, daß jener innere Sinn von Gewohnheit, Erziehung, Beispiel unabhängig sei,

[49]) Deutsches Museum 1778, 1, 289—317.
[50]) Deutscher Merkur 1777, 4, 114f.
[51]) Deutsches Museum 1777, 2, 353—362.
[52]) Klopstock (In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa) Hamburg 1777; S. 107.

daß das Gefühl der Schönheit uninteressiert und verschieden sei von dem Verlangen nach ihr, daß es allgemein vorhanden sei, daß Wohlgefallen und Mißfallen auf der Vergesellschaftung der Ideen beruhten, daher streng von den Begriffen der Schönheit zu trennen seien. Auch tritt ihm hier das erste Mal jene für die deutsche Ästhetik im 18. Jahrhundert grundlegende Formel entgegen, welche das Prinzip der Schönheit in einer Einheit im Mannigfaltigen findet.[53]) In Diderots philosophischen Schriften wendet sich seine Aufmerksamkeit der Unterscheidung zu, die der Franzose zwischen relativer und absoluter Schönheit trifft, indem er, ausgehend von dem Grundsatz, daß ohne ein Schönheit empfindendes Subjekt keine Schönheit gedacht werden könne, die absolute als die gewissen Gegenständen in der Natur an sich zukommende, die relative hingegen als die den Werken der Nachahmung beigelegte definiert.[54]) Mehrere von den Bestimmungen Hutchesons über den Charakter des innern Schönheitsgefühls und Homes über das Große und Erhabne, welch letztere Jean Paul in einer Rezension der a. d. B. las,[55]) kehren bei Riedel wieder, jenem geständigen Kompilator, welcher nach Plünderung der gesamten ästhetischen Weltliteratur, die Ideen der Einzelnen häufig bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wiedergibt, die aufgenommene Speise als unverdautes Exkrement.[56]) Erst gegen das Ende seiner Studienzeit lernte Jean Paul Sulzers ästhetisches Lexikon kennen, dem er Bemerkungen über die Bestimmung der Tonhöhe, die physikalischen Grundbedingungen für die ästhetische

---

[53]) Franz Hutchesons Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend, Frankf. u. Leipzig 1762, S. 90—99, 15—17, 79—81, 77—79, 87 f., 32.

[54]) Phil. W. 1. Th. aus dem Französischen, Leipzig 1774, S. 277 f.

[55]) a. d. B. 2², 20—22.

[56]) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, Jena 1767, S. 16, 22 f., 37—39, 56 f.

Wirkung der Klänge und über den Einfluß des Lichtes auf die Malerei entnahm.[57])

Im 9. Bande der Exzerpte findet sich eine Anmerkung, welche uns über die Anschauungen unsers jugendlichen Denkers auf ethischem Gebiete ein abschließendes Bild gewährt. Diese für den Einfluß Leibnizens so ungemein bezeichnenden Zeilen leugnen den Dualismus zwischen Gut und Böse und mit heiliger Überzeugung tritt Jean Paul für die Lehre ein, daß unsere Welt die beste sei. Aber auch der unmittelbare Einfluß Mendelssohns ist darin unverkennbar. Der „Phädon" predigt, daß alle endlichen Geister ihre anerschaffnen Fähigkeiten entwickelten und vollkommener machten. Jeder Mensch vervielfältige die unaussprechlich große mit jeder Empfindung gewonnene Menge von Kenntnissen durch seine eigene psychische Tätigkeit. Zu gleicher Zeit aber entfalte und schule eine „unaufhörliche Geschäftigkeit" die ihm angebornen Fähigkeiten. Nur relative, nicht absolute Berechtigung erkennt Mendelssohn unserm Tadel über menschliche Unvollkommenheiten zu; in Wirklichkeit habe noch kein Dummkopf ohne ein einziges Merkmal von Verstand gelebt, noch kein Tyrann ohne einen Funken Menschenliebe. Wir erwürben vielmehr alle dieselben Vollkommenheiten und der Unterschied bestünde nur in dem mehr oder weniger. Selbst dem Gottlosesten sei es nie gelungen, seiner Bestimmung schnurstracks zuwider zu handeln. Sein Widerstreben, seine Hartnäckigkeit habe zum letzten Grund selbst einen angeborenen ursprünglich guten und nur durch unrechte Anwendung verdorbenen Trieb. Diese fehlerhafte Anwendung allein mache den Menschen elend und unvollkommen, aber die Ausübung des ursprünglich guten Triebes befördere auch wider seinen Willen den Endzweck seines Daseins. Auf solche Weise habe noch kein Mensch in dem wohl-

---

[57]) Allg. Theorie der schönen Künste usw., Leipzig 1775, 2, 23 bis 25, 159—61.

tätigen Umgange mit seinen Nebenmenschen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener verlassen hätte, als er ihn betreten hat.[58]) Nun vernehme man den Dichter:

„Die Volkommenheit des Menschen besteht in Entwikkelung, in Erhöhung seiner Kräfte. Die Ding' in der Welt, die sich sein Verstand vorzüglich vorstelt und seine Neigungen am meisten begehren, sind der Weg, sie zu entwikkeln. Jeder Mensch hat einen andern Körper, einen andern Geist, eine andre Wirkungssphäre — und eben deswegen auch ieder eine andre Art, sich zu vervolkomnen. — Die Menschen, die zu unvermögend sind, die feinen Angränzungen und Übergänge der Volkommenheit eines Geistes zur Volkommenheit des andern zu bemerken — zu kurzsichtig, um die genauen Fügungen des einen Glieds der großen Geisterkett' in's andre zu erkennen, haben diese in einem fortgehende Reihe getrent — die Kett' in zwei getheilt und die Eintheilung der Menschen in gute und böse ausgebrütet. Für den weniger Nachdenkenden mag dieses seinen Nuzzen haben. Nur mus man darauf nicht Wahrheiten bauen und schließen wollen, als wäre wirklich die Kette getrent. Der Gute vervolkomt sich, der Böse auch — dieser weniger, iener mehr. Dieser bildet diese Kräft' aus, iener andre. Der Böse vervolkomt sich auch — — Laß ihn z. B. geizig sein. Tag und Nacht wird er seine Seelenkräft' anstrengen, dieser Neigung genug zu thun — d. h. er wird listig, verschlagen, sorgsam sein. — Wird er nun nicht in etlichen Jahren seinen Verstand auf eine merkliche Weise geübt, alle die Ideen von den Dingen, die sich auf seine Neigung beziehen, mehr durchgedacht und kurz seine physischen und moralischen Kräfte mehr erhöht haben? Ja! er wird sogar hierinnen weiter gekommen sein, als der, der sparsam und also tugendhaft ist. Worinnen liegt aber der Fehler? Er überbildet gleichsam diese Seelenkraft — andre läßt er verrosten — seine Kräft' harmoniren nicht mit einander — diese Neigung unterhält er beständig und die Neigung, die mit dieser nicht bestehen kan, unterdrükt er — hier ist der Misklang. Unsre Glükseligkeit aber besteht darinnen, unsre Kräfte an den sich auf sie beziehenden Dingen zu äußern und durch diese Äußerung das Vergnügen, das der Schöpfer damit verknüpft hat, zu genießen. Für so verschiedne Gegenstände sind verschiedne Kräfte. Wenn aber die eine Kraft zu stark ist, so kan eine andre weniger wirken, so wird sie durch dieselbe eingeschränkt oder ganz unterdrückt und mit ihr das sie begleitende Vergnügen. Dadurch fühlt die Seel' einen Mangel des Vergnügens — sie dünkt sich unglücklich. Aber eben dieses macht sie wieder aufmerksam und reizt die unterdrükte Kraft zur Thätigkeit an; dadurch nun werden die Kräfte wieder in Harmonie gebracht. Jenes nent man Strafe, dieses die Besserung. Also ist der Mensch, der böse handeln mus, gar wol

[58]) Phädon S. 247—49.

der Strafe fähig — denn sie ist Arznei für die Seele, macht sie wieder volkomner. Es ist also dieses nicht Ungerechtigkeit von Gott, der aus Güt' alles in seiner besten Welt so geordnet hat, daß iedes Geschöpf volkommen werden mus. Umgekehrt aber würde keine Strafe den Bösen erst unglücklich machen — denn die unterdrükte Kraft würd' immer mehr vernachlässigt werden, und die übergebildete immer mehr wachsen und sich also s' Vergnügen dadurch einschränken. 'Ja! so ist doch der Gute noch volkomner, noch glüklicher als der Böse. Wenigstens ist er relativ unglüklich. Und dies sol der Schöpfer wollen?' — Ich geb's zu: er ist minder glüklich als der Gute — allein er genießt doch auch sehr viel Gutes. 'Er ist aber doch relativ unglüklich?' Recht — aber in wessen Augen? in seinen? — — keinesweges. — Denn er kent 's Glük des Tugendhaften nicht. Oder in des andern Augen? — was thut das ihm — So sind al die tausend Thier' relativ unglücklich — denn der Mensch ist viel glüklicher als sie. Und was hat denn der Sterbliche für Recht vom Schöpfer zu fodern, so glüklich must du mich machen — so glüklich im Anfange meines Seins? können wir alle Seraph's sein? Ist nicht Mannigfaltigkeit die Schönheit der Schöpfung? Weißt du, ob eine Welt vol ganz volkomner Menschen möglich war, ob die Guten ohne Vermischung mit Bösen noch Gute sein könten? — — Du siehst ia, wie der Menschenvater hier dem Bösen keine positiven Strafen, Strafen — die ihn noch mehr verunvolkommen [!] könten — auflegt — wie er dem Bösen eben die Sonne scheinen läßt, die er dem Guten! Und wenn alles Böse, dessen Nuzzen wir nicht kennen, aus dieser Welt verbannt sein sol — so sind al die physischen Übel Ungerechtigkeit des Schöpfers. Was haben die Thiere gethan, daß sie so viel leiden müssen? — Der räuberische Wolf erfült Gottes Absichten neben dem sanftmüthigen Lam und eben so der Böse neben dem Guten. Und wil Gott die Absicht, sol er die Mittel hassen? — — —"

Auch Leibniz hat ja dem Willen ein beständiges Streben nach dem Guten zuerkannt und es nur für einen Mangel an höherem Streben erklärt, wenn man sich auf sinnliche Genüsse zum Nachteil größerer Güter beschränke. Er hat also zwischen Gut und Böse auch keinen Gegensatz, auch nicht das Verhältnis des Positiven zum Negativen, sondern des Positiven zur Privation gefunden. Ohne Unvollkommenheit d. h. ohne Mangel an Vollkommenheit sah auch er die Welt für unmöglich an.

Dieser Schatz edler Ideen war der einzige Reichtum, den Richter seine unverdorbne Jugend mit auf den Weg gab. Aber erst leben und dann philosophieren! Voltaires Candide hat Leibnizens Optimismus nicht schnöder ver-

spottet, als das Schicksal den Jean Pauls; doch seine Satire war seine Rache dafür.

c) Die übrigen Grundlagen.

Jean Paul erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er 12 Jahre alt wurde, ohne von Geographie, Naturgeschichte, Astronomie und Arithmetik ein Wort zu wissen, daß er sich alle diese Kenntnisse erst mehrere Jahre später schriftlich und brockenweise aus der a. d. B. gesammelt habe. Er spricht hier natürlich von den Exzerpten. Nur war es Nicolais Schöpfung nicht allein, in der er die gewünschten Aufschlüsse vorfand. Dem Charakter der Aufklärung gemäß gab es wohl damals überhaupt wenig Bücher, aus welchen man nicht neben Philosophie und Gottesgelehrtheit auch etwas über Viehzucht und Obstbau hätte erfahren können. Immerhin war die a. d. B. in dieser Hinsicht für den Dichter von größter Bedeutung; denn nicht überall ließ sich einem einzigen Bande ebensogut eine Notiz über Essen und Trinken wie über die Historie des 17. Jahrhunderts entnehmen, oder über den Geist des Herrn Leibniz und den Nutzen der Raubtiere, über das Genie und seine Definition und über Meeräpfel mit Stacheln. Unglaublich ist es auch, was man sich aus den Reisebriefen Björnståhls,[1]) der die Wunder der italienischen Grotten nach Ellen maß, an Kenntnissen mannigfacher Art erwerben kann. Bald spricht er von den Gefahren derer, die in den Alpen wohnen, bald über den Ursprung der deutschen Wörter Halm und Haus, bald erzählt er eine Anekdote von Voltaire, bald liefert er eine kleine Abhandlung über eine eingeschobene Stelle im Johannisevangelium. Auch die „Neuen Mannigfaltigkeiten“ [2]) weisen zu gleicher

---

[1]) Jac. Jonas Björnståhls Briefe auf seinen Reisen etc. aus dem Schwedischen von J. F. Groskurd. III. Bd. 1. Heft, Leipz. u. Rostock 1779.

[2]) Neue Mannigfaltigkeiten. Eine gemeinnützige Wochenschrift mit Kupfern. Berlin 1774.

Zeit moralische Gedanken und solche über die Befruchtung der Pflanzen auf, aus einem „Handbuch für Kinder“ [3]) ließ sich Wissenswertes über die Größe der Welt, Undurchdringlichkeit der Körper und über die Augen der Insekten schöpfen, während Werke, die durch sinnige Naturbetrachtung zur Erkenntnis Gottes führen sollten, wie etwa „Die vornehmsten Wahrheiten“ des Reimarus [4]) oder Heinrich Sanders Schrift „Über Natur und Religion“, [5]) von der Haut unter den Füßen der Tiere, von dem Gewebe der Spinnen und der Ökonomie in der Natur handelten. Das nützlichste Buch, welches Jean Paul vielleicht während seiner Jugend las, sind Leonhard Eulers Briefe an eine deutsche Prinzessin [6]) gewesen. Sprach doch in diesen bescheidenen Bändchen der geniale Denker die große Idee aus, Licht und Elektrizität auf ein gemeinsames Grundprinzip, den Äther, zurückzuführen!

Alles, was Jean Paul während dieser Zeit von Werken einheimischer und fremdländischer Poesie kennen lernte, verdankte er wohl ausschließlich Vogels Bibliothek; denn Rennebaum sorgte schon dafür, daß in die des Hofer Gymnasiums kein Buch kam, welches nicht vorher getauft oder gefirmt war. Aber der Pfarrer hatte als Anhänger der alten Schule wenig Sinn für Dichtkunst. So fand die poetische Literatur auf seinen Repositorien wohl auch nur dort eine Unterkunft, wo gerade die theologische und philosophische eine Lücke ließ. In wissenschaftlichen Fragen konnte Jean Paul von seinem Freunde jederzeit Aufschluß erhalten, aber er hatte niemand, welcher ihn auf die Schön-

---

[3]) Handbuch für Kinder von reiferem Alter zur Bildung des Verstandes und Herzens, Nürnberg 1776.

[4]) Die vornehmsten Wahrheiten der nat. Religion in zehn Abhandlungen auf eine Art gerettet und erklärt von H. S. Reimarus, Hamburg 1755.

[5]) Über Natur und Religion für die Liebhaber und Anbeter Gottes v. Heinrich Sander, Leipzig 1779.

[6]) Briefe an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und Philosophie; aus d. Frz. 1. u. 2. Theil 2. Aufl., Leipzig 1773; 3. Theil Petersburg, Riga u. Leipzig 1776.

heiten eines unserer hervorragenden Schriftsteller aufmerksam gemacht hätte; auch fiel ihm kein Buch in die Hände, welches einzelne Dichtungsgattungen eingehend behandelt und über die darin vorwaltenden Kunstprinzipien Licht verbreitet hätte, wie etwa die kritischen Arbeiten Lessings, Gerstenbergs, Herders. Über Klopstock las er Cramers Lobhudeleien,[7]) aber solche Erzeugnisse eines literarischen Byzantinismus haben von jeher das Verständnis für große Geister mehr beeinträchtigt, denn gefördert. So mußte die autodidaktische Bildung des Dichters naturgemäß ihren Kurs nach dem Fahrwasser einhalten, in welches sie geraten war, und alle poetischen Anregungen wurden durch die Masse der heterogenen so gut wie erstickt. Von furchtbarer Geschmacklosigkeit zeugen daher eine wahllose Abschreiberei ganz sinnloser Gedichte und einige selbständige Bemerkungen. Theologie und Philosophie sind das eiserne Hemd, welches der Dichter nicht abzustreifen vermag, und welches ihn zu keinem freien Genuß eines künstlerischen Reizes gelangen läßt. Vielleicht kann man es zugunsten einer gewissen Empfänglichkeit für Naturschilderungen deuten, daß uns unter den Exzerpten oft Verse aufstoßen, welche die Schönheit des Morgens feiern, oder daß Richter zu Herders Abhandlung über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts äußert: „Wenn man oft auch bei'm V.[erfasser] strenge Warheit vermißte, so ist doch das Stük als lebendiges Gemälde des Morgens betrachtet, herlich.“ [8]) Aber spricht so ein Jüngling, in den der helle Strahl einer großen künstlerischen Idee zündend fiel, oder vielmehr ein Pedant, welcher sofort bei der Hand ist, nach dem Ellenmaß der Logik zu stutzen, was über das Dutzendgehirn eines Alltagsdenkers hinausragt? Dann wundert es uns freilich nicht, wenn der Dichter die Lieder der Karschin gleich eifrig bucht wie die eines Kleist, Bürger, Claudius

---

[7]) Klopstock, In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa, Hamburg 1777.

[8]) 11. Heft.

und der Beiträger zu Voß' Blumenlese?[9]) Was ihn aber nun gar in Sammelwerken des Abschreibens wert dünkte, übersteigt schon alle Grenzen der Erträglichkeit. Man begnüge sich mit wenigen Beispielen; denn es wäre ein Verbrechen, durch Anführung vieler jene unschätzbaren Perlen deutscher Poesie aus dem Meer der Vergessenheit zu heben. Den „Neuen Mannigfaltigkeiten" entnimmt er ein „Herausforderungslied", worin ein russischer Grenadier vor Mut und Wut rein explodiert, dem „Deutschen Museum" einen Nachruf auf Linné, welcher den großen Forscher auch im Jenseits noch seine Tätigkeit im Klassifizieren von Geistern höherer Erhabenheit fortsetzen läßt; im Leipziger Musenalmanach[10]) gefallen dem Gymnasiasten einige freie Rhythmen, worin der Poet sein Mädchen „Abendschlummer schlummern" läßt. Wie er Klopstocks Oden wohl nur aus Cramers Fragmenten kennen lernte, so Ramlers aus einer Rezension der a. d. B.; ebendort findet er auch eine Stelle aus N. D. Giesekes „Versuch vom Gebete", welche das ganze Universum kreisen läßt, um Spinozas Vorstellung von Gott zu gebären, ferner den Schluß einer erhebenden Hymne „an H**, als er nach Astrachan ging, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten".

Vogels Rationalismus ist es wohl anzurechnen, wenn in den Exzerpten von größeren Prosawerken meistens nur solche angeführt werden, welche den Jüngling immer wieder mit der Theologie oder Philosophie in Berührung brachten. In der Rehauer Bibliothek fehlte natürlich der „Sebaldus Nothanker" nicht, der „Goldne Spiegel" scheint das einzige Werk Wielands, die „Erziehung des Menschengeschlechts" das einzige Lessings gewesen zu sein, welches Jean Paul von dort erhielt, und Musäus' „Physiognomische Reisen" setzten ihn wieder auf das Steckenpferd Physiognomik. Nach dem erwähnten greulichen Billet an Otto muß er auch schon in

---

[9]) Poetische Blumenlese fürs Jahr 1777 herausg. v. Joh. H. Voß, Hamburg.

[10]) Leipziger Musenalmanach aufs Jahr 1776, Leipzig.

dieser Zeit Sternes „Sentimentale Reise“ gelesen haben; die Exzerpte liefern dafür keinen Beleg. Am Schluß seiner Gymnasialstudien tritt ihm zum erstenmal jener Schriftsteller entgegen, welcher für sein späteres Schaffen von großer Bedeutung werden sollte: Hippel in seinen „Lebensläufen“. Doch fehlte Jean Paul jetzt sicherlich noch das Verständnis für die poetischen Vorzüge des Romans, welcher vielmehr durch die feinen psychologischen Beobachtungen auf ihn wirkte. Es finden sich davon auch einige im 10. Heft verzeichnet, darunter solche über die „Einbildungskraft“, welche gleichzeitig in eine Denkübung aufgenommen wurden, so daß von dieser Seite der erste Einfluß Hippels auf Jean Paul stattfand, wie Czerny[11]) richtig erkannt hat.

In der geschmackvollen Umgebung von einem „Handbuch für Kinder“, Duschens „Briefen“ und den Gedichten der Anna Luise Karschin weist das 3. Exzerptenheft den Werther auf. Also noch im Elternhause las der Sechzehnjährige jenes Werk, welches die deutsche Jugend der Zeit aus einem Tränenbad ins andere stürzte. Nun für Jean Paul hätte Goethe jene warnenden Worte dem zweiten Teil nicht voranzuschicken brauchen. Ohne Verständnis für die Welt der Leidenschaft, welcher der Held angehört, für dessen Individualität, für die innige Übereinstimmung zwischen Natur und Seele, wird dem Pfarrersohn der Roman zu einem psychologischen Lehrbuch allgemeinen Charakters. „Süße Schwärmereien“ nennt er Werthers tiefes Versenken in Ossian, und aus jener gewaltigen Stelle, da beim Anblick der brausenden Wasserflut im Herzen des gebrochenen Menschen alle unterdrückten Leiden emporwallen, der Held in den tosenden Abgrund „hinabatmet“ und den Fluß vom Boden heben möchte, aber wieder dumpf in sich zusammenbricht mit den hohlen Worten: „meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen — ich fühl's!“ — aus dieser Stelle hat Jean

[11]) Johann Czerny: Sterne, Hippel und Jean Paul. Ein Beitrag zur Geschichte des humoristischen Romans in Deutschland. 27. Bd. von Munckers Forschungen, Berlin 1904, S. 41.

Paul glücklich „Empfindungen zu Nachts bei starken Überschwemmungen“ herausgelesen.[12]) In Engels „Philosoph für die Welt“, den er schätzte, weil darin „viel, viel Vortreffliches zusammengedrängt“ war, fand ein Jahr später der Gymnasiast eine Abhandlung über Werthers Charakter.[13]) Aber konnte ihm die tiefe Dichtung ein Urteil erschließen, welches ihr den größten Vorwurf darin machte, daß sie die Fehlschlüsse nicht als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe nicht als irrig, die falschen Gründe nicht als falsch und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen nicht als wirklich verwerflich zeigte? Liegt kein Irrtum in den Jahren vor, so hat der Dichter in Hof den Werther wieder gelesen und zwar mit dem gleichen ästhetischen Empfinden als das erste Mal. Wir entnehmen dies seinen eigenen Worten: „Daß ich keine Liebe suchte, obwohl den Werther las, kommt von Beschäftigung.[14]) Ja, die löbliche Beschäftigung, den Augiasstall der Orthodoxen zu reinigen, versagte dem feinfühlenden Jüngling einen reinen Genuß am größten Kunstwerk seiner Zeit.

Wir sprachen bisher nur vom Werther. Zu Klopstocks lebendiger Schilderung der ewigen Höllenstrafen leistet sich der unverbesserliche junge Theologe die Anmerkung: „Man verwechsle Poetisch schön und war nicht mit dem an sich waren — vorzüglich bei dieser Stelle!“[15]) Und nun gar Shakespeare! Gleichzeitig mit Campes Kinderbibliothek und kurz vor seinem Austritt aus dem Gymnasium las ihn Jean Paul in Eschenburgs Prosaübersetzung. Mit wahrhaft elementarer Gewalt muß ihn der größte aller Menschenkenner hingerissen haben, denn im 10. Exzerptenheft sehen wir das tiefsinnige Paradoxon des Engländers „Manche Menschen

---

[12]) Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig 1775, S. 172f.

[13]) Der Philosoph für die Welt, herausg. v. J. J. Engel, I. Th. Leipzig 1775, S. 20ff.

[14]) F. 10: Biographie „Hof“.

[15]) Deutsche Chrestomatie für Jünglinge usw. Leipzig 1777, (11. Heft).

haben nicht einmal Tugend genug zu den Lastern, auf die sie schelten" [16]) dergestalt auf dem Seziertisch liegen:

„Jedes Laster ist eine Tugend; zur unrechten Zeit, am unrechten Ort' und in unrechtem Maß' angewandt. Geiz ist die Tugend der Sparsamkeit — über ihre Gränzen getrieben. — Das Gute gewisser lasterhafter Handlungen kan, wenn man 's Böse, das sie begleitet, abrechnet, die Güte einer tugendhaften Handlung übertreffen, welche zwar nicht mit soviel Bösem, wie die lasterhafte vermischt ist, aber auch nicht soviel Gutes hat. — Jede Handlung ist eine Mischung vom Bösen und Guten. Je nach dem eines die Oberhand behält, wird die Handlung benent. Eine lasterhafte Handlung ist deswegen nicht ganz böse: sie ist nur mer bös als gut. — Das Gute einer lasterhaften Handlung kann = 4 sein, und 's Böse derselben = 5. Ferner; das Gute einer guten Handlung ist = 2 und s' Böse derselben = 1 ½. In iener ist offenbar mer gutes als in dieser, aber auch mer böses. Dieses recht erwogen, kan man also wol den paradoxen Saz des Shakespar's gelten lassen."

Nun, Gott sei Dank! Uns scheint diese gewiß gründliche Prüfung selbst ein Paradoxon zu sein, für welches jedoch eine auch noch scharfsinnigere Beweisführung kaum eine Entschuldigung aufbrächte.

Damit sind die Themen der Exzerpte keineswegs erschöpft. Das konnte auch unsre Aufgabe nicht sein. Aber aus dem bunten Knäul haben wir Fäden entwirrt, aus welchen sich Jean Paul mit Bienenfleiß jene jugendliche Weltanschauung wob, welche seine ersten schriftstellerischen Versuche trägt, mit deren Betrachtung wir die Darstellung von des Dichters dornigster Bildungsfahrt schließen wollen.

---

[16]) Wilh. Shakespeares Schauspiele. Neue, verbesserte Auflage. Sechster Band. Mannheim und Straßburg 1778. S. 329. Das Zitat Jean Pauls gibt nicht den Wortlaut, sondern nur den Gedanken der Stelle wieder, in der Timon entrüstet dem Apemantus zuruft:

„If thou hadst not been born the worst of men,
Thou hadst been a knave and flatterer." (Timon of Athens IV, 3.)

6. Die ersten schriftstellerischen Versuche.

In seiner Selbstbiographie gedenkt Jean Paul einer logischen Ergründung des Hörens und Sehens als seines ersten schriftstellerischen Versuchs. Er hatte sie in ein Oktavbüchlein geschrieben und erinnert sich, daß sie dem Vater wohlgefiel. Von dieser Untersuchung ist nichts erhalten; doch finden sich im Nachlaß alle während der Gymnasialzeit des Dichters entstandenen Aufsätze, ja sogar zwei Schulreden werden unser Bild von Jean Pauls erster Entwicklungsepoche vollenden helfen.

„Übungen im Denken“ hat er diese jugendlichen Arbeiten genannt, zu welchen ihn, wie wir sehen werden, seine Lektüre anregte. In drei Heften hat er sie niedergeschrieben; das letzte reicht mit seinem Inhalt bis an die Schwelle der Universität, das erste, datiert aus dem November 1780, weist zwei Aufsätze des Jahres 1779 und fünf des folgenden auf. Engels „Philosoph für die Welt“ entnahm er das Motto: „Schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich, und wäre sie's nicht: warum säh'n wir aus ihrem Schoße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?“ Es soll der Selbstzufriedenheit des in die Tiefen der Erkenntnis verlornen Denkertums Ausdruck verleihen. Am 29. November 1780 ist dem Heftchen folgende „Anzeige“ vorangesetzt worden: „Diese Versuche sind blos für mich. Sie sind nicht gemacht, um andre etwas Neues

zu leren. Sie sollen mich blos üben, um's einmal zu können. Sie sind nicht Endzwek, sondern Mittel — nicht neue Warheiten selbst, sondern der Weg, sie zu erfinden.

Ich werde mich hier oft widersprechen, manches da für war und dort für falsch erklären. Aber man ist ein Mensch — und nicht immer derselbe.

Es wird oft gezweifelt werden — entweder weil die Einsichten mangeln — oder weil's überhaupt besser ist, gar nichts als falsches zu glauben. Noch einmal also: es ist blos Übung.

Jedes Monat enthält sechs Bögen und ieder Band drei Monate. — Am End' iedes Bandes folgen Zusäzze, oder — wenn man's so nennen wil — Verbesserungen."

Also mehr, vielmehr sollte geschrieben werden als tatsächlich wurde, aber nicht ernst zu nehmen ist der liebe Jean Paul. Wir werden auch den angekündigten Mangel an Folgerichtigkeit durch mehre Stellen bestätigt finden.

Schon der Stil des Ganzen widerspricht der bescheidenen Voranzeige. Manche seiner Behauptungen erläutert der Dichter durch Fußnoten, die seinen Ideenlauf mit einer Ausführlichkeit aufdecken, welche uns daran zweifeln macht, Jean Paul habe dies alles nur für sich geschrieben. Mit seinem Ich tritt er überall in der Darstellung stark in den Vordergrund und bezieht entgegengesetzte Ansichten gern als Einwürfe auf sich: „Überhaupt trift mich dieser Einwurf gar nicht." — „Es trift aber zu." „Ja! eben dieses Zutreffen zeugt für mich", oder „Man mache mir hier keinen Einwurf!". Freilich ist damit die ursprünglich beabsichtigte Veröffentlichung noch nicht erwiesen, denn einzelne Bemerkungen in den Exzerpten erwecken ja auch den Anschein, sie wären für weitere Leserkreise bestimmt.

Die erste im August 1779 entstandene Abhandlung „Wie unser Begrif von Got beschaffen ist",[1]) scheint mir durch die schon oft erwähnte „Neue Apologie

---

[1]) Übungen im Denken. Erster Band. November 1780 (Nr. 1).

des Sokrates“ angeregt worden zu sein. Eberhard zeichnet darin den Weg vor, auf welchem wir zum Begriff der Unendlichkeit Gottes gelangen. In einem ungebildeten Kopfe lasse sich dieser Begriff nicht so leicht entkörpern, da hier bei einer sinnlichen Unendlichkeit stehen geblieben und höchstens eine sinnlich begrenzte Ausdehnung gedacht werde. Zur richtigen Erkenntnis der Unendlichkeit und Einheit Gottes vorzuschreiten, sei erst das Werk fleißiger Übung und unermüdeten Nachdenkens, wozu wieder Fähigkeit und Gelegenheit zum Unterricht gehöre. Nur nach dem Maße, wie wir diese benutzt haben und benutzen konnten, werden unsere falschen Vorstellungen von der Gottheit strafbar sein, die Größe des Gegenstandes unserer Irrtümer werde dabei nur insofern in Betracht kommen, als Dinge von großer Wichtigkeit auf unsern Fleiß mehr Anspruch erheben, als solche von geringerer.[2])

Der Mensch könne sich Gott in seiner Unendlichkeit nicht denken, beginnt Jean Paul, jeder Begriff werde durch die äußern Sinne oder durch die innern Sinne vermittelt, erklärt er als Empirist. Aber beide Arten von Erkenntnisquellen können, da sie endlich begrenzt sind, keinen Begriff von der Unendlichkeit verschaffen. Wir vermögen überhaupt nichts Schrankenloses zu denken. Um Gott sich vorzustellen, müßte man unendliche Kräfte haben, d. h. selbst unendlich sein. Durch Zusammendrängen unsrer geistigen Vollkommenheiten und Weglassen unsrer Mängel und Unvollkommenheiten, bilden wir uns unsern Gottesbegriff. Danach wird der Schöpfer vielleicht ein eingeschränktes, aber doch höheres Wesen sein als wir selbst, und je höher ein Geist steht, desto näher wird auch jenes ideale Bild seinem Urbild kommen; erreichen wird es dasselbe nie. Ein höheres Wesen würde darum eine Abgötterei begehen, wenn es sich mit unsrer Vorstellung von Gott begnügte, weil es sich von ihm eine höhere verschaffen

---

[2]) Eberh. a. a. O. S. 205—212.

kann, das niedrigere Geschöpf aber wird seines beschränkteren Gottesbegriffs wegen nicht sündhaft sein. Ein „Gott kann alles“, „Gott weiß alles“ beweist noch nicht, daß wir den Begriff des Allmächtigen ganz erschöpfen; denn dies „alles“ ist nur ein dunkler Begriff. Lösen wir ihn auf, so ergibt sich, daß wir unter dem „alles“ — „dem Begreifen nach, nicht nach den Worten, denn viel Wort sind für uns sinlos“, meint streng nominalistisch Jean Paul — nur das verstehen, was wir nicht können. Unser Vergnügen an einem Bild von Gottes Unendlichkeit beruht eben auf der Vorstellung von Vollkommenheiten. Jedem Wesen muß demnach im Vergleich zu einem andern seine Vorstellung von Gott in dem Maße ein höheres Vergnügen bereiten, als es die Denkkräfte des andern übertrifft. Daher kann sich aber auch nur Gott allein als wahrhaft unendlich erfassen und muß also aus dieser Erkenntnis auch unendliches Vergnügen schöpfen. Er kann sich kein größeres Wesen als sich selbst denken, da er alle Vollkommenheiten, aber keine Mängel besitzt, durch deren Weglassung er zu einem höheren Ideal gelangte. Nicht ganz zwei Jahre später fand der Aufsatz in den Augen seines Verfassers keine Gnade mehr. „Ich halte,“ schreibt der Dichter im Frühjahr 1781, „diese ganze Abhandlung iezt für ser unvollkommen, sowol in Rüksicht der Sachen, als vorzüglich der Sprache. Das unpolirte, undeutsche, sieht man ihr sogleich an.“ Die von ihm aufgestellte Behauptung, wir könnten auch deswegen keinen erschöpfenden Begriff von Gottes Unendlichkeit haben, weil unsre innern Sinne nur endlich wären, bezeichnet er jetzt als falsch: „Erstlich ist's nicht genau, von vielen innern Sinnen zu sprechen,“ bemerkt er ganz richtig, „ferner es solt' heißen: wir erlangen auch deswegen keine rechte Vorstellung von Got, weil unsre Sele selbst nicht unendliche Fähigkeiten oder Kräft' hat und also durch's Anschauen ihrer Selbst nur einen ser eingeschränkten unvolkommenen Begrif bilden kan.“ [3])

[3]) Übungen im Denken. Erster Band. Mai 1781 (Nr. 3).

Der zweite Aufsatz: „Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Säzzen“ sucht unser Glauben von Irrtümern zu begründen und ist ebenfalls im August 1779 entstanden. Wahrheit und Nichtwahrheit läßt sich objektiv genommen nicht in Harmonie bringen, wohl aber in Beziehung auf dasselbe Subjekt. Ausgehend von dem charakteristischen Merkmal aller Wahrheiten, nämlich einer unauflöslichen Verkettung derselben untereinander, ferner von der Tatsache einer Vermischung wahrer und irriger Elemente in unserm Vorstellungsleben, schließt Jean Paul auch auf das notwendige Vorhandensein jener allem Wahren eigentümlichen Verbindung in unserm Fürwahrhalten der Vorstellungsinhalte. Es müsse demnach die Lücke, welche das Falsche in jene harmonische Kette reißt, hier auf eine Art ausgefüllt werden, soll der Irrtum nicht gleich bemerkt werden. Die Verbindungsweise selbst aber weiß der Dichter noch nicht anzugeben. Erst in den Verbesserungen, welche das 3. Heft der Denkübungen zu diesen Erstlingsarbeiten bringt, erklärt er, die Art, wie der Mensch das Wahre mit dem Falschen verbindet, ohne den Widerspruch zu fühlen, jetzt leicht zu begreifen: „Erstlich denkt er selten eine lange Reihe von Warheiten mit einander durch, so daß er z. B. merken könte, der erste meiner Säzze widerspricht dem lezten; sondern gemeiniglich glaubt er den einen Saz, one sich's einfallen zu lassen, auch den entgegengesezten zu behaupten. Könten wir unser ganzes Warheitssystem auf einmal übersehen, so würden wir all' unsre Widersprüche mit leichter Müh' entdekken. Ferner, wir merken diese Widersprüch' auch deswegen nicht, weil wir die Vorstellung, die wir von einer Sache haben, nicht genau genug betrachten und in ihre Teil' auflösen. Vorzüglich viel trägt hiezu die Sprache bei. Wir denken oft mer Wort' als Ideen. — Diese Worte verbinden wir auf eine vage Weise mit andern widersprechenden Ideen, one den Widerspruch zu bemerken. Unser Irtum besteht also in der Meinung mer zu denken,

als wir denken." Jean Paul sieht ganz richtig die Ursachen für unser Glauben von irrigen Sätzen einmal in der durch Kombination verdunkelten Evidenz der einzelnen Wahrheiten, im Mangel an logischem Denken, in der Unvollkommenheit unserer Sprachen, vergißt aber einen wichtigen Grund: den eignen Willen, den eignen Wunsch, welcher so oft der Vater unserer Gedanken wird. Als Schlußfolgerung zieht der Dichter aus seiner Untersuchung zunächst die Forderung der Toleranz. Da ein Irrender seinen Irrtum für wahr hält, habe man ihm mit größter Nachsicht zu begegnen; denn er sei ja ebenso tugendhaft wie der, welcher wahr glaubt, nur die Form sei verschieden. Ferner müsse man bei Bekämpfung der Irrenden nicht etwa einen einzigen falschen Satz angreifen, sondern ihren ganzen Gedankenbau umstürzen, weil sie mit jeder wahren Idee eine falsche Nebenidee verbänden, die wahren Sätze nach den falschen modifizierten.

Die im Heft folgenden Übungen, von denen sich die beiden ersten mit Fragen der Mechanik, die beiden letzten mit solchen der Naturphilosophie beschäftigen, sucht Spazier[4]) auf einen Einfluß Bernhard Hermanns zurückzuführen. Da aber dieser, wie aus seinen Briefen an Otto hervorgeht, seine naturwissenschaftlichen Arbeiten streng geheimhielt, so ist Spaziers Annahme hinfällig. Mir scheinen vielmehr alle diese Aufsätze nur wieder durch die fleißige Lektüre des Gymnasiasten angeregt worden zu sein.

Wohl im September 1780, in dem Monat, da die Untersuchung „E i n D i n g o h n e K r a f t i s t n i c h t m ö g l i c h" niedergeschrieben wurde, studierte Jean Paul Eberts „Naturlehre für die Jugend".[5]) Der Verfasser erklärt darin auch Wesen und Gesetze der Reaktion. Ein Körper könne nur deswegen in einen andern wirken, weil ihm dieser widerstrebe; wäre dies nicht der Fall, wäre auch alle

---

[4]) Spazier a. a. O. 1, 140 f.

[5]) Naturlehre für die Jugend, Leipzig 1776, 1, 32.

Wirkung unmöglich. Wenigstens nimmt der Dichter diese Stelle in seine Ausführungen auf, indem er nachweist, daß der kleinste Teil einer Materie nicht nur der Kraft bedürfe, wenn er zusammengesetzt, sondern auch, wenn er einfach sei; ohne Kraft wäre er nämlich in diesem Zustand mit der ganzen Welt außer Verbindung gesetzt, da kein Ding auf ihn wirken könne; denn dann müßte er doch wenigstens Rezeptivität haben, weil in ein Ding nur zu wirken sei, wenn es entgegenwirke; aber diese Rezeptivität wäre ja selbst Kraft und der Voraussetzung also zuwider.

Da sich Jean Paul in seinem nächsten Aufsatz „Ist die Welt ein perpetuum Mobile? Ein Fragment" auf eine Stelle in Björnståhls Reisebriefen bezieht, so scheint mir der unmittelbare Anschluß dieser Denkübung an die gleichzeitige Lektüre außer Frage zu stehen. An die Untersuchung sollen keine streng wissenschaftlichen Forderungen gestellt werden: „Ich habe zu wenig Kenntniss' in der Mechanik," erklärt der Dichter, „um diesen Saz auseinandersezzen zu können. Ich wil aber doch nur die Gründ' angeben, die mich veranlassen, diese Frage zu beiahen." Er wendet sich gegen die Annahme, die Kräfte müßten aufhören oder abnehmen, wenn sie nicht Gott in gleicher Tätigkeit erhielte. Da jeder Abnahme einer Kraft eine Zunahme der andern, in welche sie wirkt, entspreche, so bleibe immer eine Summe, wenngleich sich das Verhältnis der Teile gegeneinander ändere. Für sich könne keine Kraft geringer werden, denn begegnete ein in Bewegung befindlicher Körper keinem Widerstande, so bewegte er sich ununterbrochen fort. Selbst bei Einwirkungen zweier Kräfte in entgegengesetzter Richtung nehme keine ab, weil beide einander ersetzten, was sie durch wechselweise Abgabe verlören. Mit aller Entschiedenheit tritt hier also Jean Paul, als Schüler Leibnizens, für das Gesetz von der Erhaltung der Energie ein. Die Ursache, weshalb ein perpetuum mobile noch nicht

erfunden wurde, sieht er in der Unmöglichkeit, etwas auf dieser Welt von äußerer Einwirkung isolieren zu können. Die Erfindung eines perpetuum mobile sei nicht wahrscheinlich, aber wohl möglich. Damit tritt er Björnståhl entgegen, der solches im dritten Band seiner Reisebriefe bestritt.

Nach ihrer Anordnung im Heft zu schließen sind die beiden besprochenen Aufsätze vom Dichter als zusammengehörig betrachtet worden, wenngleich der letztere erst im Oktober geschrieben wurde, somit nach dem folgenden entstanden ist, welcher das Datum des Septembers trägt. „Was algemeines über's Physiognomiren“ ist der Titel der Untersuchung, welche uns an Jean Pauls Interesse für Lavaters Erfindung gemahnt. Wir erinnern uns auch unwillkürlich jener Rezension der „Physiognomischen Fragmente“, die den kühnen a priori Konstruktionen des Werkes widersprach, wenn der Dichter die Physiognomie als eins der schwersten Studien hinstellt und fortfährt: „Leicht läst sich's wol a priori davon räsonniren, aber schwer ist's, selbst Erfahrungen anzustellen.“ Andrerseits stoßen wir auf die Ansicht Cramers, welcher der Physiognomie ihre wissenschaftliche Vervollkommnung abgesprochen hatte, da sie über der Sprache stünde, wenn die Hauptschwierigkeit in dem Mangel an zutreffenden Bezeichnungen für die einzelnen Gesichtsausdrücke gefunden wird: „Diese Wissenschaft, wie [sie] Lavater bearbeitet, ist völlig neu. Wäre sie älter, so würde man mehr Wörter dazu haben und dan wäre sie überhaupt viel leichter zu vervolkomnen.“ Jahrhunderte, ja Jahrtausende braucht nach Jean Paul die Physiognomie zu ihrer völligen Ausgestaltung. Eine andere Schwierigkeit liege auch in dem Umstand, daß sich manche Lagen der Menschen, in denen man viel aus ihren Zügen lesen könnte, gänzlich der Beobachtung entzögen. Der Dichter empfiehlt daher zunächst mehr aus Handlungen aufs Gesicht zu schließen als umgekehrt; wenn man die Mienen der Menschen, welche die



einzelnen Handlungen begleiten, scharf beobachtete, könnte man endlich dort, wo sich die eine oder andre Miene wiederfände, auf diese oder jene Handlung, ja sogar auf die vergangne und zukünftige schließen.

Aus dem Anfang der ersten Denkübung sprach ein Schüler Lockes, die sechste und siebente konnte nur ein Schüler Leibnizens schreiben. Beide sind im November entstanden, zweifellos um die Zeit, da Jean Paul die „Philosophie der Natur“ las, welche mit Überschwenglichkeiten lächerlichster Art von der Stufenfolge der Dinge sprach. Wie sehr der Dichter von dieser Weltharmonie eingenommen war, zeigt bereits die sechste Abhandlung „Unsere Begriffe von Geistern, die anders als wir sind“ ganz deutlich. Freilich bewahrheitet sich auch hier wieder die in der Voranzeige prophezeite Inkonsequenz des jugendlichen Denkers; denn wenn gleich im Eingange erklärt wird, unsere Begriffe von Geist und seinen Kräften seien auf höhere Geister nicht übertragbar, da unser Geist in allen seinen Wirkungen vom Körper abhänge, so nimmt sich diese Betonung des influxus physicus im Munde eines unbedingten Anhängers Leibnizischer Philosophie recht sonderbar aus. Aber er schlägt bald um. Alle unsere Vorstellungen vom Tier bis zum Engel und Schöpfer seien die von einer Menschenreihe. Das Tier dächten wir uns als Menschen auf seiner untersten Stufe, den Engel als einen veredelten und Gott als den vollkommensten Menschen. „Es ist war, in der Natur geschieht kein Sprung,“ sagt der Dichter im Sinne des Kontinuitätsgesetzes. „Der Engel, der an mich angekettet ist, wird mir also auch in vielen [!] änlich sein müssen. Aber die unterste Pflanz’ ist auch an den Newton angekettet. Sind sie aber deswegen nicht verschieden? Die Natur macht keinen Sprung; aber ist nicht die tausendste Stufe von der ersten verschieden?“ Man habe sonst die ganze Schöpfung in Geist und Materie eingeteilt. Leibniz habe erwiesen, daß es gar keine Materie gebe, daß alles Geist sei, nur

durch Stufen voneinander verschieden. „Vielleicht gibt's Wesen, die sich gegen uns verhalten, wie wir uns zur Materie, die uns so zu sagen für Materie halten. Recht betrachtet ist dieser lezte Gedanke nicht übertrieben, man mus aber ein Leibnizzianer sein," erklärt Jean Paul ganz offen Farbe bekennend.

„Aber was sollen wir vom unendlichen Geiste denken?" schließt der Aufsatz pathetisch. „Wir begreifen kein Wesen in der Schöpfung, der unterste fülende Atom ist uns unerforschlich, der höhere Geist kan ihn mer begreifen, und wird desto mer staunen — wir kennen uns selbst nicht — und dich — o! den zu denken des Seraphs tiefblikkender Verstand bebt — dessen Unergründlichkeit der Stof des Forschens für ganze Schöpfungen Geister durch Ewigkeiten, durch — unermesliche Ewigkeiten durch sein wird — — und dich solte der schwache Menschenwurm zu denken sich erkünen? Nein — dich anbeten, dich lieben wird er; dies ist sein Vermögen und weiter keins. Got hat gewis Eigenschaften, die wir nicht kennen — er zeigt sich uns auf dieser Erdenwelt nur von einer Seite; von welcher wird er sich in der künftigen zeigen? — Wir geben ihm die Eigenschaften in unendlichem Grade, die wir an uns finden — — allein giebt's keine Wesen, die andre Eigenschaften als wir haben, und die Got auch in unendlichem Grade zugeschrieben werden können?"

In die Ideenkreise der Leibnizischen Philosophie mit ihren immateriellen Substanzen und ihrem Entwicklungssystem fällt auch die siebente Abhandlung: „Wie sich der Mensch, das Tier, die Pflanz' und die noch geringern Wesen vervolkommen."

„Alles ist Sele," sagt Jean Paul, „aber eine Sel' ist nur besser als die andre. Vom Menschen bis zum unförmlichen Kiesel herab herrscht Vervolkomnung Seiner selbst. In ieder Minute seines Daseins leidet iedes Ding Veränderung — entweder es wirkt, oder es leidet. Durch beides wird's anders, als es vorher war — beides entfaltet

seine Kräfte, strengt sie an — kurz vervolkomnet sie. Iedem Ding' ist in der Welt seine Dauer und eben deswegen auch der Grad von Volkommenheit bestimt, den's erlangen kan. Iedes Ding in der Welt entwikkelt sich anders, als das andre — weil iedes von iedem verschieden ist. Iedes fängt von [!] unmerkbar Kleinen an: und steigt almälig entweder zum Menschen, oder zum Tier oder zur Pflanz' u. s. w. hinauf — iedes steigt aber in Ewigkeit fort. Herlich sind diese Aussichten!" Die Betrachtung beginnt mit dem Menschen. Unmerklich und für die Einbildungskraft fast unbestimmlich sei dessen Anfang. Er war bereits als Samentierchen im Adam da. „Ich lebt' auch im Adam schon — aber wie? wie klein? — ich begreif's nicht. Solt' ein Samentiergen aber eine so lange Zeit, bis der Punkt des Befruchtens kam, müßig zugebracht haben? nach einem Jarhundert eben das gewesen sein, was es vorher war? Nein! Es wurd' auch als Samentiergen volkomner." Jede Entwicklung der Samentierchen, in denen es auch mit verhüllt war, förderte auch seine Entwicklung, schließlich erfolgt die Befruchtung und es wird zum Embryo. Rasch schreitet jetzt die Weiterentwicklung fort zum Kind, Knaben, Jüngling, Mann! Vom Anfang seines Daseins war jeder Zustand des Menschen besser als der vorhergehende. Aber nun scheint ein Stillstand einzutreten, ja sogar Rückschritt; denn der Greis wird wieder zum Kinde. Aber dies sei eben nur Schein. Es will nicht viel heißen, wenn sich Jean Paul zur Begründung seiner sonderbaren Behauptung darauf beruft, es gäbe auch Greise, die an Geistesstärke blühende Jünglinge überträfen. Doch er gesteht die Abnahme der Geisteskräfte zu. Daran sei aber nur der Körper schuld, welcher sie an ihren Äußerungen jetzt hemme; die Seele wachse fort. Nicht einmal durch den Tod werde der Fortschritt unterbrochen. Nun steige der Mensch von Stufe zu Stufe, komme auf die des Engels, aber werde nicht zu diesem, sondern nur zu einem

höhern Menschen, da ihn seine vorhergehenden Zustände nicht für den des Engels vorbereitet hätten.

Das Tier unterscheidet sich vom Menschen in vielem, ähnelt ihm aber auch in vielem. Ein höherer Verstand würde noch mehr solcher Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten entdecken. Es gibt unter den Tieren solche, welche mehr Verstand als Instinkt besitzen und umgekehrt. Die erstern, die Klügern grenzen demnach näher an den Menschen als die übrigen. Der Unterschied beider Gattungen drückt sich schon bei der Geburt aus.

Die höher stehenden Tiere wachsen an Vollkommenheit, Geschicklichkeit und Seelenkräften wie wir. „Wie viele tausend Empfindungen strömen dem Tiere täglich zu — und diese solten die Fähigkeiten seiner Sele nicht verbessern?“ fragt der Dichter in Übereinstimmung mit Mendelssohn. Aber jedem Tier ist wie jedem Menschen eine Grenze der Vervollkommnung gesteckt, die es erreicht; nur beurteilen wir diese falsch, wenn wir sie nach unserer schätzen. Dabei werde nie das richtige Gewicht auf den Mangel der Sprache gelegt; könnten die Menschen nicht untereinander ihre Gedanken austauschen, so stünden sie noch im Entwicklungsstadium Adams. Unsre Fortschritte sind nicht das Werk eines einzelnen, daran haben Tausende gearbeitet. Zwar leben auch Tiere in Gesellschaft, aber sie können sich gegenseitig nicht „verbessern, weil sie nicht reden können“. Aber auch bei Tiergattungen, die bloß aus Instinkt handeln, herrscht Fortschritt. Zwar vervollkommnet sich der Instinkt nicht; in ihm sei auch die Vollkommenheit des Tieres nicht zu suchen, aber er ersetzt diesem, was der Mensch an seiner Vernunft hat. Wir urteilen voreilig, wenn wir diesen Geschöpfen den Fortschritt absprechen: „Weist du die Fortschritte, die's macht, eh' du's noch siehest, die Fortschritte, eh' es geboren wird? Wir können's ihnen gar nicht absprechen, ia nicht einmal darüber urteilen.“ Die Entwicklung bei diesen Tieren stellt übrigens der Dichter als eine rein teleo-

logische Forderung hin: „Endlich ist's ia von einigen Tieren erwiesen, daß sie fortschreiten — wenn nun alles in der Schöpfung eine Kett' ist, solte nur der Hund volkommen werden, der Wurm aber auf einer Stufe bleiben?"

Ebensowenig wie für den Menschen bedeutet auch für das Tier der Tod den Abschluß seiner Existenz: „Der Mensch ist unsterblich, das Tier auch. Ich bin ser geneigt zu glauben, daß das Tier an eben dem Orte nach seinem Tode fortexistieren werde, wo der Mensch fortdauert," erklärt Jean Paul die sentimentalen Ansichten seiner Zeit womöglich noch überbietend.

Das Tier tritt nun auch auf eine höhere Stufe, ohne darum Mensch zu werden, wie ja auch dieser nicht Engel wird.

Von der Vervollkommnung der Pflanzenseelen sei wenig zu sagen; wir könnten ihre Äußerungen nicht wahrnehmen, weil sich diese nicht in Bewegung ausdrückten. Wir müßten nur von der Vollkommenheit der Pflanze, wie sie in die Sinne fällt, auf den Geist schließen, der in ihr fühlt. Alle ihre Sinne scheinen sich auf ein sehr schwaches Gefühl einzuschränken. Ihr Körper wächst. „Wie volkommen ist nicht eine ausgewachsene Pflanze, wenn wir sie gegen ein Samenstäubchen vergleichen! — Die volkommene Pflanze kan vielleicht eben so sein wie das geringste Insekt als ein Samentiergen." Sie stirbt. Eine Entscheidung zu treffen, wäre hier zu viel gewagt; aber mutmaßen ließe sich. „Der Mensch steigt, das Tier steigt, und die Pflanzensele solt' ihr Schöpfer nicht ebenso steigen lassen? — Sie wird mer als Pflanze werden — aber kein Tier nicht."

Von Wesen, die unter den Pflanzen stehen, erklärt der Dichter nichts zu begreifen; sie seien Monaden, Seelen, wenn Leibniz recht habe. Aber gewiß werden auch sie ihre Kräfte entwickeln, werden auch sie vollkommener werden. Ja, da in der Welt eins mit dem andern verbunden sei, da alles wirke oder in alles gewirkt werde, kann vielleicht der Mensch zur Vervollkommnung dieser

auf tiefster Stufe stehenden Wesen viel beitragen, ohne es selbst zu wissen.

An diese ausführlicheren Denkübungen schließen „Bemerkungen“ an, welche durch ihre Kürze und die darin sich offenbarende Vorliebe des Dichters für Paradoxa und Antithesen auffallen. Wir haben das Gefühl, es verrate sich hier zum erstenmal der große Aphorismenschöpfer unsrer Literatur. Diese Bemerkungen folgen in den ersten Heften statt der „Zusäzze“, welche die „Anzeige“ auch bescheiden „Verbesserungen“ nennt. Aber wie diese den ernsten Charakter des Ganzen herabsetzte, so schränkt eine Schlußbemerkung die allgemeine Gültigkeit dieser kleineren Denkübungen besonders ein. Sie betont eine gewisse Einseitigkeit derselben; der Verfasser habe bei seinen Urteilen nirgends die Ausnahmen berücksichtigt. Diese Beschwichtigungsnote ist für den jugendlichen Denker ungemein bezeichnend. Es ist fast so, als fürchtete er gegen seinen Optimismus zu verstoßen, auf den er auch hier schwört: „Ich halte den Menschen für zu gut, als daß ich glauben könte, er verteidig' eine Sache, von deren Falschheit er überzeugt ist,“ erklärt er in einer Bemerkung ganz offen. Der spätere Satiriker fühlte sich zu keiner Entschuldigung bemüßigt, wenn er überall nur Schatten auftrug, ohne einen mildernden Lichtschimmer einfallen zu lassen.

Nach einem vorhandenen Register sind diese kleineren Aufsätze im November 1780 entstanden. Um diese Zeit muß auch das zehnte Exzerptenheft, welches sich durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts von den früheren unterscheidet, angelegt worden sein. Wir haben bei Jean Paul bereits ein lebhaftes Interesse für Shakespeares Paradoxa gefunden; Hippels „Lebensläufen“ entnimmt er „allerlei Bemerkungen“, Bacons moralischen, politischen und ökonomischen Versuchen „moralische und andere Bemerkungen“. Den größten Einfluß auf die letzten Denkübungen des Jahres hat aber Zimmermanns Buch „Vom Nationalstolze“ ausgeübt, dessen scharfe Charakteristik menschlicher

Schwächen im Dichter den schlummernden Satiriker geweckt hat.

Zunächst spiegelt sich in den Bemerkungen Jean Pauls psychologische Bildung wieder. Er erinnert an die der Zeit geläufige Unterscheidung zwischen höheren und niederen Sinnen, wenn er die Menge und Verschiedenheit der Sinnesempfindungen mit der Feinheit der Sinne in Verhältnis setzt und die Empfindungen des Auges zu oberst stellt; er erklärt die Seele für einfach, fragt sich aber dann über die Möglichkeit mehrfacher und mannigfaltiger Wahrnehmung in demselben Augenblick, er weist auf die beständigen Veränderungen der Seele hin und folgert daraus die Veränderlichkeit unserer Begriffe. Alle Einschränkungen des Psychischen scheinen ihm vom Körper abzuhängen, da große seelische Bewegungen große körperliche verursachten, die zum Tode führten. Aber er sieht darin einen Wink des Schöpfers, welcher durch den Körper der Entwicklung der Seele eine Grenze steckt und erst durch Trennung beider eine größere Vollkommenheit gewährt. Psychologisch erläutert er auch die Schwierigkeiten, ein System herzustellen, und läßt es dabei an zutreffenden Bemerkungen nicht fehlen. Auf demselben Wege weist er nach, daß ein Kopf, der viel Gleichnisse anwendet, nicht tief eindringe, da ihm beim scharfen Nachdenken sein Bilderreichtum nicht einfalle; erst beim Übersehen des Werkes lasse sich mit Figuren ausschmücken. „Aber ist's nüzlich bei schwereren Materien?“ fragt Jean Paul seinen eigenen nüchternen Jugendstil begründend.

Von des Dichters Neigung für das Paradoxe, wie für seine Bekanntschaft mit dem erwähnten Buche „Vom Nationalstolze“ zeugt eine Bemerkung, deren Inhalt im ersten Satz gegeben ist: „Der Demütigste ist oft der Hochmütigste — paradox, aber war.“

Zimmermanns Vergleich des Hochmütigen mit dem Stolzen enthält die Stelle: „Ein Hochmüthiger übt gerne seine Thorheit gegen Untergebene aus, ein Stolzer reibet

sich am liebsten an seinen Obern. Der Hochmüthige beleidiget durch seinen Unsinn, der Stolze durch seinen Witz, oder durch seine Tugend." [6]) Jean Paul findet, daß der Hochmütige seinen Hochmut dadurch äußert, daß er jeden seine Größe und seine Kräfte fühlen läßt — der Demütige aber dadurch, daß er seine Kräfte zwar auch geltend macht, „aber mit minderer Beleidigung des andern — ia, daß er sogar durch eben diese Demut sich eine gute Eigenschaft mer erwirbt". Der Demütige, welcher dem Dichter ja häufig mit dem Hochmütigen identisch ist, arte oft in einen Schmeichler aus, vorzüglich gegen Höhere. Er sei dann demütig vor Größeren als er selbst, aber prahle vor Geringeren.

„Die Narrheit ist die Königinn der Welt; wir tragen alle mehr und weniger ihre Livrey, ihre Ordensbänder, ihre Ordenskreuze und ihre Schellen." So las Jean Paul bei Zimmermann [7]) und zupfte an den Schellen der Kappe. Einige Bemerkungen bringen das Genie in scharfen Gegensatz zum Dummkopf und Nachbeter.

Die berühmte horazische Regel von den neun Jahren gebe man so gern den Genies — aber nur der Pedant. „Ausbessern sol's Genie seine Schriften? alles bekritteln? der, der's eben nicht kan, weil er Genie ist. Saft und Kraft heraussaugen, damit ia nichts Ungewönliches mer drinnen bleibt? — O Toren! bedenkt, daß das Alter des Menschen kurz ist — daß es besser ist, wenn uns das Genie merere neue Dinge gibt, als daß es mit dem Ausbessern des ersten Werks die Verfertigung des zweiten versäumt."

Die großen Taten der Genies, die erhabnen, schweren Wahrheiten, die sie erfinden, sind nicht alltägliche Äußerungen bei ihnen, es sind nur starke Anstrengungen, die sich zu gewissen Zeiten äußern. „Der Dumkopf ist

[6]) J. G. Zimmermann, Vom Nationalstolze. 4. Aufl. Zürich 1768. S. 110f.

Zimmermann S. 12.

deswegen nicht mit dem Genie eins. Der erste bleibt alzeit Dumkopf; er ist solcher Äußerungen gar nicht fähig — das Genie ist zwar auch gewönlicher Mensch, aber nicht alzeit. — Das Genie ist nicht immer dasselbe — der Dumkopf aber wol."

Da wir unsere Schwachheiten demjenigen nicht entdecken, bei dem wir keine voraussetzen, so hat das Genie die größte Freundschaft gegen die, welche ihm an Verstandeskräften nachstehen. „Dumköpfe leben eher in vertraulicher Freundschaft miteinander als Genies."

Die besten Bücher erfordern oft geringere Mühe, die schlechtesten große, ein Gedanke, den der Dichter später auch auf Einfälle übertrug. Das Genie, welches ein gutes Buch schreibt, schöpft aus sich selbst, geht seinen eigenen Weg. „Der Kompilator, der Nachbeter, der ein elendes Buch macht, mus nachschlagen, herumsuchen und mit Müh' und Not ein eignes Gedänkchen herauspressen. Ich möchte fast sagen, der Kompilator braucht mer seines Körpers, und das Genie seines Geistes Kräfte. Jenem hilft Gedächtnis, diesem Einbildungskraft und tiefer Verstand — ienem Nachbeterei, Nachsuchen, diesem eignes Denken — iener arbeitet Jahre lang daran, dieses macht sich seinen Plan in etlichen Minuten." Das sind immerhin schon ziemlich scharfe Hiebe. Sie können vielmehr mähen, ist nur das Feld weit genug, in das sie niedersausen; aber so schlimm meint es Jean Paul noch nicht. „Diese Bemerkungen, vorzüglich die leztern, müssen immer mit Einschränkung — und oft mit Ausnamen — verstanden werden." beginnt jene Beschwichtigungsnote, welche Öl in die empörten Wogen gießt.

Seitdem der Dichter das Buch „Vom Nationalstolze" gelesen hatte, kam der Satiriker in ihm nicht mehr zur Ruhe. Im zweiten, aus dem Dezember datierten Heft[8]) der

[8]) „Übungen im Denken. / Im Dezember 1780. / Qui nunquam male — nunquam bene —" (im folgenden auch als Nr. 2 bezeichnet); dazu die ursprüngliche, im folgenden auch als Nr. 2ª bezeichnete Fassung: „Übungen / im / Denken. / Erster Band. / Dezember 1780."

Denkübungen (Nr. 2) begegnen wir einem Aufsatz: „Jeder Mensch ist sich selbst der Masstab, wonach er alles Äußere abmist“. Zimmermanns Einfluß ist unverkennbar. „Jeder ist in seinen eigenen Augen ein Ding von der größten Wichtigkeit,“ [9]) behauptet dieser. „Jeder Mensch glaubt, er sei unter allen der wichtigste, der beste; aber nur der Nar und der Dumkopf haben den Mut, es zu sagen,“ beginnt Jean Paul. Ein jeder wolle kein andrer sein und wenngleich er seine äußern Umstände mit ihm vertauschen möchte, so doch nicht seine innern. Er finde zwar an andern Vollkommenheiten, die er nicht hat, aber dafür auch solche an sich, die ein andrer nicht habe. Diese Art der Eigenliebe sei allgemein, nur nehme sie bei jedem eine besondere Gestalt an: „Auch dem Heiligen, auch dem Weisen hängt sie an — allein beide bemerken sie nicht, weil sie eine scheinheilige Maske vor sich hat.“ — „Wir haben,“ sagt Zimmermann, „unsere eigene Person allenthalben zu sehr im Auge, um nicht auch mit einer gewissen Gefälligkeit für uns selbst, uns mit andern zu vergleichen. Der Vernünftige hat sogar diese auf Vergleichungen gestützte Gesinnung mit dem Thoren gemein, aber nur in diesem ist sie läppisch, denn er macht seine Vergleichungen mit der äußersten Unrichtigkeit.“ [10]) Jeder beurteile, behauptet Jean Paul, die Meinungen anderer nach seinen eigenen; widersprächen sie den seinigen, so seien sie falsch. Er untersuche aber nicht, ob er nicht etwa irre. Den Begriff, welchen er mit einer Sache verknüpfe, solle auch der andere damit verknüpfen. Fasse er ihn selbst dunkel, spreche er auch dem Nachbar die Fähigkeit zu einem klareren Denken ab. Sähe er ihn deutlich, wundere er sich, daß es der andere so schwer könne. „Jeder Mensch,“ erklärt auch Zimmermann, „giebt seinem Geschmack und Kenntnis den höchsten Preis; jeder glaubt, man sei zu

---

[9]) Zimmermann S. 20.
[10]) Zimmermann S. 13 f.

allen Arten von Kenntnis unfähig, wenn man zu seinem unfähig ist.“ [11]) Psychologisch setzt Jean Paul die Ursachen für das unter Menschen so seltene gegenseitige Verständnis auseinander und findet sie in dem individuell verschiedenen Ideenschatz eines jeden, der nach den Gesetzen der Assoziation immer zur Aufklärung eines neuen Begriffs zu Rate gezogen werden müsse. Daher verstünden sich auch Leute, die einander in vielem ähnelten, am besten. „Zwei Narren streiten selten lang' aus Ernst über eine Sache; ihre Narheiten müßten den von einander abstehen wie der Süd- und Nordpol. Man mus deswegen denen gleich werden, die man verstehen wil — mit einem Narren sich zu unterhalten, mus man selbst eine kleine Zeit einer sein.“ Was unsre Schätzung fremder Handlungen betrifft, so beurteilten wir, meint der Dichter, noch am richtigsten die, welche uns nichts angingen. Meistens aber liehen wir dem handelnden Nächsten unsre Lage und sähen dann freilich viel Ungereimtes, Lächerliches und Böses in seinem Gebaren. Kein Mensch könne die Handlung eines andern recht beurteilen, weil er nicht in dessen Lage sei und dessen Absichten habe. Aus diesem Grunde werde auch niemand nach den Gesetzen gerecht gerichtet; sie seien zu allgemein und dazu selten den Verbrechen proporzioniert. Wer selbst recht böse sei, werde in der Welt überall Schandtaten erblicken. Der menschenfreundliche Lavater argwöhne nie Böses, woraus man auf seinen Charakter schließen könne. „Die Parteilichkeit im Urtheilen,“ sagt auch Zimmermann, „breitet sich mit der daher rührenden Verachtung und Verdammung über alle Charaktere, Stände und Professionen aus. Leute von entgegengesetzten Gemütsarten, verschiedenem Alter und Geschmack, finden je einer den andern dumm, lächerlich, fehlerhaft und strafwürdig; alle preisen die Vorzüge, die sie selbst zu besitzen glauben, und verachten alles, was ihnen mangelt.“ Da

---

[11]) Zimmermann S. 21.

nur der Lasterhafte bei andern die Möglichkeit des Lasters mutmaße, der Gute und Unschuldige aber nicht, so sei auch dieser am leichtesten zu betrügen, meint Jean Paul. „Aber ich wil lieber,“ fährt er enthusiastisch fort, „in unschuldigem Irtum hinwandeln und mit Engeln umzugehen glauben: ich werde glüklicher sein. Wie wil ich iene süße Ruhe, iene kindliche Unbesorgtheit fülen, wie mich unargwönisch dem andern in zärtlichen Hinwallungen mitteilen und wie den schwellenden Busen seine Empfindungen an den Mitmenschen ausgießen lassen — ...“

Glücklich, wer ungeprüft vom Leben solche Vorsätze schmieden darf! —

Doch nicht nur bei Beurteilung fremder, für uns indifferenter Handlungen, wählen wir uns zum Maßstab, auch bei solchen, die auf uns einen guten oder bösen Einfluß haben. Auch hier ist das Verhalten andrer gegen uns immer das Glas, wodurch wir sehen. So erblicken wir des Freundes Laster als Flecken in einer herrlichen Sonne und seine Tugenden als Taten einer Gottheit würdig, das kleinste Vergehen unsers Feindes aber als ein Verbrechen. Jedes Unrecht, das man an uns ausübe, werde doppelt böse, weil wir es empfänden, sagt Jean Paul einen Gedanken Feders aufnehmend, jede Tugend aber doppelt verehrungswürdig, weil man sie zu unserm Nutzen anwende. Einen b e s s e r n heiße demnach ihn nach uns formen, einen l o b e n, unsre Vollkommenheiten am andern bemerken. Wir schätzten nur an andern das, dessen Vortrefflichkeit wir an uns selbst erfahren haben. „Deswegen ist ieder gegen das gleichgültig, was nicht das Stekkenpferd betrift, auf dem er reitet,“ [12]) behauptet der Dichter, Zimmermann wörtlich zitierend. Nicht einmal uns selbst beurteilen wir recht, da wir nicht die Lage berücksichtigen, in der wir die Handlung begingen, sondern unsere gegenwärtige. Ebenso schätzten wir des andern Glücksumstände immer nach den

[12]) Zimmermann S. 29.

unsrigen ein. Ohne diese Täuschung, die uns alle überall begleitet, würden wir weniger stolz und feindselig sein, aber wir würden auch nach Jean Pauls Ansicht nicht beurteilen können, da uns ein Maßstab zum Vergleiche fehlte.

Der Idee nach mit dem besprochenen Aufsatz verwandt ist der folgende: „Über die Religionen in der Welt“. Nur führt uns hier der Dichter wieder in die Arena theologischer Kämpfe, er fängt selbst wieder Feuer und schreibt mehr im Ton einer Predigt als einer Untersuchung. Es sei nicht schwer, aus der Geschichte zu erweisen, daß allzeit der geringste Teil der Menschen die nach der Meinung der Orthodoxen wahre Religion hatte: „Manches wird zwar übertrieben scheinen; allein, um die Unwarscheinlichkeit gewisser Meinungen in's Licht zu sezzen, mus man sie in dem Tone vortragen, in welchem sie ihre Anhänger verteidigen.“ Zur Zeit der großen Flut hingen nur acht der wahren Religion an, und eine ganze Welt trug Atheisten. Später verehrte ein Judenvolk Gott recht, und die übrigen Menschen kannten ihn gar nicht. Dann kam Christus, der Begründer einer neuen Religion, die erst zwölf, dann siebzig, dann tausende Bekenner zählte. „Aber was ist das gegen die Millionen Menschen, die dieser Erdbal ernärt?“ Die christliche Kirche vermehrt sich, zerfällt in Parteien, die einander verdammen. „Man weicht ab. Die Dunkelheit nimt zu. Die Christen werden zu Vernunftschändern. Kurz, das — Papstum ist da.“ Jahrhunderte währt dieser Zustand. Mohammed verbreitet seine Lehre mit roher Gewalt. Endlich bringt Luther neue Reformen. Ein Teil der Christen wird erleuchtet, der andre bleibt bei seinen Lehren. Calvin geht wieder von Luther ab und begründet die reformierte Kirche. Drei Kirchen, von denen jede die andre verdammt. Sie klären sich auf; vorzüglich die luthersche. Es entstehen in ihr Parteien: Freigeister, Naturalisten, Heterodoxe. „Und nun du, der du ein Protestant bist, der du deine Anzal

Säzze für allein war und annemungswürdig erklärst — — der du dich für untrüglich und einsichtsvol genug hältst, um unter so viel tausenden, die dir zu irren scheinen, die Warheit allein herausgebracht zu haben. — — Was wilst du mit übrigen Menschenmengen anfangen, die nicht das für war halten, was du glaubst, und Religionen anhängen, die du irrige scheltest? — Vielleicht bist du so wenig Mensch, ieden andern, der nicht dasselbe mit dir glaubt, zu ewiger Höllenpein zu verdammen? Vielleicht blikst du umher mit selbstzufriedenem, grausamen [!] Lächeln, siehst das Gewimmel der irrenden Menschen, die deine Unwissenheit für strafbare erklärt, und dein gefülloses Herz zu ewigen Leiden verurteilt? Vielleicht bist du unaufgeklärt genug, einer Meinung, deren Ungrund man in unsern Tagen auf[s] deutlichste gezeigt hat, noch anzuhängen?“ Nein, das war Jean Paul nicht mehr. Doch es genügt nicht, die unbegründete Lehre von der Verdammung Andersgläubiger zu verwerfen, man muß auch erkennen, daß Gott die Mannigfaltigkeit der Religionen wünschte. Es höhnte aller Menschlichkeit, denen die Seligkeit abzusprechen, die den gleichen Trieb danach besitzen wie wir, deren einziges Verbrechen darin besteht, von nichtchristlichen Eltern geboren zu sein. „— — Doch ich wil abbrechen von einer Behauptung zu reden, die Got lästert; ich wil die Augen wegwenden von einer Szene, die uns alles so schwarz, so finster vorstelt. Wir wollen ein System verlassen, daß [!] nur heilige Eiferer erdachten, die nichts als sich liebten, die sich Got so grausam wie sie selbst vorstelten. Wir wollen uns vor der Benennung Indifferentisten nicht fürchten, sondern frei behaupten: daß alle Religionen gut sind, daß keine verdamt, wenn wir uns nicht durch Bosheit des Herzens selbst unglüklich machen — daß iede Religion an dem Orte, wo sie verert wird, die beste ist, und daß die christliche Religion zwar für sich betrachtet die beste sei, daß sie's aber nicht an iedem

Orte, sondern nur da, wo die Vorsehung sie hinbestimmte, ist.“ Jean Paul sucht nun seine Behauptungen zu begründen. Er definiert die Religion als den Weg, welchen die Vorsehung gehe, den Menschen zu vervollkommnen, seinen Verstand aufzuklären und sein Herz zu bessern. Sie gehe aber nicht mit jedem Individuum einen, weshalb die Menge der Religionen so groß sei. „Jedes kleine Volk in Südamerika hat fast eine andre Religion; und eigentlich betrachtet hat iedes Individuum seine eigne, individuelle Religion.“ Das ist Semlers Gedanke von einer Privatreligion. Es entspricht auch ganz dessen historischem Prinzip, wenn im folgenden der Einfluß des Klimas auf das Wesen und die Ausgestaltung einer Religion veranschlagt wird. Jede Religion sei für ihre Anhänger gleich gut. „Alles was in der Welt vorhanden ist,“ erklärt der Leibnizianer, „mus recht sein, weil eine Vorsehung sie regiert.“ Den Einwurf der Freiheit des Willens will er hier nicht gelten lassen. In diesem Punkt denkt er wie sein großer Lehrer deterministisch. Überdies gebe jede positive Religion ihrem Bekenner etwas zu erwägen; jeder verfeinere, forme und verbessere seine Religionswahrheiten — und eben dadurch bilde er seinen Verstand, erklärt Jean Paul in seiner rationalistisch-pädagogischen Auffassungsweise. Jede Religion, deren Gebote man befolgt, mache auch vollkommner und tugendhafter. Eine Fußnote stellt dies als Postulat der Schönheit der Schöpfung hin, die auch der Dichter in einer unendlichen Einheit und Mannigfaltigkeit sucht. An den vorigen Aufsatz knüpft er an, wenn er den Nutzen einer Religion nur ihren Bekennern verständlich sein läßt, da jedes Volk die Religion der übrigen nach seiner eignen, also falsch messe. Wenn er noch hinzufügt, Gott beurteile jeden nicht nach dem Glauben anderer, sondern nach seinem eigenen, den Türken nicht nach dem Neuen Testament, sondern nach dem Alkoran, erinnern wir uns Eberhards. „Wo ich eine Religion vereren sehe, die ich für falsch erkenne,“ hebt Jean Paul

nochmals nachdrücklich hervor, „so denk' ich eben: diese Religion ist die beste zu dieser Zeit, an diesem Orte, bei diesen Umständen. Eine andre dahin versezt, würde nicht diese Wirkung, diese dem Ganzen heilsame Wirkung tun.“ Unser falsches Urteil über den Nutzen und Schaden der Dinge beruht nämlich auf unsrer Unkenntnis des Ganzen. Wir sehen, eine Sache nützt in diesem Teile des Ganzen, und schließen, sie müsse also auch in einem andern nützen, ohne uns bewußt zu sein, daß nicht alle Teile einerlei Beschaffenheit und einerlei Art der Beziehung zum Ganzen haben. „Es ist gut, daß es Juden in Palästina giebt, aber 's wäre schädlich, wenn es deren in Amerika gäbe,“ meint der Dichter, fügt aber, um seiner toleranztollen Zeit nicht als Antisemit zu erscheinen, sogleich die Bemerkung hinzu: „Es versteht sich von selbst, daß man von der vergangenen Zeit redet — und nicht von der gegenwärtigen; sonst würde man der Erfarung widersprechen. — Die Zeit hat viel Einfluß auf die Güt' einer Sache. Was iezt gut ist, war's zu einer andern Zeit deswegen nicht, und eben so umgekert.“

Auf seine erste Denkübung greift Jean Paul zurück, wenn er darauf hinweist, daß jeder sich ein besonderes Bild von der Gottheit nach seinen schwachen Kräften forme, daß aber keins davon das Urbild erreiche, der Schöpfer jedoch nichtsdestoweniger mit mehr Wohlgefallen, als mancher Theologe vermute, auf die Religionen der Welt herabsehe. Auch liege in der Mannigfaltigkeit und verschiedenen Austeilung derselben mehr Weisheit Gottes, als irgend wer glaube. Wäre die christliche Kirche für alle die beste, so hätte sie der Allmächtige sicher über alle Völker verbreitet; vielleicht werden auch die nichtchristlichen einmal zum Christentum fähig, vielleicht ist ihr jetziger Zustand nur eine Vorbereitung auf dasselbe. Es ist Semler, der im Alten Testament nur Familiengeschichten fand, ganz aus der Seele gesprochen, wenn das Judentum

als Religion der Kinder, das Christentum als die der Männer aufgefaßt wird. Ja, Jean Paul versteigt sich sogar zur Behauptung, man solle uns als Kinder das Christentum nicht lehren, sondern erst eine größere Verstandesreife abwarten. Das Ergebnis dieser Betrachtungen, in denen er uns noch einmal auf die religiöse Bildungsstufe hebt, die er erklommen, nachdem er die Fessel seiner ersten Erziehung gesprengt hatte, formuliert er in einem pathetischen Schlusse:

„Alle Religionen sind gut — und an dem Orte, wo sie sind, die besten. Sie sind verschiedne Mittel zu demselben Endzwek. Jede Religion aber, der ich mit Überzeugung anhänge, ist für mich die beste. Für einen andern ist sie's nicht; weil er von ihr nicht überzeugt ist. Das Christentum ist so wenig in der Welt ausgebreitet, eben weil's Vortrefliche seltner ist, als das Mittelmäßige. Behonlächl' also keine Religion, die du für falsch erklärst — du behonlächelst den, der diese Religion entstehen lies. Last uns tolerant sein gegen die, deren Verstand wir wol übertreffen, deren Herz aber vielleicht besser, menschenfreundlicher und liebevoller ist als unsers. Last uns nicht wie sonst Brüder morden, um einen [!] Erhalter des Lebens zu gefallen, — nicht durch Scheiterhaufen und Inquisizionen eine Religion verbreiten, welche die Liebe gebietet. Wie herlich sind diese Aussichten! Alle unsre Brüder — alle unsre Religionsverwandte — alle zu einem Himmel berufen — von einem Vater geliebt!!!"

Diese Denkübung hat als erste Arbeit Jean Pauls, die einen Leser und Rezensenten fand, für uns ein besonderes Interesse. Es war der Pfarrer in Rehau. Das günstige Geschick, welches über dem Aktenmaterial dieser Epoche waltete, hat uns auch Vogels Ausstellungen aufbewahrt; nur birgt diese heute das Britische Museum in London, während der Aufsatz selbst in Berlin liegt.

Heft Nr. 2 wurde, wie wir wissen, am 3. April 1781 nach Rehau gesandt. Auf den Rändern der Blätter finden

sich von Vogels Hand Eintragungen, außen unterhalb des Titels die Worte: „von Richter, der sich in der Folge als Jean Paul offenbarte, zur Kritik übergeben dem damaligen Pfarrer Vogel zu Rehau.“ Der Begleitbrief enthielt, wie schon erwähnt, Richters erneute Bitte um Lessings Fragmente, die ihm der Freund aus Sorge für seine religiöse Erziehung verweigert hatte, und es scheint fast, Jean Paul habe diesem zum Beweis dafür, daß daran nicht mehr viel zu verderben sei, die Aufsätze geschickt.

Der Seelenhirt kam so nicht nur zu derselben Einsicht, sondern sah sogar mit Schrecken sein eignes Freidenkertum in jeder Beziehung übertrumpft. Er liest den Aufsatz über die Religionen, weiß genug, schreibt seine Entgegnungen und schickt das Heft nach Schwarzenbach zurück. Richter konnte, da er in seinem Brief Tadel und Korrektur herbeigesehnt hatte, völlig zufrieden sein. Zwar versichert Hochehrwürden, ihn von einer trefflichen Seite kennen gelernt zu haben, will die Übungen im Denken mehr als Übungen genannt wissen, wünscht auch dringend, möglichst bald das herrliche Geschöpf wiederzusehen, um seinen eignen Verstand daran üben zu können, bittet aber doch gleich anfangs die Freiheit zu entschuldigen, mit welcher er seine Anmerkungen entwarf. Sie richten sich scharf gegen alle von Jean Paul formulierten Sätze und erschüttern sie erfolgreich. Dieser hatte mehrmals Semlers Ansichten vertreten; aber dadurch, daß er des großen Theologen Hauptidee, moralische Nutzbarkeit zum Kriterium einer Religionswahrheit zu machen, außer acht ließ, drückte er Vogel eine siegreiche Waffe in die Hand. Jede Religion sei gut, hatte er behauptet. „Kan eine Religion gut seyn,“ entgegnete ihm jener — „die den Menschenverstand erstickt — das Laster befördert — sich Gott als einen Tyrannen bildet — dem man nur zu Zeiten sein Compliment machen muß, damit er mit seinem Donner nicht dareinschlage?“ Keine Religion verdammt, wenn wir uns nicht durch Bosheit des Herzens selbst unglücklich machen, lautete ein

Grundsatz Jean Pauls. Daß an bloße Religionsmeinungen, wenn wir sie besser nicht haben können, keine Verdammnis gebunden sei, gab auch Vogel zu. „Wie in den Anmerkungen steht, komt hier blos Bosheit oder Güte des Herzens — d. i. Moralität — oder das praktische der Religion in Anschlag.“ Damit stellt er sich auf Semlers Standpunkt und hält dem Freunde vor, ob eine auf dem dümmsten Aberglauben gegründete Religion, die weder den Verstand erleuchte noch das Herz erwärme, die zu keiner Tugend ansporne und den Menschen in eine Klasse mit dem Vieh setze, ob eine solche Religion den Weg zu einer ewigen Glückseligkeit bahnen könne. Jean Paul hatte erklärt, jede Religion sei an dem Orte, wo sie verehrt wird, die beste. Dies sei etwas Zufälliges, erwidert der Freund. Die Vortrefflichkeit liege unabhängig von allen Umständen in ihr selbst. Wenn jede Religion dort, wo sie verehrt werde, die beste sei, müsse der Reisende zu Wittenberg die lutherische, zu Genf die reformierte, zu Konstantinopel die mohammedanische und zu Otaheiti die neuseeländische annehmen.

Auch daß die christliche Religion zwar die beste sei, für sich betrachtet, aber objektiv nur an dem Orte, wo sie die Vorsehung hinbestimmte, hatte Richter behauptet. „So bald sie nur an einem Ort die beste seyn soll — so hört sie zugleich auch auf, die beste zu seyn,“ entgegnet Vogel. Die Früchte jedoch, welche sie überall trug, wohin man sie pflanzte, verbürgten ihr die erste Stelle.

Die ursprüngliche Fassung des zweiten Heftes der Denkübungen (Nr. 2[a]) schließt mit Bemerkungen [13]) ab, von denen wieder der größte Teil psychologische Fragen behandelt, die sich Jean Paul durch seine Lektüre aufdrängten. In sehr eingeschränktem Sinn faßt der Dichter

[13]) Von diesen Bemerkungen wurden nicht alle in Nr. 2 aufgenommen; dagegen finden sich hier wieder einige, die in Nr. 2[a] fehlen oder gekürzt erscheinen: „Lob ist eine starke Speise“, „Schönheit ein Mittel zur Menschenliebe“ (vgl. Wahrh. 3, 92 f.).

das Assoziationsgesetz auf, wenn er nur die Verkettung solcher Vorstellungen anerkennen will, die zueinander im Verhältnis der Kausalität oder des Teils zum Ganzen stehen oder schon früher gleichzeitig erweckt wurden. Der herrschenden Verwirrung in der philosophischen Terminologie fällt auch er zum Opfer, wenn er bei der Untersuchung über die Möglichkeit einer der Ideenassoziation entsprechenden Empfindungsassoziation „empfinden“ für Gefühl und Vorstellen in gleicher Weise gebraucht. Zutreffend ist die Bemerkung, daß sich das für uns Gute und Böse nach unsrer jeweiligen Empfänglichkeit modifiziere, daß wir dabei immer den Ton angäben, nach dem wir gestimmt sind. In den „Lebensläufen“ sucht Hippel das geringe Fassungsvermögen und die große Vergeßlichkeit eines Poeten daraus zu erklären, daß dieser alles Gehörte und Gelesene sogleich mit eignen Gedanken verknüpfe und fügt hinzu: „Er weiß beständig viel, nur nicht immer was andre wissen. Wer Jahrzahlen und Geschlechtsregister behalten kann, ist kein Dichter.“ [14]) Jean Paul erkennt dem Philosophen ein ebenso starkes Gedächtnis wie dem Geschichtsschreiber zu; nur machten beide nicht die gleiche Anwendung davon: jener beschäftige sich nur mit Gegenständen, die den Verstand interessierten, Dinge, die wenig zu denken geben, z. B. Zeitrechnungen, manche unbedeutende Geschichte des Vaterlandes usw. merke er sich nicht, da er Wichtigeres zu behalten habe. Dabei bringt Richter wieder in bekannter Weise die Parteilichkeit unsrer Urteile in Anschlag: „Jeder benimt dem's Gedächtnis, der nicht das behält, was er behält. Aber er solte bedenken, daß wenn der andre nicht gerade das merkt, er doch was merke.“ Der Unterschied zwischen den einzelnen Gedächtnissen wird nicht graduell, sondern generell aufgefaßt. Das stärkste Gedächtnis habe derjenige, welcher am reizbarsten, das schwächste der, welcher am

---

[14]) Lebensläufe nach aufsteigender Linie nebst Beylagen, A, B, C, 1. Teil, Berlin, 1778 S. 35f.

unempfänglichsten sei. Diese Bemerkung läßt sich mit einer andern über das Verhältnis des Gedächtnisses zur Einbildungskraft in Verbindung bringen. Hier knüpft Jean Paul einmal an Hippel an, der ja auch Einbildungskraft und Gedächtnis als zusammengehörig betrachtet,[15]) dann an Tiedemanns schon erwähnte Ansichten.[16]) In Übereinstimmung mit diesem hält auch er bereits Wahrgenommenes als allein stoffgebend für die Einbildungskraft, findet auch er diese nur in der Zusammensetzung des Gegebenen originell, sieht auch er den Unterschied zwischen ihr und dem Gedächtnis in einem bei letzterem notwendig hinzutretenden Urteilsakt. Dagegen kann ich die von Jos. Müller zum Vergleich herangezogenen Bestimmungen Irwings mit der Stelle nicht in Einklang bringen, weil mir diese gerade das Gegenteil von der Einbildungskraft zu behaupten scheinen.[17]) Ganz vortrefflich erklärt sich Jean Paul unsre ästhetischen Gefühle aus jenem mittelbaren Denkprozeß, auf den ihn Lambert aufmerksam machte. Die Worte, meint er, sprächen eine affektvolle Seele nicht aus. „Sie sagen nur, daß etwas da sei, aber nicht w a s und w i e es da sei. Nur der, der gleich mit ihm gestimt ist, fült das nämliche dabei — aber er fült dan nicht blos das, was dasteht, er fült noch, was der andre nicht ausdrükken konte. Er malt's Gemäld aus, das der andre nur durch schwache Umrisse gezeichnet hat . . . Aber ie besser der Umris ist, das [!] du iezt von deiner affectvollen Sele machst, desto leichter wird's dem Leser, das Gemälde zu vollenden.“ Als Muster für einen solchen Künstler wird Goethe hingestellt. Nicht mit Unrecht errät Spazier auch aus diesem kühlen philosophischen Raisonnement die geringe Begeisterung Jean Pauls für den Werther.[18]) Die schon

---

[15]) Lebensläufe a. a. O. S. 33.

[16]) o. S. 138; Jean Paul confundiert aber Einbildungs- und Dichtkraft.

[17]) o. S. 139; Archiv f. Gesch. d. Phil. 13, 219. Diese Bemerkung wird übrigens in Nr. 2 zu einem kleinen Aufsatz ausgearbeitet.

[18]) Spazier 1, 154 f.

in den Aufsätzen beobachtete deterministische Anschauung des Dichters kehrt auch in den Bemerkungen wieder. Eine andere Stelle leugnet die unmittelbare Wahrnehmung unserer Persönlichkeit, indem sie der Außenwelt den Endzweck beimißt: „uns uns selbst fülen zu lassen.“ — Flüchtig wird auch die Theologie gestreift und Jean Paul teilt wiederum ganz Semlers Anschauungen, wenn er manchen ihrer Sätze, die der Aufgeklärte für falsch hält, bei geringern und minder erleuchteten Leuten Nutzen zuerkennt. Auch seinen Optimismus verkündet der Jüngling wieder laut. Er, bald ein Schüler Jonathan Swifts, preist die in unserm Busen lodernde Flamme, „die uns zur Freud' entzündet, wenn wir andre frölich sehen, und die unser Herz in Unmut kochen läßt, wenn andre Tränen vergießen,“ und wird so zum Apostel der Menschenliebe. Ja, die letzte der Bemerkungen wendet sich mit aller Schärfe gegen den Undankbaren, welcher, im Glauben fromm zu sein, Gottes Welt als Jammertal ansieht, und will sie eher ein Freudental genannt wissen.

Es scheint fast, Richter habe es selbst für nötig befunden, uns abermals heilig zu versichern, daß er an seine alten Ideale immer noch glaube. In der Tat tauchen auch unter diesen Bemerkungen wieder solche auf, welche den spätern Satiriker in nuce zeigen. Zimmermann wirkt fort. Er behauptet, daß derjenige, welcher aller Achtung gegen sich unfähig ist, sich auch nicht leicht der allgemeinen wert mache, daß nur der ein hohes Gefühl menschlicher Würde besitze, welcher sich da, wo er Achtung verdient, selbst zu schätzen wisse, aber auch gegen andre die ruhige, aus einem bescheidenen Charakter fließende Wohlgewogenheit niemals verliere.[19]) Jean Paul kleidet diesen Gedanken in die Forderung, sich ungeachtet aller Bescheidenheit niemals herunterzusetzen, und findet diese eben darin, daß man sich nichts über Gebühr zueignet und andern das

---

[19]) Zimmermann S. 217.

ihrige nicht nimmt. „Leere Köpfe haben aber auch,“ heißt es im Buch „Vom Nationalstolze“, „die entscheidendeste Verachtung für aufgeklärte Köpfe. Jene summen diesen unablässig mit den öden Gegenständen ihrer Gedanken und Verrichtungen um die Ohren. Diese zeigen eine gewisse Gleichgültigkeit für das dumme Zeug, das leere Köpfe nährt; sie seufzen über die unwandelbare tägliche Wiederkunft von Reden und Ideen, die weder belustigen noch rühren.“ [20]) „Große Männer,“ erklärt unser Dichter, „loben sich selten: aber sie brauchen's auch nicht. Täglich sumset ihnen's Gerücht von ihrer Vortreflichkeit in die Oren. Kleine Geister werden nicht müde, von sich Gutes und Schönes zu sagen. Die Ursach' ist, weil niemand dergleichen von ihnen gesagt hat. Sie wollen nun Lob. Eignes mus die Stelle des Fremden ersezzen.“ Die gleiche Verwandtschaft weist auch eine Bemerkung auf, die besagt, daß ein kleiner Geist keinen ihm gleichen und noch weniger einen ihm überlegnen neben sich leiden könne, ein großer Geist aber andre große neben sich liebe und schätze.

Der Dummkopf und der Weise, das Genie und sein Nachbeter, der große und kleine Geist in zugespitzten Antithesen charakterisiert, war Jean Pauls Lieblingsproblem, seit ihn Zimmermanns Werk aus der Tiefe philosophischer Begründung zu einer freiern und leichtern Lebensauffassung geführt hatte. Aber er ist nicht selbständig im Bemerken der Weltschwächen und weitet sich das Gesichtsfeld, welches ihm schon sein Vorbild geebnet hatte, um keinen Zoll. Trotzdem blickt er in die zwei Grundmächte ein, die am Erdball nach entgegengesetzten Richtungen zerren, in die Weisheit und Dummheit. Ja, daß beide nicht unwandelbar, daß sie nur Grundtöne für unzählige Varianten sein könnten, fühlt er bereits jetzt. Die größern Aufsätze in Nr. 2[a] beschließt eine Abhandlung: „Über Narren und Weise — altags Zeug!“ Der Dichter sucht eine

---

[20]) Zimmermann S. 27f.

weitere Form für die Behandlung seines Lieblingsthemas, sucht seine starren Gegensätze feiner zu differenzieren, zwischen Hell und Dunkel eine Schattierung zu legen. Aber er kommt über einen schwachen Versuch nicht hinaus. Jean Paul hat einmal an Oerthel geschrieben: „Ein Esel bedeutet wie bekant den Dummen, und ein Pferd den Klugen; zwischen beiden steht der Nar, der Maulesel mitten inne.“ Diese scharfe Scheidung in drei Gattungen spricht sich in dem Aufsatz noch nicht aus. Schneidende Kürze zeugt hier keine Klarheit. Wenn es vom Narren heißt, er kenne seine Unwissenheit nicht, wohl aber andre, er kenne nur seine Wissenschaft, die andre an ihm nicht fänden, und andererseits vom Dummkopf, er dünke sich viel zu wissen, weil er das nicht kenne, was er nicht wisse, so sind beide miteinander ebenso identifiziert, als wenn es an anderer Stelle vom Weisen und Dumpfkopf lautet: „Beide schreiten weiter — der eine in der Narheit, der andre in der Weisheit,“ oder wenn an einer dritten ausschließlich Narr und Weiser kontrastiert werden: „Man ist nicht immerfort ein Nar; man ist aber auch nicht immer ein Weiser.“ Jean Paul selbst hat diese Abhandlung in richtiger Erkenntnis ihrer Schwächen bald nicht einmal einer Verbesserung für wert gehalten, da sie ihm zu „unbestimt und „unwar“ erschien.[21]) Und doch sind auch hier schon Ansätze für die Narrengestalt vorhanden, die der Dichter später so oft auf seine Bühne bringt. In seinen reifsten Schöpfungen ist die Narrenkappe Jean Paul eine geweihte Mitra, und ihre Schellen geben ihm nur den Mißklang wieder, der auch aus dem Weltgebäude wie aus einer zersprungenen Glocke tönt. Der tiefe Riß, welcher durch das Weltganze ging, spaltete auch die Herzen einiger Menschen, und diese Märtyrer des unergründlichen Fluchs sind die Narren. An diese spätere Auffassung werden wir erinnert, wenn schon jetzt der Narr

---

[21]) Nr. 3.

als „verstimtes Genie“ bezeichnet wird, wenn die Grenzen zwischen Narrheit und Weisheit ineinanderlaufend gedacht werden. Freilich sind wir noch weit entfernt vom großen Weltnarren, welchen der Dichter als Schoppe in der Literatur mit gleicher Virtuosität verkörpert hat, wie die Natur als Jonathan Swift im Leben, aber es gibt Brücken dahin, und wir werden bald auf die erste stoßen.

Das sind die Früchte von Jean Pauls schriftstellerischer Tätigkeit bis Ende 1780, das ist der Frühling in seinem Geistesleben. Noch zwei Schulreden des Gymnasiasten aus dieser Zeit dürfen wir nicht unbeachtet lassen. Die eine, wahrscheinlich bei der Reformationsfeier 1779 gehalten, hatte Kirsch zweifellos in seinem Festprogramm „Ad Quintiliani lib. II, 15“ [22]) verzeichnet. In der Form trocken und pedantisch wie alle Arbeiten, die man über den alten Leisten einer Einleitung, zweier oder mehrerer Dispositionspunkte und einer salbungsvollen Schlußphrase zieht, gewinnt diese Rede dadurch an Interesse, daß sie einmal die Vorherrschaft der Philosophie in Jean Pauls erster Bildungsepoche, ferner seine ausgesprochen heterodoxe Denkungsweise zum Ausdruck bringt. Zunächst bekämpft der Sprecher das Vorurteil, ein früh betriebenes philosophisches Studium sei schädlich, weil es vom Lernen der Sprachen abhalte und den Kopf mit unnötigen Grübeleien anfülle. Diese törichte Ansicht räche sich auf der Universität, wo dann die Philosophie, selbst nur als Nebenstudium betrieben, um so größere Schwierigkeiten bereite, um so mehr Zeit und Anstrengung erfordere. Die Bemerkung des Redners an dieser Stelle, daß doch keiner seine Hauptwissenschaft, von der er einmal den Namen führen wolle, beiseite legen könne, ist eine Ironie auf sein späteres Leben. In zwei Abschnitten sucht nun der Dichter zu erweisen: „daß derienige, welcher die Philosophie schon früh, aber recht treibt, in seinen andern Wissen-

[22]) p. 12; vgl. Fikenscher 7, 207.

schaften einen größern Fortgang habe." Letztere, besonders die Sprachen dürfen dabei keineswegs vernachlässigt werden: „Die Sprachen vernachlässigen und sich blos mit der Philosophie abgeben, hieße wider die Ordnung der Natur handeln, wider den Strom schwimmen und sein Hauptwerk auf die Seite sezzen." Mit allem Recht seien, schon weil sich die Kraft des Gedächtnisses früher äußert als die des Urteils, von je die ersten Jahre eines Studierenden zum Erlernen der Sprachen bestimmt worden. Eine allzufrühe Beschäftigung mit der Philosophie sei wegen der großen durch sie an Geist und Körper gestellten Anforderungen nur schädlich, aber Jean Paul empfiehlt sie Schülern der obersten Gymnasialklasse aufs wärmste. Die Methode, welche er für das Studium der Philosophie vorschlägt, hat er wohl an sich selbst erprobt. Durch gewissenhafte Vorbereitung auf den Unterricht, lebhaftes Verfolgen der Vorträge und Wiederholung derselben zu Hause lasse sich leicht und rasch die fürs erste nötige Enzyklopädie erwerben. Dann müsse sich der Anfänger an selbständiges Denken gewöhnen, indem er alles von neuem betrachtet und mit „philosophischen Augen" ansieht. Auf deutliche Begriffe, gründliche Beweise, tüchtige Schlüsse, sorgfältige Scheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen komme es dabei in erster Reihe an. „Dieses muß er auch in solchen Sachen nachahmen, die nicht unmittelbar zu der Philosophie gehören, und [er] wird auf eine philosophische Art bei Dingen verfahren, die es dem Anscheine nach nicht zuzulassen scheinen; und dadurch immer mehr seinen Geist ausbilden." Diese Theorie ins Praktische umgesetzt, mußte zu jener in den Exzerpten beobachteten Manier führen, alles, selbst Shakespeare, zum Experimentierobjekt logischer Tiftelei zu machen. Als den Nutzen philosophischer Bestrebungen sehr beeinträchtigend findet Jean Paul Parteilichkeit im Urteil, hartnäckiges Verharren auf falschen Ansichten und den Stolz. Sind die vorzüglichsten Grundzüge der einzelnen Disziplinen erfaßt, gehe man zur Lektüre über und zwar

anfangs solcher Werke, die ein Ganzes, später solcher, die einzelne Materien behandeln. Der zweite Teil begründet psychologisch die Tatsache, daß durch das philosophische Studium die Seelenkräfte verfeinert werden, und die auch für alle andern Wissenschaften nötige Ausdauer und Gründlichkeit in besonderem Maße erworben werde. Philosophie, „die verehrungswürdigste aller Wissenschaften", ist darum für den Theologen ebenso wichtig wie für den Juristen, Mediziner und Künstler. Ihre Bedeutung für den erstern hätte wohl der theologische Brausekopf noch viel lebhafter ausgemalt, wären ihm die Zügel nicht zu straff gespannt gewesen. Aber der böse Geist der Heterodoxie spricht doch ziemlich laut aus ihm, wenn er vom philosophisch geschulten Gottesgelehrten behauptet: „Er wird nicht zu viel verbessern und reformirn wollen, noch auch alles annehmen, was die Alten behauptet haben; noch glauben, daß man, blos weil es andre auch so gesagt und vorgetragen haben, in der Theologie kein Jota verändern und das System immer in dem Zustande, wo es vor 100 Jahren war, bleiben müsse."

Die zweite Rede, deren Manuskript zahlreiche Korrekturen von Kirschens Hand aufweist, will dartun: „daß nichts nüzlicher und edler sei, als neue Wahrheiten zu erfinden, daß aber auch dieses eben so schädlich sei, wenn man die Gränzen überschreitet." Sie ist demnach, wie wir aus Fikenscher 7, 206 ff. wissen,[23]) Jean Pauls Abschiedsrede gewesen. Dies geht überdies aus dem Text selbst hervor, in den der Rektor die Worte einschaltet: „ihr meine geliebten bisherigen Mitschüler". Zwischen dieser Abhandlung und der vorigen liegt also ein Jahr. Wie konnte Richter in dieser Zeit seine freisinnigen Anschauungen genährt, wieviel neue Beweise dafür gefunden haben! Seine Oppositions-

---

[23]) o. S. 82; veröff. von Nerrlich in d. wissenschaftl. Beilage zur Leipz. Zeitg. 1882 Nr. 16.

rede gegen Rennebaum hatte wohl mittlerweile stattgefunden, und das Gymnasium mit seinen strengen Konsistorialvorschriften war dem jungen heterodoxen Theologen allmählich zum Gefängnis geworden, aus dem er sich nach der Freiheit des akademischen Studiums sehnte. So macht er auf der Schwelle der Anstalt seinem übervollen Herzen noch einmal Luft und gerät dabei in ein solches Feuer, daß der arme Kirsch gar nicht genug spritzen kann, um einen allgemeinen Brand zu verhüten. Es blieben von den vielen Änderungen gar häßliche Flecken im Manuskript zurück, und wenn es der Dichter in späteren Jahren wieder zur Hand nahm, mußte er seine Abschiedsrede natürlich „elend“ finden. Flüchtig niedergeschrieben ist sie auch stilistisch kein Meisterstück, und hätte sie der Abiturient so halten dürfen, wie sie abgefaßt war, würde er vor lauter rhetorischen Fragen den biedern Hofer Honoratioren selbst ein Gegenstand recht bedenklicher geworden sein.

Die Begierde nach Neuerungen sieht Jean Paul als natürliche Modifikation unsers Triebes nach Vollkommenheit an. Daß der kulturell Vorgeschrittenere zu Wahrheiten gelangt, welche denen, die vor ihm lebten, neu sein müßten, erscheint dem Dichter als Folge der stufenweisen Entwicklung der geistigen Fähigkeiten im Menschen. „Gemeiniglich erfindet der große Geist, das Genie das Neue, über welches der Dumkopf schreit und das der Kluge untersucht,“ erklärt er in seiner bekannten Vorliebe für starke Kontrastierung, fällt aber damit gänzlich aus dem steifen Schulton heraus. „Dumkopf zwar wahr,“ bemerkt Kirsch am Rande, „aber auffallend in einer solchen Versammlung.“ Die neuen Wahrheiten haben für uns unschätzbaren Wert, denn alle Wissenschaften wurden durch sie ausgestaltet. „Was wollen wir aber nun von dem halten, der alle diese Neuerungen verwirft, der glaubt, das ganze System, das er von seinen Voreltern empfieng, sei unverletzlich, unwiderleglich?“ erhitzt sich der Redner beim unterdrückten Gedanken an die eingefleischte Orthodoxie.

Eingehend wird nun die Bedeutung der Neuerungen für die einzelnen Wissenschaften betrachtet. Die Theologie zählt unter diejenigen, in denen man am meisten Reformen widerstrebt, die man derselben gar für unfähig hält: „Nie wird man mehr darüber schreien, als wenn in der Theologie eine alte Lehre verändert oder eine neue hineingebracht werden sol, und niemand kann sich mehr verhaßt machen, als eben der, der solche Neuerungen vorbringt.“ So durfte sich allenfalls die a. d. B. auslassen, aber nicht ein Schüler des Hofer Gymnasiums: „Nie entsteht soviel Aufsehen,“ korrigiert Kirsch und zerkocht die harte Kürze Jean Pauls zu einem wässerigen Brei. „In gewissem Verstande,“ fährt dieser fort, „kan man auch dazu Recht haben, wenn man nämlich Religion und Theologie als Ding' einerlei Art betrachtet. Aber ich mus erst sagen, daß zwischen Religion und Theologie ein Unterschied zu sein scheint. Diese besteht aus einem künstlich geordneten Vortrage der Religionslehren und ist besonders dem Lehrer nöthig. Jene ist der Unterricht, der iedem Menschen zur Gottesverehrung nöthig ist, und besteht aus einem simpeln und praktischen Inbegrif der Religionslehren. Theologie hängt eben nicht so genau mit der Religion zusammen, sondern steht nur in so fern mit ihr [in] Verbindung, wiefern sie eine Anstalt genant werden kan, die Bildung der Lehrer der Religion zu erleichtern.“ An einer so rückhaltslosen Billigung Semlerscher Grundanschauungen konnte das Konsistorium Anstoß nehmen. Der Rektor sucht zunächst durch eine hypothetische Wendung die bittre Pille zu versüßen, schließt aber dann, das Fruchtlose seines Unternehmens einsehend, die ganze Stelle als überflüssig in Klammern und läßt nur die Behauptung stehen, als Wissenschaft müsse die Theologie Neuerungen fähig sein. Daß sie es nun auch tatsächlich ist, beweist Richter aus ihren historischen Fortschritten, die er wieder bezeichnenderweise durch die Toleranz und biblische Exegese in seiner Zeit als am größten beglaubigt findet. Aus der Tatsache, daß selbst hervorragende neuere Gottes-

gelehrte noch immer die Erklärung zweifelhafter Bibelstellen künftigen Kritikern überlassen müßten, ferner daß die Philosophie als eine Quelle zur Beförderung theologischer Erkenntnis beständig der Vervollkommnung bedürfe, folge auch die Notwendigkeit von Neuerungen in der Theologie: „Ja!“ antwortet man mir vielleicht, „man solte doch nichts ändern; denn würde wol Gott so viele Christen etliche Jahrhunderte lang im Irthum' haben hingehen lassen?“ Einer der schwächsten Einwürfe — der all' Untersuchung des Wahren verbant, der zu viel beweist.“ Der unvermittelt angebrachte Selbsteinwurf klang zu anspruchsvoll, seine Kritik zu scharf. Kirsch überbrückt daher im ersteren Fall mit einem langweiligen: „Wider das, was ich nun gesagt habe, will ich mir selbst einen Einwurf machen. Ich will also sagen:“ und mildert in letzterem durch ein bescheidenes: „Aber dies dünkt mir [!] eines der schwächsten Einwürfe zu seyn.“ Nicht durch Wunder nehme Gott den Menschen ihre Ungereimtheiten im Glauben. Er überlasse dies ihrer allmählichen Aufklärung. „Und wenn der Mensch durch die Lage, die Umstände, in denen er sich befand, nicht anders kont' und irren muste, wird er's zurechnen?“ Diese Frage wandte sich an bereits Aufgeklärte, gehörte also nicht vor die Versammlung; der Rektor strich sie. In der Jetztzeit äußere sich übrigens auch ein zufälliger Nutzen der Reformen. In den Kriegsruf der Rationalisten, das Christenthum zu modernisieren und dadurch vor den Übergriffen der Naturalisten zu schützen, stimmt auch Jean Paul ein, wenn er behauptet: eben die falschen Neuerungen, die Einwürfe der Deisten seien widerlegt, das christliche Religionssystem aber dadurch fester, bestimmter gemacht und vor Blößen bewahrt worden, die es den Freigeistern preisgegeben hätten. Luther würde sich freuen, läse er eine jener Verteidigungen, sähe er sein Lehrgebäude auf den Stützen fast aller Wissenschaften ruhen. Und damit sich der Leibnizianer in ihm doch nirgends verberge, fügt Jean Paul hinzu: „Würd' er nicht Gott danken, der

in seiner besten Welt iedes Böse zum Vortheile des Ganzen ausschlagen läßt?" Getrost könne der Theologe mehreren Einwürfen antworten: „denn auch ein Lessing'scher Fragmentist hat seinen Widerleger gefunden." Lessing's Fragmentarist! Ein solcher Teufel durfte vor der Versammlung nicht heraufbeschworen werden! Der Rektor strich die Stelle. Wie in der Theologie sind Neuerungen auch in der Jurisprudenz, Medizin und besonders in der Philosophie notwendig. Bei dieser habe das noch niemand bezweifelt; denn man könnte sie „ein Land der Hypothesen" nennen. Jedes auferstehende Genie ändere an der Philosophie und baue ein System. Eben diese Reform sei aber so nützlich für sie, daß sie ohne dieselbe eine der geringsten Wissenschaften sein würde. Nie werde dies aufhören, es müßte denn der Mensch Gott oder die Anzahl der Wahrheiten endlich werden. Der zweite Teil der Rede beweist, daß das Streben nach dem Neuen schädlich wird, wenn man von der Leidenschaft, der schlechtesten Beraterin, verführt, eine Wahrheit nicht um ihrer willen behauptet, sondern weil sie neu ist und das Alte nicht der Wahrheit wegen verwirft, sondern nur weil es alt ist, und wieder wird der Schaden dieses Strebens vorzüglich in der Theologie betont. Wer hier nur das Neue kritiklos annimmt, verabsäume seine „größte Pflicht": selbst zu untersuchen. Die Nachteile wären hier um so größer, als die Wahrheiten der Theologie mehr Einfluß auf unser Glück oder Unglück hätten als die irgend einer andern Wissenschaft.

Im Mai 1781, aber noch in Schwarzenbach sind einige Aufsätze entstanden, welche das dritte Heft der Denkübungen (Nr. 3)[24]) enthält. Eine kürzere, aber mit Enthusiasmus geschriebene Abhandlung „Man bestraft das Laster zu strenge und belohnt die Tugend zu wenig"[25]) stellt die harte Verfolgung des Lasters der

---

[24]) Übungen / im / Denken. / Erster Band. / Mai 1781.
[25]) Auch schon in Nr. 2. Danach die Wiedergabe.

geringen Anerkennung der Tugend gegenüber und spricht die Vermutung aus, letztere würde häufiger geübt, wenn man mit ihr die Vorteile verbände, die man durch Begehung lasterhafter Handlungen erziele. Der Einwurf, daß dann die Tugend eigennützig werde, kommt dabei für Jean Paul nicht in Betracht: „Eigennüzzig? was wolt ihr sonst für eine haben? Eine uneigennüzzige, ganz uneigennüzzige ist eine englische. Ihr zersprengt die Saite, weil ihr sie zu hoch spant. Ihr macht, daß gar keine Tugend in der Welt ist, weil ihr die menschliche verschmäht. Eine menschliche und mit Flekken vermischte, ist doch wol besser als gar keine. Laßt uns Menschen sein, eh' wir Engel werden wollen."

Viel wichtiger ist der zweite Aufsatz: „Über Narren und Weise, Dumköpf' und Genie's".[26]) Er wiederholt zum Teil jenen „Über Narren und Weise", ist eine Neubearbeitung desselben, bedeutet ihm gegenüber aber zugleich einen gewaltigen Fortschritt in der Charakteristik des Narren. Während dort der Dichter die Begriffe vom Weisen, Genie, Dummkopf und Narren noch nicht fest abzugrenzen verstand, findet er hier überall scharf unterscheidende Merkmale. Den Anregungen durch Zimmermanns Buch „Vom Nationalstolze" waren inzwischen andere durch Isaac Iselins „Geschichte der Menschheit" gefolgt. „Narren und Dumköpfe — diese Benennungen bezeichnen nicht ein und eben dieselbe Sache; ob sie gleich oft mit einander verwechselt werden," erinnert Jean Paul gleich anfangs ganz eindringlich. Der Dummkopf sei das bedauernswürdige Geschöpf, dessen Geist nie mehr als eine geringe Anzahl Ideen fasse, das, tief in Finsternis verhüllt, nie durch die Strahlen der Wahrheit erleuchtet werde. Er sei der Polyp zwischen Menschen und Tier. Anders der Narr. Die meisten seien Narren gewesen, weil sie zu viel wußten, oder zu wissen glaubten, als ihnen zuträglich war. Sie

[26]) Auch schon in Nr. 2. Danach die Wiedergabe.

verstünden viel, aber durch üble Anwendung ihrer Fähigkeiten würden sie Narren. Der Dummkopf werde geboren, der Narr gemacht. Damit ist ein Hauptgedanke Iselins ausgesprochen, nach welchem aus dem Mangel einer Richtigkeit der Seelenwirkungen bei geringen Anlagen der blöde Geist, die Einfalt, bei großen aber und „insonderheit bei mächtiger Einbildungskraft, welche nur zu oft das blos Mögliche mit dem Wirklichen vermischt“, die Narrheit entsteht.[27] Auch darin stimmt Jean Paul mit seinem Gewährsmann überein, daß er die Phantasie als unterscheidendes Merkmal zwischen Narren und Dummkopf anführt: „Das Übel des Dumkopfs besteht darinnen, daß er gar keine Einbildungskraft hat. Der Nar wird deswegen einer, weil er zu viel Einbildungskraft besizt. Deswegen ist der Poet der Gefar nahe, ein Nar zu werden. Daher der so gelobte furor poeticus.“ Dummkopf und Weiser seien schwer zu erkennen, da sich beide nicht leicht entdeckten; der Narr hingegen werde gleich sichtbar, denn wie die Soldaten die Montur, unterscheidet ihn von andern ein Kennzeichen: alles zu sagen, was er sich denkt. „Wir würden merere Narren in der Welt antreffen, wenn merere offenherzig genug wären, ihre Gedanken herauszusagen.“ Jean Paul hat zum erstenmal die Hand erhoben, das Narrentum zu segnen, denn zum erstenmal hat er die Geißel der Satire über die Menschheit geschwungen. Der Dummkopf sei deswegen ein Dummkopf, weil er sich nicht unter den Tieren befinde, wo er als Genie gelten würde, der Narr deswegen ein Narr, weil er nicht in der Welt sei, die in seinem Kopf existiere, wo man ihn für klug hielte, sagt der Dichter. Aber noch unterdrückt er den zündenden freien Gedanken des Humoristen, die Welt des Narren als das von allen Schwächen gereinigte Ideal der wirklichen zu verherrlichen, in die Worte des Narren nur den grellen Gegensatz zwischen diesen beiden Welten zu

---

[27]) Gesch. d. Menschheit; 4. verb. Aufl. Basel 1779, 1, 16—19.

verlegen. Aus der Weite poetischer Auffassung sinkt Jean Paul immer noch in das enge Urteil des Alltagsmenschen zurück, der im Narren nur den Kranken sieht. Der Dummkopf sei unheilbar, weil er so geboren sei; den Narren könne man bessern, eben weil er schlimmer werden konnte. „Er ist ein Starker, dessen Kräft' übel gebraucht sind: es ist nichts nötig, als sie auf eine andre Seite zu lenken." „Nein!" würde da Schoppe, diese lebendige Zuchtrute der Welt in wildem Pessimismus ausgerufen haben: „die Menschheit ändert mich nicht, da sie sich nicht ändert!" „Im Traume," lesen wir bei Iselin, „befindet sich der Mensch in einem Zustande, wo sich die Vorstellungen während seinem [!] Schlafe lediglich nach den Gesetzen der Phantasie richten und die Gesetze der Wirklichkeit überschreiten. Im Fieber träumt der Mensch wachend. Die Tollheit ist ein solcher Zustand, der länger dauert. Die Gemütsbewegungen, wenn sie allzuheftig werden, versetzen die Seele in einen vorübergehenden Stand der Narrheit." [28]) „Raserei," bemerkt fast wörtlich Jean Paul, „ist der höchste Grad der Narheit — und diese heilt man in unsern Tagen. Im Schlafe sind wir alle Narren; das macht weil wir die Sinnen nicht zum Wegweiser haben." Wie ähnlich lauten beide Stellen, und wie verschieden ist der Geist, welcher beide beherrscht. Dort die ruhige umständliche Auseinandersetzung wissenschaftlicher Beobachtung, hier ein leidenschaftlicher Drang, das Gift der Satire in Paradoxa und Antithesen zu drängen. Immer größer wird dem Dichter der Narr, immer verächtlicher und kleiner der Dummkopf, immer schreiender der Gegensatz zwischen beiden im Leben; Jean Paul, der Satiriker steht vor uns: „Der Dumkopf hat sein Ebenbild unter den Tieren; der Nar nicht. Dies zeigt an, daß dieser näher mit den Menschen verwand ist, als iener. — Alle Menschen haben zu gewissen Zeiten Narheiten an sich, und die grösten am meisten — aber dum

---

[28]) Ebda.

ist nur eine kleine Anzal. Dum ist man beständig — ein Nar ist man oft nur auf eine kurze Zeit. Das Herz des Dumkopfs ist wenig edler Bewegungen fähig — das des Narren ist zu allen aufgelegt, welche nur die Grille nicht betreffen, die ihn zum Narren macht. Die Narren spert man ein, oder hängt sie an Ketten — aber Dumköpfe läßt man laufen. Sie stehen oft auf Katederstülen, auf Kanzeln, — sie sizzen auf dem Trone.“ [29]) Iselin sagt am Schlusse seiner Charakteristik der Narrheit: „Aus diesem allen läßt sich leicht sein Gegentheil, die Weisheit abziehen.“ Ebenso unser Dichter: „Es ist iezt leicht zu erraten, daß ein Weiser und ein Genie nicht einerlei Dinge sind. Der Weise ist dem Narren und das Genie dem Dumkopf entgegengesezt. Von allem, was ich gesagt habe, braucht man nur das Gegenteil abzuziehen, um die Verschiedenheit des Weisen und des Genies zu entdekken.“ Bei Iselin wird auch ein Zusammenhang von Genie und Irrsinn betont, und bei großen Geistern oftmals viel „Ungereimtes und Schlimmes“ gefunden. „Wir können,“ heißt es da, „das Rauhe und Stechende an denselben anfangs nicht vertragen. Wir glauben demnach, man müsse dasselbe wegschneiden und hintertreiben. Ein weiserer Beurteiler schließt eben daraus auf die vortrefflichen Anlagen und wartet das Alter und die Zeit ab, welche der Vernunft und Tugend beförderlich sind, und wo die Natur die schönsten Früchte hervorbringt.“ [30]) Auch hierin folgt Jean Paul seiner Quelle und wirft dabei zu erstenmal den Blick auf die gärende Gegenwart, aber so streng und altklug, wie nur die Aufklärung auf das junge Geschlecht herabsah: „Daß die meisten Genies eine kleine Dosis Narheit an sich haben, ist nicht notwendig. Aber in dieser Welt ist nichts rein; alles ist mit Mängeln vermischt, so die

[29]) Von mir gesperrt gedruckt.
[30]) a. a. O. 239—241.

Tugend, so die Warheit. — Auf der einen Seite bewundern wir iene große Genie's, auf der andern bedauern wir sie. Karakter des Genie's ist's nicht, aber das Los der Menschheit, daß der, welcher mit einer Eigenschaft sich unser Erstaunen erwirbt, mit der andern wieder unsre Hochachtung verliert. Aber auch oft, und das mus man zu ihrer Verteidigung sagen, sehen wir das mit schiefem Auge für Narheit an, was nur ungewönlicher Weg des Genie's ist. Wir kalte Weise haben gewisse Gränzen festgesezt, über die freilich das Altagsvolk nicht hinauskriechen mag, nicht hinauskriechen kan. Aber diese achtet das hochfliegende, drängende Genie nicht — die emporstrebende Selenkraft läßt sich nicht einengen. Einen Göthe, mit allen seinen Ausschweifungen, ließt man doch lieber als seine kraftlose[n] Schreier, Widerleger. Überflus der Kraft drängt zum Guten; allein 's ist auch oft Gelegenheit, böse zu werden. In unsern Tagen hielt man's für's Unterscheidungsmerkmal des Genie's, ausschweifend und ein Nar zu sein. Viele gaben sich daher Mühe, sich als Genie's zu zeigen, und das in noch größerm Grade zu sein, was sie vorher in kleinerm waren."

In der Theorie hatte Jean Paul den Narren erfaßt. Aber um ihn mit dem tiefernsten Humor eines Leibgeber-Schoppe über die Welt triumphieren zu lassen, mußte er diese erst selbst kennen lernen, dann aber auch einen finden, der von allen ihren Flecken rücksichtslos den Schleier zog, und einen andern, den das Leben nach seinen schrillsten Dissonanzen gestimmt und mit der zerstörenden Leidenschaft gebrochner Naturen bedacht hatte. Erstern fand der Dichter in Jonathan Swift, letztern in Bernhard Hermann.

„Die Warheit — ein Traum" ist der Titel der letzten Abhandlung, die Richter noch in Schwarzenbach geschrieben haben dürfte.

Auf dem Wege über das Pfarrhaus zu Rehau war Jean Paul auch mit Lessings Schriften bekannt geworden,

und nie haben sich seine Ideen mit denen Lessings enger berührt als in diesem Aufsatz. Schon am Schluß des an Vogel eingesandten Heftes stehen die Zeilen: „Gottes Absicht hier in diesem Leben ist nicht, uns durch's reine Licht der Warheit zu erleuchten — sondern nur durch einen Schimmer derselben den wissensbegierigen Geist nach einem Vergnügen anzulokken, das in einer andern Welt unsre größte Wollust ausmachen wird. Wir sollen hier nicht weise werden — aber wir sollen den Trieb bekommen, es einmal zu sein. Reine Wollust gebiert Ekkel — reine Warheit ist für uns nicht, weil sie der Tätigkeit des rastlosen Geists Gränzen sezt.“ Derselbe Gedanke, nur weiter ausgeführt, liegt auch unsrer Abhandlung zugrunde. In ihrer Einkleidung erinnert sie an die spätern Traumphantasien des Dichters, während sie sich von der meist trocknen und nüchternen Form der früheren Denkübungen durch eine Naturschilderung abhebt, mit welcher Jean Paul beginnt, freilich um sie alsbald wieder recht prosaisch abzubrechen. Ihm drängt sich die brennende Frage auf: „Was ist Wahrheit?“ „Es ist ein Ding eigner Art — eine Sache, die ieder sucht, ieder zu finden glaubt — und die keiner gefunden hat, weil ieder etwas anders als der andre findet.“ Die größten Geister irrten hierin. Beklommenen Herzens wendet sich der jugendliche Denker an den Vater der Wahrheit mit bittern Vorwürfen. Da verwandelt sich die milde Dämmerung des Mondes in strahlenden Sonnenglanz, ein höheres Wesen tritt auf und fragt den Unzufriednen nach dem Grunde seines Unmuts. Der Dichter bricht in die alte Klage aus, daß der Erdgeborne die Wahrheit nie anders finden könne als unter der Maske des Irrtums. „Aber hast du denn nie 'was wares gefunden?“ entgegnet der Seraph, „ist alles, was du weist, Irthum?“ „Das nicht,“ antwortet der Gefragte. „Ich bin nur mismutig, daß der Warheit so wenig ist, daß immer ihr reines Gold mit den Schlakken des Irtums vermischt ist.“ Da rügt der Engel die Unbescheidenheit des Sterb-

lichen, mehr zu fordern als ihm gegeben sei, seine Unzufriedenheit darüber, daß die Zahl seiner Erkenntnisse beschränkt, daß er mit einem Wort nur Mensch und nicht Engel sei. Er verweist ihn auf die tief unter dem Menschen stehenden Wesen, auf seine Vorzüge vor diesen, und wirft ihm vor, daß er bei der Klage darüber, was er nicht hat, den Dank abzustatten vergesse dafür, was er habe. Diese Gedanken erinnern sehr stark an zwei Stellen in Popes „An essay on man". Die eine schilt in ganz ähnlicher Weise die maßlosen Forderungen des Menschen an den Himmel:

> What would this Man? now upward will he soar,
> And, little less than angel, would be more.[31])

Die andre ermahnt den Murrenden, nicht immer über sich, sondern stets unter sich zu sehn:

> Presumptuous man! the reason wouldst thou find,
> Why formed so weak, so little and so blind?
> First, if thou canst, the harder reason guess,
> Why formed no weaker, blinder, and no less?[32])

Doch Jean Paul gibt sich nicht zufrieden. „Du beweist mir wol, daß der Mensch Irtümer haben mus, aber nicht, daß er gerade so viel haben mus. Könten wir nicht noch eine große Anzal Warheiten fassen, one daran von den Schranken unsrer Endlichkeit gehindert zu werden? Und beweist deine Antwort nicht zu viel? Köntest du nicht auf diese Weise dem Menschen alle Warheit bis auf einen kleinen Schimmer nemen, und ihn immer mit der Berufung auf seine Endlichkeit zufrieden stellen wollen? Und warum haben denn gerade die größten Geister am meisten geirt?" „Die größten Geister haben am meisten geirt, weil sie die meisten Warheiten einsahen," ist des Seraphs Antwort. „Je mer der Mensch Kräfte fült, auf dem Weg der Warheit

---

[31]) The works of Alexander Pope. New edition (Croker-Elwin). London 1871. Poetry II, 361.

[32]) Ebda. S. 350.

fortzugehn, destomer ist [er] der Gefahr ausgesezt, sich zu verirren.“ Die überirdische Erscheinung verwandelt sich allmählich in den Geist Leibnizens, denn sie fährt fort: „Es ist notwendig, es ist nüzlich, daß wir gerade so viel Irtümer, gerade so viel Warheiten haben. Wenn du eine Vorsehung glaubst, wenn du zugiebst, daß alles gut ist, und daß man nichts bessers an die Stelle des iezzigen sezzen könne — so wirst du keinen Augenblik zweifeln, daß es gut sei, wenn gerade so viel Irtümer in der Welt sind. Mit Nacht ist des Alwissenden Rat umhüllt — wir entdekken nur einzelne Spuren seines Plans, und diese sind so weise, so erhaben — sollen wir nicht denken, daß das, was wir nicht kennen, eben so weise, eben so erhaben sein werde? Glaube mir Mitgeschöpf! ieder Irtum, der in der Welt hervorgebracht wird, entsteht nicht one den Willen des Schöpfers — er hat mannigfaltigen Nuzzen. Er ist mit in die unabsehlige, verwikkelte Kette der Weltbegebenheiten einverwebt — seinen Nuzzen entdekt das blöde Auge des Endlichen nie — nur der, der alles sieht, sieht auch ihn.“ „Wenn ihr euch über Irtümer beklagt,“ sagt der Engel im Sinne Lessings, „so beklagt ihr euch über eure Endlichkeit. Das Wesen der Ding’ ist unerforschlich. — Steigt, Sterbliche, Jartausende die Leiter der Warheiten hinan — ihr durchblikt nicht das Innere der Dinge; und wenn ihr’s nicht durchblikt, so müßt ihr irren; und dies wird ewig euer Los sein . . . Reine Warheit sieht blos der Alleinsehende, — aber er hat auch Kraft dazu, weil er unendlich ist.“ „Eure Glückseligkeit, Sterbliche,“ beschließt der Seraph seine Belehrung, „besteht in der Erweiterung eurer Kräfte. Ein Irtum schränkt sie nicht ein — er befördert ihren Wachstum. Denn es gehört schon viel Denkkraft dazu, nur irren zu können.“ Gottes Segen ruht auf dem rastlosen Vorwärtsdrängen des Menschengeistes. Auch die Leiden des Zweiflers erkennt der Allmächtige und wird sie belohnen, „weil sie schwer zu ertragen sind, und weil nur Edle sie leiden“. Mit einer

lauten Ermahnung zur Toleranz schließt der Aufsatz: „Ihr verdamt manchen, dessen Schuld es nicht war, wenn er Warheit mit dem Irtum verwechselte — ach! seht nicht mit hönischem Lächeln, stolzem Mitleid, verdammender Mien' auf einen Spinoza herab, der seinen Got mit der Welt vermischte. Vielleicht hat er droben bei ihm erkant, daß er ist, aber auch gefült, daß nur Liebe sein Wesen ausmacht." Der Dichter erwacht aus seinem Traum, denn „die zu lebhaften Ideen erregten in meinem Körper harmonische Bewegungen der Wollust", platzt er mit einer psychophysischen Begründung in seinen Enthusiasmus herein: „Ich bedauert' es, daß es nur Traumbild war, aber ich tröstete mich wieder, wenn ich bedachte, nicht ieder Traum ist vergeblich. Vielleicht wird auch dieser erfült — vielleicht in dem Land' erfült, wo man nicht mer träumt und sich nicht mer — um Träume zankt."

Der Besitz der Wahrheit mache ruhig, träge, stolz, hatte Lessing gesagt und damit nur einem Gedanken Ausdruck verliehn, der die ganze Aufklärung beseelte. Sie war durch Nacht zum Licht vorgedrungen, durch Irrtum und Zweifel zur Wahrheit. In ihrer Toleranz gegen diejenigen, welche den mühsamen Weg noch nicht gegangen waren, offenbarte sich ihre sokratische Bescheidenheit, die hinter dem Erreichten das noch Unerreichte sah, ihr großer Vorkämpfer aber segnete nur ihre siegreiche Waffe, wenn er das Streben nach Wahrheit höher stellte als diese selbst. Einige Jahre später scheint das Suchen nach Wahrheit als solches Jean Paul nicht mehr befriedigt zu haben, denn er spricht ihm jeden Selbstzweck ab, wenn er in sein Leipziger Tagebuch schreibt: „Sagen, man untersuche die Warheit weniger, um sie zu finden, als, um sich in ihrer Aufsuchung zu üben und den Verstand zu schärfen," heißt sagen, „ich neme Speise zu mir, weniger um mich damit zu nären, als um mein Gebis zu schärfen, damit ich immer besser esse." [33])

[33]) *H.* in der „Rollwenzel".

Im 64. Bande der ersten Gesamtausgabe hat Förster aus dem Nachlasse des Dichters eine Gelegenheitsschrift „Die Spuren der Vorsehung bei dem Übel der Armut und Krankheit“ [34]) veröffentlicht, die zweifellos der Zeit angehört, die wir jetzt behandeln. Der Herausgeber setzt sie zwar in das Jahr 1780 zurück, doch spricht für unsere Datierung ein Entwurf, der sich unter Briefbrouillons in einem Tagebuch von 1781 vorfindet. Auch die Gegenüberstellung des Weisen und Narren, mit welcher die Schrift beginnt, war, wie wir wissen, ein Lieblingsthema Jean Pauls gerade in den letzten Monaten seines Schwarzenbacher Aufenthaltes. Dürfen wir Förster glauben, so ist die Abhandlung für einen Gönner und Wohltäter nach dessen Genesung von schwerer Krankheit geschrieben. Wir lassen indes die Frage offen, ob es sich hier nicht um eine rein willkürliche Erfindung in der Form handelt und ob es darum wirklich notwendig ist, eine bestimmte Person anzunehmen, welcher die Schrift zugedacht gewesen sein könnte. Jean Paul verteidigt die Vorsehung zunächst gegen den Vorwurf des Übels der Armut und wird dabei gleichzeitig auch deren Apologet, indem er sie in möglichst hellem Lichte zeigt, während er auf den Reichtum alle Schatten fallen läßt. Er betrachtet sie überhaupt nur als ein „relatives“ Übel, welches man nur im Vergleich mit dem Reichtum empfindet, und sieht in ihr jetzt schon, wie er es später so gerne tut, eine Schule strengster moralischer Disziplin. Ebenso weiß er die Vorsehung gegen den Vorwurf des Übels der Krankheit zu rechtfertigen. Seine philosophische Lektüre wendet er hier praktisch an, indem er etwa den Kranken mit dem Hinweis tröstet, daß schon das jeweilige Nachlassen des Schmerzes in ihm eine freudige Empfindung errege. Wichtiger als der Inhalt dünkt uns der Aufbau der Abhandlung. Die „trübsinnige“ Schilderung der beiden Übel in der Manier Youngs und die optimistische Ver-

---

[34]) F. 13b.

teidigung der Vorsehung in der Manier Popes, verbindet die Schrift mit einem größeren Essay Jean Pauls, welches uns als erste Arbeit aus der folgenden Epoche seines Lebens beschäftigen wird.

Abseits vom Wege, auf welchen wir Jean Paul in diesen Denkübungen fanden, liegt sein kleiner Roman „Abelard und Heloise“.[35]) Die stillen Mondscheinnächte am Ufer der Saale, die Freundschaft mit Oerthel, dem siechen, schwärmerischen Jüngling, hatten Richters angebornes Empfinden geweckt, das bisher in der Kälte nüchterner Verstandesbetätigung noch gar keine Frucht getragen hatte. Lang währte ja auch dieser Sommer nicht, denn er verrät sich nur in einem tränenfeuchten Billet an Oerthel und in dem „Romänchen“. Auch versengte er Jean Pauls Herz keineswegs mit brennender Glut, denn aus der kleinen Dichtung spricht ebensowenig ein warmes und tiefes Gefühl, wie aus jenem uns schon bekannten Briefchen. Die Leiden des jungen Abelard wurden im Januar 1781 niedergeschrieben und zwar als Liebesgabe für Adam Lorenz von Oerthel. Wir entnehmen dies jener schon oben erwähnten Bemerkung des Dichters, worin er antike und neuere deutsche Autoren auf ihre Anregung zu schriftstellerischer Tätigkeit hin prüft und zum Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptungen am Schluß hinzufügt: „Mein Beispiel, wie elend meine Abschiedsrede war, und anders mein Roman für Oertel.“ Die Geschichte des berühmten Liebespaares begegnete dem Dichter das erstemal in Popes Werken. Er nahm daraus für seinen Roman aber nur die Namen, den Stoff dafür gab der Siegwart, die Form der Werther her. Die Erzählung ist in Briefen an einen Freund abgefaßt, welche mit ihren pathetischen Naturschilderungen zuweilen fast wörtlich Goethe nachahmen, an den übrigens auch der lakonische Schluß des Romans lebhaft erinnert. In den Motiven jedoch folgt

[35]) F. 13^b; veröffentl. von Nerrlich in Schnorrs Archiv 10, 496—520.

Jean Paul, wie schon Nerrlich richtig betont hat, dem Siegwart. An die Stimmung dieser Dichtung erinnert auch schon das Motto: „Der Empfindsame ist zu gut für diese Erde, wo kalte Spötter sind — in iener Welt nur, die mitweinende Engel trägt, findet er seiner Tränen Belonung. — —“

Abelard wird von seinem Vater aufs Gymnasium einer benachbarten Stadt geschickt. Er fühlt sich hier von Lehrern und Schülern abgestoßen; nur an Karl, einem Pfarrersohn von gleicher Sinnesart, findet er einen Freund. Auf einem Spaziergange begegnet er von ungefähr einem Mädchen, dessen Bild nicht mehr aus seiner Seele weicht. Karl führt ihn ahnungslos in das elterliche Haus der Geliebten ein. Sie ist die Tochter eines geizigen, brutalen Kaufmanns und heißt natürlich Heloise. Als Kunde des Vaters gelingt es Abelard, sich noch einmal der Jungfrau zu nähern und ihr seine Liebe zu gestehn. Sie ladet ihn zu einem Besuch auf dem Landgut ihrer Tante ein, wo er sie ungestört treffen kann. Beide genießen nun schöne Stunden traulichen Beisammenseins, die aber durch Abelards Abgang nach der Universität jäh unterbrochen werden. Schweren Herzens nimmt Heloise von ihm Abschied; denn ihr Vater hat ihr schon einen gewissen Fischer als Bräutigam erwählt. Von der Universität fühlt sich Abelard ebenso enttäuscht wie vom Gymnasium. Eine verzehrende Sehnsucht nach der fernen Geliebten verursacht ihm Höllenpein. In seiner Betrübnis ereilt ihn die Kunde, daß sein Nebenbuhler Fischer wegen eines Duells mit tödlichem Ausgang das Weite suchen mußte. Aber bald folgt die traurige Nachricht, daß der Elende noch vor seiner Flucht Heloise aufgesucht und in mördischer Absicht angeschossen habe. Die Kugel ging zwar nur durch den Arm, aber auch an einem Armschuß kann man sterben, wenn es der Dichter will. So stirbt denn auch die Verwundete sieben Tage lang — vor den Augen ihres Abelard. Den beherrscht von nun ab nur der eine Gedanke, ihr im Tode zu folgen. Nachts

wirft er sich an ihrem Grab in den Schnee. Schon ist er erstarrt, fühlt nichts mehr, die Stürme in seinem Herzen haben ausgetobt — „Ha," ruft er da mit einemmal, „lebst du noch? Ist dies um mich her Erde, oder Himmel, oder Hölle? Ach Unglücklicher! Der Tod kommt nicht." Er springt auf, eilt nach Haus und wählt sich, da ihm zum Erfrieren die nötige Geduld gefehlt hat, die Todesart Werthers.

Heloise ist, wie leicht zu erkennen, das Pendant zu Marianna, Abelard das zu Siegwart. Über beider Liebe waltet als Unhold in beiden Romanen ein tyrannischer Vater. Es ist sicher nicht Zufall, daß in Millers und Jean Pauls Dichtung der Name Fischer eine große Rolle spielt. In Abelards wie in Siegwarts Herzen keimt mit einemmal die Liebe auf. Dieser wie jener kennt seine Schöne nur vom ersten Sehen, tritt ihr aber bald in ihrem eignen Hause näher. Nur begegnet Siegwart Mariannen in der Kirche, Abelard Heloisen auf einem Spaziergange. Nur heißt in dem einen Fall der Freund, welcher den Helden bei der Geliebten einführt, Kronhelm, im andern Karl. Aber eben dieser Karl gleicht auch Millers Kronhelm im Charakter, wie denn auch das Verhältnis Abelards zu ihm sich mit dem Siegwarts zu seinem Busenfreunde deckt. Siegwart verbirgt vor Kronhelm anfangs seine Seelenkämpfe, ebenso Abelard die seinigen vor Karl, die Paare streiten sich in beiden Romanen, brausen gegeneinander auf, aber versöhnen sich nachher um so freudiger: „Sie lieben sich nur stärker," sagt Miller, „wie zwei Liebende nach einer kurzen Trennung." [36]) Und Jean Paul legt seinem Helden die Worte in den Mund: „Wir lieben nie mer, als wenn wir vorher Feinde gewesen sind." So ließen sich die Fäden zwischen dem Original und seiner Nachahmung noch weiter spinnen. Eine Parallelgeschichte von

[36]) Siegwart, eine Klostergeschichte. Zweyte, rechtmäßige und verbesserte Auflage. Leipzig 1777; I, 183.

einer Selbstmörderin fehlt hier wie dort nicht, Heloisens Vater hat durch seine Brutalität seine Frau unter die Erde gebracht, wie etwa der Kronhelms die seinige; gemeinsame Lektüre bildet die Freundschaftsbrücke zwischen Siegwart und Gutfried, wie zwischen Abelard und Karl, nur ist es in jenem Fall die Lektüre Klopstocks und Kleists, in diesem die Lektüre von Jung-Stillings Jugendgeschichte. „Dies Buch,“ sagt Karl zu Abelard, „ist ganz für den Jüngling geschrieben. Ein Stral von der so unbesorgt durchlebten Kindheit umdämmert so sanft die Sele — alle unschuldige Wonnen, in der Jugend genossen, leben in der Sele wieder auf — man senet, senet sich, einem Freund an den Busen zu fallen und an ihm der Freudenerinnerungstränen auszuweinen.“ Zum erstenmal gedenkt hier Jean Paul seiner glücklichen Kindheit. Die idyllischen Szenen in der traulichen Stube von Heinrichs Elternhaus rufen in seiner Erinnerung die seligen Stunden wach, welche auch er mitten im Stilleben eines Dörfchens sorgenlos verträumte. Ebenso abgeschlossen von aller Welt, ebenso behütet von der Fürsorge eines strengen Vaters, flossen auch ihm wie Jung-Stilling seine Tage dahin; die drückende Armut haben beide nicht empfunden und beide sehnen sich in späteren Jahren wehmutsvoll nach dem Frühling ihres Lebens zurück. Dennoch ist die Erziehung eines Jung von der Richters in mehr als einem Punkt verschieden gewesen. Bald nach seiner Geburt hat Stilling seine Mutter verloren, er kennt sie nur aus den schwermütigen Schilderungen seines Vaters; aber die Verstorbene wirkt wie eine Heilige auf sein Denken und Fühlen ein — ein düsterer mystischer Zug, der für Jean Pauls Jugend wegfällt. Sein Vater ist eine starke, kraftvolle Persönlichkeit, die in ihren Anschauungen die starre Orthodoxie vertritt, Heinrichs Vater hingegen nach dem Verlust seiner Frau ein gebrochener Mensch, der sich immer mehr in die Gefühlsseligkeit des Pietisten verliert. So streng auch beide Knaben beaufsichtigt wurden, in Jean Paul wurde wenigstens das Kind nicht unterdrückt.

Er spielt mit seinen Brüdern, mit dem Sohne einer befreundeten Pfarrfamilie, ja selbst leise Beziehungen zum andern Geschlecht bahnt er an. Anders Jung. Wie das scheue Wild in den Bergen bei der Annäherung eines Menschen einen Warnungsruf ausstößt, so etwa pfeift der alte Stilling seinen Heinrich zurück, wenn er nur die Nähe eines gleichaltrigen Bauernknaben vermutet. Während sich Richter nicht erinnern kann, einmal in seiner Jugend Schläge erhalten zu haben, erzählt Stilling, daß die Rute bei seiner Erziehung das erste Wort gesprochen habe, und daß er gerade aus Furcht vor Prügeln frühzeitig zum Lügner wurde. Andererseits freilich verbrachte Heinrich Jung seine Kindheit nicht in einer geistigen Saharawüste wie Jean Paul. Er wurde nicht mit den phantasielosen Märchen einer Viehmagd abgespeist, er lauschte andächtig den Balladen, die ihm seine Base erzählte, und erfuhr aus seines Großvaters Munde staunend von den Heldentaten seiner Vorfahren. Er las die Legenden vom heiligen Antonius, das Volksbuch vom Kaiser Octavian, von den Haymonskindern und der schönen Melusine. Jean Paul wurde schon früh dazu angehalten, Latein nach der trockensten Methode zu lernen, Stilling wird fast gegen den Willen seines Vaters auf die Lateinschule geschickt, hier aber nicht mit pedantischem Regelkram und Auswendiglernen gefoltert, sondern darf selbständig in den Geist der Sprache eindringen, wie es Richters sehnlichster Wunsch in seiner Jugend war.

Rasch, sehr rasch hat Jean Paul die Stimmung, in der er seinen Roman schrieb, überwunden. Schon am 9. August 1781 fällt er ein vernichtendes Urteil über sein eigenes Werk. Es sei, wie er meint, ohne Plan gemacht, Verwicklungen fehlten gänzlich, der Inhalt sei alltäglich und uninteressant, die Charaktere überhaupt nicht geschildert, man sehe von Heloise und Abelard immer nur das Herz, nirgends ihren Verstand, keine ihrer Neigungen sei ausgemalt, nicht einmal die Liebe sei wahr dargestellt. Überdies sei alles überspannt, man empfinde nichts, eben weil

das Ganze sehr „empfindelnd“ sein sollte. Die Sprache endlich sei eine schlechte Nachahmung der Goethischen. Freilich weiß der Dichter auch einige Schönheiten an seinem Roman herauszufinden. Denn er erklärt weiter: „Es ist nicht überal die Sprache des Herzens verfelt; die Schilderungen von Szenen aus der Natur sind nicht gänzlich misgeraten. Das Deutsche ist nicht ganz elend, es ist wenigstens nicht dem Deutschen ganz änlich, welches die heutigen Kraftgenies schreiben. Auch findet man einzelne gute Bemerkungen hierinnen, und ich würde mer bemerkt haben, wenn ich hätte weniger empfindeln wollen. Endlich für mich hat dies Büchelgen die Schönheit, daß es einen meiner besondern Zustände meines Herzens zu einer gewissen Zeit darstelt, den ich iezt für Torheit halte, weil ich das Glück nicht hab, noch derselbe Tor zu sein.“

Wir unterschreiben seinen Tadel in Bausch und Bogen, können aber kein Wort zum Lobe des Romans beifügen. Es sind in dieser Räubergeschichte des Herzens nirgends auch nur Ansätze zu einer Charakterisierung gemacht, die Ereignisse werden mit der Kürze und Nüchternheit einer redaktionellen Notiz hintereinander aufgezählt, auf feinere psychologische Übergänge wird durchgehends verzichtet, die Motivierung ist überall rein äußerlich. Was aber das Ganze zu einem Machwerk unreifster Sorte stempelt, ist der Stil. Es ist unglaublich, wie Jean Paul der Sprache seines Romans immer noch einen Vorzug vor andern Kraftgenies einräumen konnte. In den Naturschilderungen findet sich keine Spur von der Virtuosität eines Goethe oder auch nur der technischen Fertigkeit eines Miller, hingegen die plumpsten Geschmacklosigkeiten, welche statt Stimmung unfreiwillige Komik hervorrufen. Da „funkert“ am Himmel ein Stern, dort „wirbelt“ die Lerche dem Schöpfer ihr Abendlied, „wirbelt“ schmetternd die Nachtigall ihre Töne herab oder „sumset“ die Heuschreck' ihren „einförmigen Gesang“. Bald „stürmt“ des „Sturmes Brausen“

auf den Boden das Birkenlaub hin, bald „wispert“ ein „ungefärer“ Wind durch die nackten Gipfel der Bäume. Miller bedient sich im Siegwart oft recht trivialer Kraftausdrücke, die aber im Munde seiner volkstümlichen Gestalten vorzüglich wirken. Jean Paul hingegen verpflanzt sie auch in den feinen Stil seiner Dichtung: „Was für Kerl's werd' ich dort antreffen,“ meint Abelard im sichern Vorgefühl der Enttäuschungen, die ihm auf dem Gymnasium bevorstehen, und die Macht der Liebe schildert er seinem Freund so poetisch als möglich: „Dies Weib raubt mir alle Besonnenheit — fesselt alle meine Tätigkeit, entnervt meinen Geist! Ich mag kaum's Maul auftun, ich mag nichts reden, als von ihr und da möcht' ich nie aufhören.“ — Es ist wahr, fast alle Stürmer und Dränger ließen sich auf ihrer Suche nach zutreffenden Bezeichnungen für das Empfindungsübermaß ihrer Helden oft zu Abenteuerlichkeiten hinreißen. Miller schildert z. B. das wehmütige Violinspiel Siegwarts und Kronhelms in der ergreifenden Stelle: „Und nun spielten sie so schmelzend, so bebend, so wimmernd, daß ihre Seelen weich wie Wachs wurden“ (I, 245). Aber was bedeutet dies alles gegen die Ungeheuerlichkeiten, die sich unser Dichter im Ausdruck leistet, wenn er Abelard dem Sarge Heloisens mit „zeriamerter Sele“ folgen und die bleiche Hand der Toten in des Jünglings „veriamerten Geist“ alle genossenen Freuden wieder „hindämmern“ läßt, oder wenn der Held seinem Freunde berichtet: „da dreht' ich die Augen vol Tränen himelan, blikt' unterwärts, schlug mich an die glühende Stirn, eilte nach Hause! Ach! so ein Zustand!“ Und gewiß rollen auch uns die Zähren nur so über die Backen, wenn Abelard in düsterer Todesahnung die Geliebte bittet, die Veilchen zu beschauen, die auf seinem Grabe sprießen werden, und „deren Duft so schön duften“ werde, weil sie aus dem Moder seines Fleisches ihre Nahrung ziehen. Wir würden nicht fertig, wollten wir für Jean Pauls Unbeholfenheit alle Beispiele aufzählen; nur die Sterbeszene der Heloise dürfen wir

nicht übergehen, denn dieser wird in der Geschichte ärztlicher Berichte über die stattgefundene Totenbeschau ein Denkmal gesichert bleiben, aere perennius: „Ich sas bei ihr am Bette, als sie erwachte. Star blikt sie mich an, sammelt alle Sehkraft, ihren Abelard noch einmal ganz in's Auge zu fassen und sein Bild mit in iene Ewigkeit zu nemen — — sie reicht mir die Hand, röchelt tief aus der beklemten Brust mit Todesstimm' heraus: ‚ich — — werde — — bald — verlöschen — — Leb — — wol — Abelard! — — wir — sehen uns wie — — — —‘ die Stimme stokt, sie schließt die Augen — die Wangen erbleichen — die Füß' erkalten — die Hände starren — — der Todesschweiß kocht aus der welken Stirne — die Lippen zittern — iedes Ädergen und Nervgen zukket zum lezten mal — das Blut strömt steter — das Herz treibt's nicht mer — das Geschöpf ist im Todeskampf — noch einmal — alle Kräfte der sterbenden, geängsteten Menschheit gesamlet — blikken mich die sterbenden Augen wild an — verlöschen — innen pocht's — iede Fiber strebt gegen den Tod auf, streitet die lezte Kraft weg — — ich fal auf ihr Todenbette — umfasse die Scheidende — drükke wütend ihr pochendes Herz an meines, ihre todenfärbigen Lippen an die meinigen — lasse sie nicht faren, begere mit ihr zu sterben — endlich durcheist die Todeskälte die Erblaste — sie ist nicht mer Heloise — ich lasse sie.“

Als Kunstwerk muß „Abelard und Heloise“ demnach für immer aus der Liste Jean Paulscher Romane gestrichen werden. Was uns die Dichtung interessant macht, ist dasselbe, was sie auch dem Verfasser schon 1781 interessant machte: der autobiographische Gehalt. Wenn der Held des Romans in seinem ersten Briefe die Welt für ein Elysium erklärt und sich darüber wundert, daß man sie ein Jammertal genannt hat, so spricht aus ihm Richter, der Leibnizianer. Wenn sich Abelard in seiner bittern Klage über die Universität äußert: „Was mir al die Professoren sagen wollen, kan ich aus den Büchern besser —

gründlicher — und mit weniger Zeit und Geldverlust lernen," so vertritt er nur eine Jean Paul ureigne Ansicht. Lesen wir ferner die Schilderung, welche Abelard seinem Freund Wilhelm von den Verhältnissen des Gymnasiums macht, zweifeln wir keinen Augenblick, daß Richter dabei Hofs Anstalt im Auge hatte: „Die Lerer sind Leute so, so! Sie nären sich von Duft und Wind, sie geben ihrem Verstande nichtsbedeutende Narung — und lassen das Herz verwelken. Denn man schimpft hier auf den neuen Empfindler. Keiner ist nach meinem Geschmak. Und die Schüler! Da weis ich dir noch weniger zu sagen. Viel Gutes vermutet' ich von ihnen, aber meine gute Meinung sinkt. Sie sind Ebenbild ihrer Lerer. Wenn nun's Original schon schlecht ist, mus nicht die Kopie unerträglich sein? .... Wenn ich doch hier einen andern Wilhelm, Guter! anträfe — einen Freund, in den sich mein strömendes Herz ergießen könt'. Ich mache Versuche; aber bald schauder' ich zurük und werfe die vermeinten Freunde wie glühende Kolen aus der Hand. — Meine warmen Herzensausgüsse werden mit Spötteln in ihre Ufer zurük getrieben: ich schäme mich dan (wie paradox!) gut gehandelt zu haben. ... Man äft mich, denn ich bin fremd. Ich bin zu offenherzig, darum hält man mich für einen Einfältigen — darum werd' ich so oft betrogen."

So gibt der Roman im Gegensatz zu den Denkübungen, die nur Spiegel für Richters Innenleben sind, neben innern Wandlungen auch äußere Erfahrungen wieder und fügt sich so aufs schönste in den Rahmen des Bildes ein, welches wir von Jean Pauls erster Entwicklungsepoche entworfen haben.

---

2. Buch.

Kämpfe und Leiden.

Leipzig.

„.. das Leben hat, wie der Diamant,
eine dunkelfarbige Folie nöthig."
W. 31, 257.

So war denn der erste Schritt ins Leben getan, und Jean Paul stand in der berühmten Stadt, die mit Wissenschaften, Büchern und Meißner Porzellan gleich erfolgreich Handel trieb. Unterwegs hatte er mit Kirsch gar eifrig eine Ansicht Ernestis über die Echtheit der Apokalypse besprochen.[1]) Am 19. Mai wurde er unter den üblichen Zeremonien inskribiert. Die schwierige Wohnungsfrage war bald gelöst, und Richter logierte nun mit seinem lieben Oerthel in zwei anstoßenden Zimmern des Gasthofs zu den drei Rosen in der Peterstraße. Das Quartier, welches ganz schön und für 16 Rtl. auch billig war, hatte nur die eine Unannehmlichkeit, daß es von Jean Paul zur Meßzeit allemal geräumt werden mußte.[2])

Sechzehn Jahre vorher hatte Goethe die Musenstadt betreten. Sie machte auf ihn mit ihren schönen, hohen, untereinander gleichen Gebäuden einen sehr guten Eindruck, hatte überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feiertage etwas Imposantes für ihn. Er war eben ein Stadtkind, und auch noch längere und eintönigere Gassen als die Leipzigs hätten ihn nicht ermüdet. Aber

[1]) (L*) Brief an Vogel, 27. Mai 1781; Wahrh. 3, 111 ff.; WW. 63, 193 ff.
[2]) Wahrh. 3, 116 f.

Richter kam vom Lande, im Herzen die Sehnsucht nach dem Rauschen des Waldes und der Wellen, nach den luftigen Höhen und dem frohen Vogelschlag. Er fühlte gar bald das Heimweh, und seine Gedanken schweiften in einsamen Stunden die grünen Ufer der Saale entlang. Hatte er von seinen Schwarzenbacher Freunden einen ziemlich kalten Abschied genommen, so gedachte er ihrer jetzt um so wärmer.[3]) „Die Stadt ist schön," schreibt er an Rektor Werner, „wenn man eine Stadt schön nennt, die große Häuser und lange Gassen hat — für mich ist sie noch einförmig. Und die herrliche Gegend, die Sie mir versprachen, die find ich um Leipzig herum nicht. Überall ein — ewiges Einerlei, keine Thäler und Hügel — völlig entblößt von dem Reize, der mir die Gegend, wo Sie noch wohnen, sonst so angenehm machte."[4]) Ja, gar vieles war in Wirklichkeit anders, als es ihm der Schwarzenbacher Schulmeister prophezeit hatte, der wohl vor einem Vierteljahrhundert in Leipzig gewesen sein mochte. Der hatte ihm weiß gemacht, es ließe sich da ohne Geld leben, denn man erhielte gute Informationen. Aber „Dichtung und Wahrheit" erzählt, was für einen, der in Leipzig Verbindungen suchte, günstige Empfehlungen bedeuteten, und auch alle andern unparteiischen Urteile, die wir über Leipzigs Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts besitzen, beklagen einstimmig den Kastengeist der dortigen Gesellschaftsklassen, welcher einem Studenten, der sich nicht gut einführen konnte, jede Hoffnung auf Familienanschluß benahm. Ebenso schwer war es, eine persönliche Bekanntschaft mit den Professoren anzuknüpfen; denn auch diese verhielten sich sehr reserviert, und hatte schon einmal ein Schüler Zutritt in das Tusculum seines Lehrers erlangt, verließ er es auch bald wieder mit großer Enttäuschung. Besonders freimütig äußert sich in dieser Beziehung Detlev Prasch in seinen „Vertrauten Briefen

---

[3]) Wahrh. 3, 355.
[4]) Wahrh. 3, 116f.

über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig.“ London 1787: „Kommt er [der Student] zu dem einen [Professor], so spricht der von seltenen Ausgaben, von der besten Art seine Stunden zu besetzen, und damit Gott befohlen. Der andre ist wohl so gütig, ihn bei der Frau Gemahlin zu introducieren, d. h. ihm zu erlauben, daß er Hochderselben Handschuh küssen und sich hoher Wohlgewogenheit empfehlen darf, und nun nach einer Viertelstunde wieder an die Thüre geleitet [wird]; der dritte erwartet Submission, will auch im Schlafrock den Lehrer machen, und so ist's überall, so steif, so zwangvoll, daß ein junger Mensch, der nur einige Lebhaftigkeit besitzt dem [!] Herrn Professor gewiß so selten als möglich besuchen wird.“ Richter, welcher gar keine Empfehlungen bei sich hatte, blieben also alle besseren Häuser verschlossen, und nur durch Kirschens persönliche Verwendung wurde er von der Inskriptionstaxe befreit, durch sein Armutszeugnis auch von den Kollegiengeldern, welche die einzelnen Professoren sonst recht rücksichtslos eintrieben.[5]) „Lipsia vult expectari“ heißt ein altes Sprichwort. „Und das expectari,“ fügt Jean Paul bitter hinzu „ist so unbestimmt, daß man, wenn einer 50 Jahre in Leipzig ist und in diesen 50 Jahren kein Amt bekommt, ihm immer noch vorpredigen kann, er solle nur warten, es würde sich schon geben.“ Noch schlimmer gestalteten sich seine Aussichten, als er trotz aller Bemühungen auch keinen Freitisch erhalten konnte. Seine Klage darüber wird wieder durch Prasch bestätigt, der zu erzählen weiß, daß solche Freitische im Konvikt oft an ganz begüterte Personen verliehen wurden, die sie gar nicht selbst benützten, sondern an andere vermieteten.

Es ist bekannt, wie stolz Leipzig zu jeder Zeit auf das feine Benehmen und die guten Sitten seiner Studenten war. Auch Goethe hatte an sich erfahren müssen, wieviel man in Pleißathen auf Mode hielt, und welche Mühe man daran

---

[5]) Wahrh. 3, 116f.

verwandte, eine süddeutsche Zunge auf gut Meißnerisch zu trainieren. Er fand sich in alles und ließ seiner natürlichen Frankfurter Seele von Madame Böhme den rechten Schliff geben. Aber viele seiner Zeitgenossen fühlten sich von dem polierten Wesen der Leipziger Studentenschaft, das selten wahre Herzensbildung verbürgte und zumeist in Geckhaftigkeit ausartete, innerlich abgestoßen. Prasch vermißt unter den Hörern aller Fakultäten den public spirit und spottet namentlich über den Hochmut, welchen der Adel gegen seine ärmeren Kollegen an den Tag legte. Aber auch von den Studenten der Mittelklasse, „die weder so reich sind, daß sie große Familienbekanntschaften unterhalten könnten, noch so arm, um Niederträchtigkeiten begehen zu müssen,“ weiß er nicht viel Besseres zu sagen. „Die ganz Armen endlich sind im Grunde auch die Liederlichsten; bei ihnen herrscht noch die alte burschikose Fidelität, und ihre Armuth macht sie so bettelstolz gegen solche, von denen sie nichts erwarten dürfen, als sie polnisch kriechend gegen ihre hohen Mäzene und Gönner sind.“[6]) Noch 1795 versichert A. G. F. Rebmann die Leser seiner „Wanderungen und Kreuzzüge“ ganz ehrlich: „Man sage von Sittenlosigkeit anderer Universitäten was man will; man streiche die feinen Sitten Leipzigs heraus, soviel man will; mir ist der ernste Jenische Bursch tausendmal lieber als der freundliche Leipziger Student . . .“ [7]) Daß Jean Paul, der sich einmal daran gewöhnt hatte, alles mit dem Auge des Satirikers zu messen, an den vielgerühmten Vorzügen der Studenten auch keinen Gefallen finden konnte, ist nur zu begreiflich. Recht bezeichnend für sein Unbehagen in der ersten Zeit ist ein Brief an Vogel, worin es wörtlich heißt: „Die Mode ist hier der Tyran, unter dem sich alles beugt, ob er wol niemals sich selbst gleich ist. Die Stuzzer bedekken die Straße, bei schönen Tagen flattern sie herum wie die

---

[6]) Prasch a. a. O. S. 45ff.

[7]) „Der Leipziger Student vor hundert Jahren“. Leipziger Neudrucke, herausg. von G. Wustmann, 1. Bd. (1897) S. 7.

Schmetterlinge. Einer gleicht dem andern; sie sind wie Puppen im Marionettenspiele und keiner hat das Herz, Er selbst zu sein. Das Herrgen gaukelt hier von Toilette zu Toilette; von Assemblée zu Assemblée, stielt überall ein paar Thorheiten mit weg, lacht und weint, wie's dem andern beliebt; närt die Gesellschaft von den Unverdaulichkeiten, die er in einer andern eingesamlet hat, und beschäftigt seinen Körper mit Essen und seine Sele mit Nichtstun bis er ermüdet einschläft. Wen nicht seine Armuth zwingt, klug zu sein, der wird in Leipzig der Nar, den ich iezt geschildert habe. Die meisten reichen Studenten sind dieses." [8])

Wie verschieden Goethes und Richters Stimmung beim Antritt des Universitätsstudiums war, zeigt sich auch in ihrer Beurteilung der lehrenden Kräfte. Sechzehn Jahre hatten in dieser Hinsicht keine Besserung, höchstens eine Verschlechterung für die Universität bedeutet. Zu Goethes Zeit unterrichteten wenigstens noch eine Anzahl von Männern, die mit den Strahlen ihres wenn auch erlöschenden Ruhmes immerhin Jünglinge aus dem Dunkel entlegner deutscher Landesgebiete stark anlockten. Aber schon 1779 äußert sich Johann Heinrich Jugler besonders über die theologische Fakultät recht abfällig: „Für Theologen ist wohl in Leipzig jetzt so viel nicht. Ernesti liest nicht mehr, Burscher soll großentheils Harlekinaden machen.... Dathe stottert, welches freilich zu einem Lehrer der orientalischen Sprachen nicht gut passet. Einige konnten ihm das Wort Nebukadnezar schön nachsprechen ... Seydlitz [9]) ist ein überaus höflicher, fast zu höflicher, guter Mann. Es ist gut, daß er da ist. Die Anfänger hören mit Vortheil bei ihm die Philosophie zuerst, ehe sie zu Platnern gehen; denn wer noch keine Philo-

---

[8]) (L*) Jean Paul an Vogel, 17. Sept. 1781; Wahrh. 3, 125; WW. 63, 195 ff.

[9]) Ch. Gottl. Seydlitz, ord. Prof. der Metaphysik; Jean Paul schreibt „Seidlitz".

sophie gehört hat und hört sie gleich bei Platnern, der lernt nie welche. Selbst mancher Geübtere versteht diesen oft nicht. Er hat zu viel Genie, um sich an systematische Compendienfolge der Gedanken zu binden.... Morus ist ein nach allen Zeugnissen außerordentlich braver Mann.... Die Gellerten gekannt hatten, sagten mir, Morus habe fast alles im Äußerlichen an sich, was jener gehabt habe, sogar, daß er, wie Gellert den Kopf etwas auf die linke Seite hängen ließe. Er hat viele Zuhörer. Sein Vortrag ist bündig und ausgesucht...." [10])

Goethe, dem schon in seinen Studententagen das volle Menschenleben stets das Interessanteste war, wurden gar bald die Hörsäle zu eng, und er tröstete sich für langweilige Stunden mit ein paar köstlichen Kräpfeln, die eben heiß aus der Pfanne kamen. Mit der ganzen Unbefangenheit seines jugendlichen Gemütes erzählt noch der alternde Dichter, es sei ihm gar sonderbar vorgekommen, wenn er in der Logik diejenigen Geistesoperationen, welche er bisher ohne alle Mühe ausgeführt hatte, auf einmal auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, nur um ihren richtigen Gebrauch einzusehen. So dachte er, dem glückliche Überraschungen im Leben die Enttäuschungen im Unterricht versüßten. Jean Pauls erstes Urteil über die Professorenwelt klingt vernichtend. Er wagt sich an jede Autorität.

„Der Doktor Ernesti," schreibt er an Pfarrer Vogel „starb den 13. Septemb. Vielleicht lernt' er hier auf der Welt zu wenig Latein und nimt im Himmel den Zizero selbst dazu, um ganz ein Römer zu werden. Er war mit so viel Titeln, Erennamen, Beiworten und Zierden behangen, daß man kaum den Menschen davor sehen konte. Jetzt modert sein römischer Kopf, sein Gehirn von [!] Cicero'sphrasen und das ganze Behältnis alter Gelersamkeit im Grabe; sein

---

[10]) Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Leipzig 1879, S. 56ff.

Rum flattert über seinen Hügel weg; er hört ihn nicht mer. Warlich! Pope hat Recht, den Rum ein eingebildetes Leben in dem Odem des andern zu nennen.“ [11]) Dr. Bahrdt tut er mit gar bissigen Worten ab: „Der D. Barthd [!] in Halle läßt sich's gut sein. Jezt hat er gerade soviel Pension und so wenig Titel, als er braucht, um mit den Studenten in die Wirtshäuser zu gehen und Brandewein zu trinken. Man hat ihm, glaub' ich, eine große Gefälligkeit getan, ihn von einem Teil seiner Erentitel zu entledigen; denn nun hat er gerade so wenig Ere, als nötig ist, um sie one Schande mannigmal verlieren zu können.“ [12]) Doch müssen wir Jean Paul, angesichts einer Schilderung, die er von Burscher liefert, vollkommen recht geben, wenn er klagt, die Universität habe außer Platner, Morus, Clodius und Dathe nur mittelmäßige Leute: „Burscher — das ist nun ein drollichter Man! Er hält sich beinahe mit für den größten Geist auf Gotteserdboden und hat den größten Stolz, lächerlich sein zu können. Nämlich, wenn er die Reformazionsgeschichte liest, so erzält [er] gerade wie der gemeine Man erzählt, dieselben Figuren, platten Ausdrükke und sogar dieselben Stellungen des Körpers! Die derben Satyren des D. Luthers besizt er alle im Original; diese liest er vor und sezt noch eine Dosis von eignem Wiz dazu. Alles läuft zu ihm, er hält sich das für die größte Ere und sieht nicht ein, daß man sich auf Unkosten seines Verstandes lustig macht, und daß, wer nicht in die Komödie gehen wil, sein Kollegium besucht und einen — Harlekin auf dem Kateder belacht. — Man hat ihn mit soviel Titel belegt, daß er Mühe hat zu wissen, was er ist; ihm soviel Ämter gegeben, daß er die Macht hat, keines recht zu verwalten, und soviel Verdienste in Gestalt des Sterns pp. von außen angehangen, daß er inwendig keine zu haben braucht. Eine ware Schöpfung

---

[11]) (L*) Jean Paul an Vogel, 17. Sept. 1781; WW. 63, 196; Wahrh. 3, 124.

[12]) Ebda.

aus — Nichts! Ortodox? Das versteht sich von selbst, daß er's ist: man hätt' ihn nicht so belont, wenn er größern Verstand hätte.“ Unter solchen Verhältnissen wäre es freilich schwer gewesen, eine Satire nicht zu schreiben. Richter merkt auch sogleich, daß er sich auf einem für seine neue literarische Tätigkeit sehr fruchtbaren Boden befinde. Der Gelehrtenstand scheint ihm von jetzt ab der Hauptträger aller menschlichen Torheiten zu sein; er findet, daß das Professorenvolk Originaltorheiten habe, und daß man Unrecht getan, immer nur den Landgeistlichen in jeder Satire zu züchtigen: „Einen Professor nach dem Leben zu malen! — gewis das wäre der zweite Donquichot und sein Famulus sein Sancho Pansa.“ [13]) Der Gedanke läßt ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Drei Wochen später teilt er brühheiß seinem Freunde in Rehau eine Anekdote aus Linguets Annalen mit, die einen lächerlichen Irrtum französischer Gelehrten geißelt, und schließt mit den Worten: „Das wäre nun auch einmal eine menschliche Torheit; aber eine gelerte: deswegen schäzzen wir sie, wie die Tartarn den Kot ihres Dalai Lama.“ [14])

In Pfarrer Vogel stak gewiß ein gut Teil Satire. Aber solch heftige Ausfälle kamen ihm doch unerwartet. Er mußte etwa das Gefühl haben, daß ihn selbst nur der günstige Zufall, Adressat dieser Briefe zu sein, vor Verunglimpfung schützte. Er gibt sich daher alle Mühe, den überschäumenden Strom jugendlichen Unmuts durch ernsthafte Ermahnung zu ruhiger und prüfender Besonnenheit einzudämmen. Extremer Rationalist im Herzen, glaubte Vogel denjenigen Männern, welche die stärksten Hiebe gegen das orthodoxe Lehrgebäude geführt hatten, nicht genug dankbar sein zu können. Gerade für Bahrdt, der ob seiner weitgehenden Reformbestrebungen sich viele Feinde zugezogen hatte, hegte er, der ja aus gleichen

---

[13]) (L*) Jean Paul an Vogel, 17. Sept. 1781; WW. 63, 196 ff.
[14]) (L*) Jean Paul an Vogel, 9. Okt. 1781; WW. 63, 199 ff.

Gründen mit seinem Konsistorium stets in Fehde lag, warme Sympathie. Dann besaß er ein starkes Gerechtigkeitsgefühl und wollte um alle Welt verhindern, daß dieses sein Schützling jetzt verliere. In der Ehr- und Ruhmbegierde des Jünglings sah er dessen künftige Großtaten wurzeln und wohl nicht ohne Absicht hatte er ihm beim Abschiede eine so günstige Prophezeiung ausgestellt. Wie mußte er jetzt über dessen plötzliche Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm erschrecken! Sprach doch aus Jean Pauls Briefen Young, der aus der Ruhmbegierde alle menschlichen Torheiten herleitete. So schrieb er denn an den Studio ganz eindringlich und belehrend wie folgt:

„Der Todt des D. Ernesti ist für Teutschland beklagenswerth. Es werden auch wohl Magister in Leipzig genug mit ihren Condolationen in gereimter und ungereimter Prose um seine Asche herumschwärmen — ob es schon auch Crusianer geben wird, die die beredte Zunge des Teutschen Cicero mit ihren Nadeln stechen werden, unter deren bösen Haufen aber doch Sie nicht seyn werden, wie ich gegründet hoffe. Wenn Sie glauben, daß Ernesti weiter nichts mitgenommen hat als seinen Ruhm, und daß der nur ein eingebildetes Gut sey: so scheint es mir, als irten Sie sich und wollen gleich Popen dis eingebildete Leben in dem Odem des andern herabwürdigen. Ist denn das nicht wünschenswehrt, daß man unser Andenken ehrt, daß Geister noch nach Jahrhunderten in einer gewissen Verbindung mit uns stehen? Wenn der Mensch mit einer Art von Gleichgültigkeit den Ruhm ansieht, so wird er sicher nicht groß, und die Welt wird an herrlichen Begebenheiten arm. Thun Sie ja in diesen ihren Vorstellungen einige Schritte zurück; sonst könnte die Welt auch an Ihnen verlieren. . . . Über die Nachrichten von D. Bahrdt bin ich in Verlegenheit. Ich möchte auch diesem seinen Ruhm nicht gern zu Schanden machen lassen; und ich bitte, daß Sie sich recht zuverlässige Zeitungen von ihm anschaffen, deren Mittheilung mir äußerst angenehm seyn solten. [!] Sehen Sie doch, daß

Sie selbst nach Halle kommen, ihn sprechen und von seinen Handlungen ein Augenzeuge werden. Aber dis wünschte ich zu erfahren: woher D. Bahrdt eine Pension bekomt? — was für Collegien er liest? — ob er schreibt? ob er Gnade findet vor den Leipzigern und Hallensern?"[15]) Jean Paul las seines Freundes Besorgnisse zwischen den Zeilen und teils, um ihn zu beruhigen, teils, um sich selbst zu rechtfertigen, entwarf er einen drei Bogen langen Brief, der aber nie abgeschickt wurde. Er gab darin zu, daß Ernesti ein verehrungswürdiger Mann gewesen sei, dessen Tod man zu beklagen habe, meint aber doch, man hätte ihn stets zu hoch geschätzt: „Er sprach Zizeros Latein; ihm fehlte seine Beredsamkeit; er hat gute lateinische Worte, aber nicht herliche Gedanken gehabt; er war erstaunlich gelehrt bei mittelmäßigen Kräften des Verstandes; er hatte seinen Ruhm mehr seinem Fleiß, als seinem Genie, mehr seinem Gedächtnis, als seinem Tiefsinn zu danken: er war der größte Philolog, aber kein großer Philosoph." Dieses Urteil ist für den jungen Dichter ungemein bezeichnend. Durch eigenes Studium philosophischer Schriften hatte er sich schon den trocknen Gymnasialunterricht vertieft, auf idealistischer, nicht empirischer Grundlage seine jugendliche Weltanschauung aufgebaut; so wollte er denn auch lebendige Ideen, die einzelne Erscheinungen untereinander verknüpften, das tote Wort befriedigte ihn nicht, und der größte Philolog ohne philosophisches Denken konnte ihm kein Gegenstand der Verehrung, wohl aber einer der Satire sein. „Was sie vom Rum sagen," erwiderte er auf Vogels Ermahnung, „ist richtig. . . Ich hab' nie den Rum mit Gleichgültigkeit angesehen und ihn nie als ein eingebildetes Gut betrachtet; denn was ist wahrscheinlicher, als daß wir in der Ewigkeit erst seine besten und dauerndsten Früchte genießen werden? Allein zu der Zeit, da ich meinen Brief an Sie schrieb, war ich gerade durch den Tod des

[15]) (L*) Vogel an Jean Paul, 23. Sept. 1781; Wahrh. 3, 126.

Ernestis, durch den Anblik seines Leichenpomps und durch die Vergleichung seines vergangenen und gegenwärtigen Zustandes in die Lage versetzt worden, meine irrige Meinung zu behaupten.“ [16]) Jeder Mensch hat eine Zeit durchzumachen, die er das Geburtsjahr seiner Seele nennen könnte. Bestimmte Züge seines Charakters und Geistes bilden sich da in ihm aus, die wohl selbst weiter entwickelt, aber durch keine Entwicklung mehr zerstört werden können. Die Jahre von Leipzig haben diese Bedeutung für Jean Paul. Die Gegensätze im Leben treten ihm zum erstenmal unverhüllt vor die Augen. Er konnte sie vorher nie so deutlich und zahlreich empfinden, denn den kleinlichen Verhältnissen seiner Heimat fehlte die Folie des Großen. Unter seinen jetzigen Umständen jedoch und bei seiner jetzigen Neigung zu vergleichenden Betrachtungen mußten ihm sogar dort Gegensätze aufstoßen, wo er sie nie zu finden geglaubt hatte. Konnte nach einer seiner früheren Behauptungen die Armut nur durch den Vergleich mit dem Reichtum zum Übel werden, so mußte er sie jetzt, da er den dümmsten Stutzer überall sorgenlos herumbummeln sah, notwendigerweise für ein solches halten. Er erträgt sie zwar auch weiterhin mit dem stoischen Gleichmut Senecas, aber in seinen Aufsätzen spottet er doch gar oft über die ungerechte Verteilung von Macht, Ehre und irdischen Gütern. Wenn er in jenem Brief an Vogel schrieb, daß derjenige, welchen nicht seine Armut zur Klugheit zwinge, in Leipzig ein Narr werde, spricht er da nicht den stillen Wunsch aus, doch ab und zu auch einmal ein solcher sein zu können? Ja, so oft auch Jean Paul später auf diese Zeit zurücksah und dabei immer auf die Vorzüge der Armut hinwies, er konnte doch nicht leugnen, daß ein goldner Tropfen, der in sie zuweilen — freilich nur zuweilen — gefallen wäre, alles erleuchtet hätte.[17]) Aber ist eben diese nach-

---

[16]) F. 24: Korrespondenzbuch 1781; Wahrh. 3, 129; WW. 63, 204.
[17]) Wahrh. 2, 68.

drückliche Betonung des „zuweilen“ nicht nur wieder ein wehmütiges Eingeständnis des tatsächlichen „nie“? Jean Paul hat sich allmählich daran gewöhnt, überall Gegensätze zu finden und sie dort aufzusuchen, wo sie sich ihm nicht aufdrängten. So charakterisiert seine Erklärung für jene plötzliche wehmütige Betrachtung über die Vergänglichkeit und Wertlosigkeit des Ruhms bereits den Standpunkt, welchen er in seiner Kunst stets dem Leben gegenüber einnahm. Extreme berühren sich, pflegt man zu sagen. Der Grund hiervon ist wohl oft der, daß sie nur Extreme zu sein scheinen oder daß sie einen gemeinsamen Ursprung haben. Jean Pauls Satire und Wehmut schlagen oft ineinander über, da sie aus einer Quelle hervorgehen. Er selbst nennt sie Empfindsamkeit: „Was eine Nessel werden will“, schreibt er am 30. Januar 1783 [?] in sein Tagebuch „brennt bei Zeiten. Dieß traf bei mir nicht ein. Ich fühlte nie Anlage zur Satire. Vielmehr äußerte sich bei mir ein Grad der Empfindsamkeit, der sich mit einem gewissen Grade des Spottes nicht verträgt. Man hätte denken sollen, der Zukker müsse die Zähne verderben. Aber die Traube, ist sie sehr süß, giebt herben Wein, der zuletzt in Weinessig versäuert. So verwandelte sich anfangs meine Empfindsamkeit in bitter braußende Deklamazion, wie ungefähr die des Rousseau und endlich erst in kalte Ironie.“[18]) Gerade im „Titan“, in derjenigen Dichtung, welche Jean Pauls heiligste Gefühle zum Ausdruck bringt, schreit oft in die schluchzenden Klagen grenzenloser Sehnsucht der schrille Mißton schneidender Ironie. Es ist da, als zögen krächzende Dohlen über eine weite, träumende, erikarote Heide. In seiner größten Schöpfung leben sich eben alle Anlagen des Dichters künstlerisch aus, in seinen Jugendwerken hingegen braust nur satirischer Unwille, aber ungegoren und unreif. — — —

In seinem Schreiben hatte der Pfarrer auch ein leb-

---

[18]) WW. 62, 7.

haftes Interesse für die Zukunft seines Freundes bekundet, und ihn gefragt, welche Kollegien er höre, ob er Griechen und Römer bei Tag und Nacht studiere und was für Mäcenaten er habe. Hier hätte Vogel, der sich seinen lieben Richter wohl schon als einstige Leuchte der Gottesgelahrtheit geträumt haben mag, eine große Überraschung erlebt, wäre Jean Pauls Brief überhaupt abgeschickt worden. Bereits im Sommer muß dieser seiner Mutter einige dunkle Angaben über ein Mittel gemacht haben, von dem er sich Aufbesserung seiner Finanzen erhoffte, denn am 5. September spricht davon bereits Rektor Werner in einem Schreiben an seinen ehemaligen Schüler[19]) und hält ihm gleichzeitig die Pflichten vor, welche er als ältester Sohn seiner hilflosen Mutter schuldig sei. Richter hatte sich indes alle seine Zukunftspläne, trotzdem er einsah, daß diese zunächst durch die Sorge für Mutter und Brüder beeinflußt werden sollten, wider Erwarten seiner Freunde schon nach eigenem Willen geschmiedet. Noch macht er über sein Vorhaben, sich der Schriftstellerei zu widmen, Werner ebenfalls nur dunkle Andeutungen, läßt aber daraus doch schon so viel erkennen, daß er sich nie zur Annahme eines öffentlichen Amtes entschließen würde, dürfte er einzig und allein seinen Stimmungen und den sonderbaren Wegen seines Schicksals folgen.[20]) Offener wollte er Vogel gegenüber sein. Er schreibt ihm, daß er exegetische Kollegien über den Johannes bei Weber,[21]) Apostelgeschichte bei

[19]) Werner nannte in diesem Brief Jean Paul „Gevatter" (Wahrh. 3, 352) und dieser erkundigt sich auch in seinem Antwortschreiben vom 15. Sept. nach seinem „Patgen". Der Dichter müßte, da Werner unverheiratet war, bei einem nahen Verwandten desselben Pate gestanden haben. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, daß der Rektor einen natürlichen Sohn hatte. Jean Paul fragt ihn nämlich in dem erwähnten Briefe: „Und Sie sind noch immer frei? und wollen das Mittelding zwischen Mann und Jungsel noch bis an ihr Ende sein?" (F. 24: Korrespondenzbuch 1781.)

[20]) Wahrh. 3, 122.

[21]) Michael Weber, früher Mag. zu Wittenberg, seit 1778 Dozent für Theologie.

Morus,[22]) Logik, Metaphysik und Ästhetik bei Platner, Moral bei Wieland,[23]) Geometrie und Trigonometrie bei Gehler,[24]) und bei Regler[25]) Vorlesungen über die englische Sprache höre. Die Wahl gerade dieser Stunden zu begründen, erklärt er nun seinem Freunde ganz freimütig: Etwas studieren, was man nicht liebe, heiße mit dem Ekel, mit der Langweile und dem Überdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehre. Den Einwurf: „Aber eben dadurch verdienst du dir Brot!" will Jean Paul dabei durchaus nicht gelten lassen; denn er wüßte, wie er sagt, keine Sache in der Welt, durch welche man sich nicht Brot erwerben könnte.[26])

Mit der Leipziger Zeit bricht nicht nur für Richters Leben, sondern auch für seine schriftstellerische Entwicklung ein neuer Tag an. Der Dichter erwacht in ihm. Alle seine bisherigen Studien waren auf den Theologen angelegt, seine ersten Arbeiten, mit einigen Ausnahmen, das Federspiel eines jungen Gelehrten. Er kehrt auch jetzt wieder zu seinem alten Selbststudium zurück, denn er wußte aus Erfahrung, daß den Anregungen, die er sich auf diese Weise verschaffen konnte, die eines wenig anziehenden Universitätsunterrichts jederzeit nachstehen mußten. Aber er lenkt jetzt seine Fortbildung in ganz andere Bahnen wie früher. „Sonst" schreibt er Vogel, „las ich blos philosophische Schriften, izt noch lieber wizzige, beredte, bilderreiche. Ich trieb sonst die französische Sprache nicht; izt les' ich die französischen Bücher lieber als deutsche Bücher." Er rühmt Voltaires Witz, Rousseaus Beredsamkeit, Helvetius' Stil und Toussaints feine Bemerkungen. Nicht des Lernens, sondern des Vergnügens wegen genießt er alle diese Schrift-

---

[22]) Samuel Fr. Nathanael Morus, Prof. der Phil., * 30. 11. 1736 † 11. 11. 1792.

[23]) Ernst Karl Wieland, seit 1779 auß. Prof. der Phil.

[24]) Joh. Karl Gehler, * 17. 5. 1732, † 6. 5. 1796.

[25]) Sprachmeister des Engl.

[26]) (L*) Wahrh. 3, 132 ff.; WW. 63, 207 ff.; F. 24: Korresp.

steller und sieht den größten Vorteil solcher Beschäftigung darin, daß ihm mit dem Eindruck der schönen Stellen, der witzigen Einfälle, zugleich die Erinnerung an die Art, wie sie ausgedrückt wurden, verbleibe. Aber nicht nur die französische, auch die englische Literatur hält ihn jetzt gefangen: „Ich las den Pope; er entzükte mich, eben so den Young. Er ist unfelbar in der englischen Sprache noch viel herlicher. Ich lerne sie izt, und vorzüglich, um die vortrefliche Wochenschrift, den Zuschauer, zu lesen, von der wir im Deutschen eine elende Übersezzung haben.“ Und ebenso geht ihm jetzt erst das richtige Verständnis für die Denker des Altertums auf: „Die Beredsamkeit des Rousseau entzükt mich; ich fand sie im Zizero und Seneca; ich liebe diese beiden izt über alles und gäbe ihre Lektüre um keines der besten deutschen Bücher.“ Von dem tiefen Eindruck, den Rousseau auf ihn ausübte, hatte er Vogel schon in einem frühern Briefe mitgeteilt: „Ein herlicher Man! Im Original liest sich sein Emil noch einmal so schön und seine Heloise, die ist zu gut, um nur gelobt zu werden.“ [27]) Eine auffallende Unterschätzung der deutschen Literatur, deren Einwirkung sich damals kein jugendliches Gemüt entziehen konnte, in der erst Rousseaus Ideen ihr wahres Leben erhielten! Mit fieberhafter Erwartung sieht nun Richter allen neuen Erscheinungen der Messe entgegen. Seine bibliophilen Neigungen waren durch Vogel noch genährt worden, der ihn um die Einsendung von Auktionskatalogen gebeten hatte. Jean Paul schätzte sich natürlich glücklich, auf diesem Wege etwas zur Vergrößerung einer Bibliothek beitragen zu können, die ihm „so viel Nuzzen, so viel Vergnügen“ verschafft hatte. Mit allen Druckereien muß er sich ins Einvernehmen gesetzt haben, denn er kündigt seinem Freunde nicht nur die bereits erschienenen „Charlatanerien“ von Cranz an, [28]) gegen

[27]) (L*) WW. 63, 198.

[28]) Über August Friedrich Cranz und sein Werk vgl. Ebeling, Gesch. d. kom. Lit. Leipzig 1869, I, 512ff.

15*

die der Ketzeralmanach noch „eine Konkordienformel“ sei sondern prophezeit auch schon Kants Kritik der reinen Vernunft, nennt sie „wizzig, frei und tiefgedacht“, ferner Garves Übersetzung von Ciceros „De officiis“, Mendelssohns Abhandlung über den Charakter Lessings, so daß der Pfarrer ihm höchst erstaunt antwortet: „Die Bücher, die zur Messe herauskommen scheinen wichtig zu seyn; nur möchte ich wissen, wie Sie schon hinter ihre Geheimnisse gekommen wären, ehe sie das Tageslicht noch gesehen haben.“ [29]) Auf welchen Broterwerb er jedoch baute, nachdem er die Theologie aufgegeben hatte, darüber sollte auch Vogel noch nichts Bestimmtes erfahren.

Unter allen seinen Lehrern fühlte sich Jean Paul nur zu einem einzigen hingezogen, zu Ernst Platner. Er lobt in seinen Briefen zwar auch die überzeugende Kraft der dogmatischen Vorlesungen eines Morus, [30]) läßt auch Dathe den Ruhm eines tüchtigen Gelehrten, obwohl sein Vortrag auf ihn nicht die Wirkung ausübte, wie seine Schriften. [31]) Platner hingegen stellt er über alle. Er allein hatte auch, wie es scheint, persönliches Interesse für ihn; denn Platner liebte Philosophie und dem Dichter war gerade auf diesem Gebiete durch sein Armutszeugnis Fleiß und Fortschritt zuerkannt worden. [32]) Vornehmlich mag Leibniz beide einander näher gebracht haben. Betont ja Richter an dem Hauptwerk seines neuen Lehrers, den „Philosophischen Aphorismen,“ besonders den Vorzug, daß es die Leibnizsche Philosophie im kernigsten Auszuge enthalte. Wir können Jean Pauls Verehrung für Platner heute nur mehr aus seinen persönlichen Beziehungen zu ihm verstehn. Denn sein Enthusiasmus für den Philosophen ist grenzenlos. „Um Ihnen Platnern ganz zu malen,“ schreibt

---

[29]) (L*) Vogel an Jean Paul, 23. Sept. 1781.

[30]) Wahrh. 3, 132; WW. 63, 207.

[31]) Wahrh. 3, 119; WW. 63, 197; Johann August Dathe, Prof. der orientalischen Sprachen.

[32]) Wahrh. 3, 119.

er Vogel, „müst ich er selbst, oder noch mer sein. Man mus ihn hören, man mus ihn lesen, um ihn bewundern zu können.“ Er rühmt aber nicht nur den philosophischen Standpunkt des Gelehrten, wobei er bezeichnenderweise nachdrücklich auf Platners Abneigung gegen den Materialismus hinweist, er verehrt auch dessen philologische und medizinische Kenntnisse. Und wieder hat er einen beleidigenden Zwiespalt im Leben tief und schmerzlich empfunden, wenn er erbittert klagt, daß dieser Mann nicht nur dem Neide jedes schlechten Kopfes, sondern auch der Verfolgung der mächtigen Dummköpfe ausgesetzt sei, und es verrät sich dabei wieder seine satirische Gereiztheit, wenn er einem Konsistorium das Recht zugesteht, „mit mer Ere dum und mit mer Heiligkeit boshaft zu sein als andere Menschen“.[33]) Sonst fand Richter für seine geistigen Bedürfnisse an der Universität wenig. Die Aufklärung war zwar auch hier trotz energischer Gegenwirkung seitens der Regierung vorgeschritten und die Orthodoxie ziemlich zurückgedrängt. Die meisten Studenten bekannten sich zur Heterodoxie, aber die wenigsten wußten sich über ihre freie Gesinnung Rechenschaft abzulegen. Es gab unter ihnen nicht so viel Heterodoxe als Gleichgültige gegen die Religion, Naturalisten und Atheisten, „vermutlich deswegen,“ meint Jean Paul, „weil man dieses mit weniger Mühe und weniger Kentnis der Sprache sein kan als ienes.“[34]) Ein in sich festgeschlossener Charakter spricht aus diesen Worten. Nicht leicht hatte sich Richter von den frommen Anschauungen seines Elternhauses losgelöst, wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, er habe diesem Ringen die Liebe und das Glück seines Vaters aufgeopfert. Sollte er nun eine Überzeugung achten, die nicht aus dem Innern heraus geboren, sondern nur von außen her adoptiert war? Still und einsam wird es um

---

[33]) Wahrh. 3, 130f.; WW. 63, 206; F. 24: Korresp. 1781.
[34]) WW. 63, 206f.

ihn, auch die Heimat wirft dunkle Schatten auf seine Tage. Leisen Schrittes naht sich das Gespenst der Not den Seinen. Mehr und mehr bewölkt sich der Himmel, in dessen tiefem Blau so verheißungsvoll die Sonne stand, als Jean Paul sein Elternhaus verließ; bald bricht das Ungewitter los, und der erste Sturm rast zerstörend über die seligen Gefilde seiner Jugend.

Christian Otto hat in seiner Fortsetzung der Selbstbiographie unseres Dichters in einer ganz unverdaulichen Darstellung auch die Ereignisse berührt, welche zur Verarmung der Richterschen Familie führten. Er stützt sich dabei teils auf eigne Erinnerungen, teils auf Jean Pauls Briefwechsel mit der Mutter, welcher ihm nachweisbar im Original vorlag. Unvollständig hat er ihn auch im 3. Bande der „Wahrheit“ wiedergegeben. Ein günstiges Geschick hat wenigstens den größten Teil dieser brieflichen Dokumente die Zeit von mehr als 120 Jahren überdauern lassen, so daß wir mit ihrer Hilfe Ottos Schilderungen vielfach ergänzen können. Nerrlich, welcher diese Briefe nur nach den gedruckten Auszügen gekannt zu haben scheint, hat sich durch Schlüsse, die er aus ihnen auf das Verhältnis des Sohnes zur Mutter zog, an Jean Pauls Charakterbild arg versündigt. Von dem Vorwurf des lieblosen Egoismus, welchen dieser Forscher dem Dichter macht,[35]) müssen wir ihn entschieden freisprechen, da seine Briefe nach unserem Ermessen vielmehr bezeugen, daß er sich stets und ehrlich bemühte, die Pflicht zu erfüllen, welche ihm sein alter Lehrer Werner so warm ans Herz gelegt hatte: seiner unglücklichen Familie ein zweiter Vater zu sein.

Am 11. Oktober 1780 hatte, wie wir wissen, Jean Paul das Gymnasium zu Hof verlassen, am Tage vorher war sein Großvater, der alte Tuchfabrikant Kuhn zu Grabe getragen worden.[36]) Der Dichter spricht von ihm als einem

---

[35]) Nerrl. L. S. 112.
[36]) Sterberegister in Hof.

wohlhabenden Mann, über dessen Vermögen und Besitz er sich freilich nicht näher erklärt. Vielleicht hätte er es getan, wenn er seinen zweijährigen Aufenthalt im großväterlichen Hause geschildert hätte; in den Vorarbeiten zur Selbstbiographie taucht wenigstens diese Absicht auf. [37]) In Wirklichkeit kann der Reichtum der Familie Kuhn so gar groß nie gewesen sein, denn in einer Notiz über das Leben seines Vaters in Joditz sagt Jean Paul selbst: „Mein Vater durfte Schulden machen bei dem — jedoch mehr eingebildeten als wirklichen — Reichthum seiner Schwiegereltern und seinen Vokazionsaussichten.“ [38]) Es ist ja eine gewöhnliche Erscheinung, daß in einem kleinen Orte die öffentliche Meinung die Einkünfte eines Gewerbetreibenden, der etwas bessere Geschäfte macht als sein Konkurrent, gern überschätzt. Der alte Kuhn hatte außer Rosina, der Mutter des Dichters, noch eine zweite Tochter, die jedoch früh gestorben zu sein scheint. Sie war mit dem Gerichtsadvokaten Ernst Ludwig Riedel vermählt, dem sie bei ihrem Tode ein Töchterlein hinterließ. Rosina aber war schon immer das Lieblingskind ihrer Eltern gewesen. Riedel hatte nicht ohne Neid der Unterstützung zugesehn, die sein Schwiegervater dem Pfarrer Richter jederzeit gewährte, und hatte sie stets als eine Ungerechtigkeit im Stillen empfunden. Zur offenen Feindschaft kam es, als durch das väterliche Testament der Pfarrerswitwe auch noch ein Haus im voraus vermacht war. Dies Haus — Otto spricht noch von einem zweiten [39]) — war das alte Stammhaus in der Klostergasse. Es hat bis 1823 dort gestanden, in welchem Jahre es durch einen großen Brand eingeäschert wurde. Aufgebaut wurde es nicht mehr, da man das Areal zur Anlage einer neuen Straße brauchte. [40]) Das Testament war zweifellos so abgefaßt, daß die Realität

---

[37]) Wahrh. 3, 102.
[38]) Wahrh. 3, 5.
[39]) Vermutlich das dazu gehörige Gartenhaus.
[40]) Akten über die Jean Paul-Stiftung im Magistratsarchiv zu Hof.

erst nach dem Tode der Tuchmacherswitwe in die Hände der Richterschen Familie übergehen sollte. Was an Barvermögen vorhanden war, verwaltete wohl inzwischen auch noch Frau Kuhn. Gegen diese Bestimmungen strengte nun Riedel einen Prozeß an. Die Interessen der Mutter Jean Pauls vertrat der bereits erwähnte Aktuar Vogel in Schwarzenbach. Im Sommer sind die Streitigkeiten im vollen Gang, und die Grundstücke, wie es scheint, von der Behörde als streitiges Gut in Beschlag genommen. Sie verwahrlosten natürlich unter dieser Verwaltung mehr und mehr. Bezeichnend für den Charakter der im allgemeinen wohlhabenden Bevölkerung Hofs ist, daß sie gerade den unverschuldet Armen ihre Sympathie versagte. Die unglückliche Pfarrerswitwe, die für ihre Kinder nicht einmal einen Vormund erhalten hatte, wird in ihrer traurigen Lage auch noch von allen Seiten aufs niederträchtigste angegriffen. Riedel, der Advokat, schien eben überall für sich Stimmung gemacht zu haben. Jean Paul war noch nicht ein viertel Jahr in Leipzig, als ihn eine Hiobspost nach der andern aus der Heimat ereilte. In der zweiten Hälfte des August muß ihm die Mutter einen ganz verzweifelten Brief geschrieben haben. Einmal war sie von einer gewissen Riesin, die übrigens in die Familienverhältnisse gründlich eingeweiht gewesen zu sein scheint, allerhand unehrlicher Handlungen bezichtigt worden, dann hatte ihr der Aktuar das Quartier aufgesagt; sie will nun, um den Zins zu ersparen, nach Hof zu ihrer Mutter ziehen. „Ich wünsche mir keinen solchen Brief mehr von Ihnen, wie der lezte war“, beginnt Jean Paul seine Antwort vom 27. August: „Mit Furcht erbrech' ich ieden, und immer komt eine unangenehme Post mit der andern; der lezte Brief ist fast ganz vol.“ Er rät ihr für den Fall, daß das „Mensch“ sich noch einmal mit derartigen Beleidigungen hervorwagen sollte, ein paar tüchtige Zeugen herbeizurufen und die „Kanaille“ zu verklagen — also noch einen Prozeß anzufangen, denken wir unwillkürlich. Als das Fatalste

betrachtet er die Wohnungskündigung: „Ich weis nicht, ob es gut ist, wenn Sie nach Hof ziehen. Den Hauszins ersparen Sie — das ist auch das einzige. Aber hernach wird Ihnen der Aktuar nicht mehr dienen, und der kan es nach den Gesezzen nicht. Und in Hof finden Sie gewis keinen solchen guten Advokaten. Ferner bedenken Sie die Drangsalen, die Ihnen dieses grobe Mensch antun würde, die Schimpfworte, welche Sie täglich von ihr hören müßten und dann das Riedelspak, welche Plagen würden Sie nicht von denen auszustehen haben! — Doch Sie können es überlegen.“ Den Schluß des Briefes liest man mit geteilten Empfindungen. Einmal sehen wir, daß sich Jean Paul, der gewaltige Spötter über Modetorheiten, schließlich doch, wie auch Goethe einst, unter das Joch der Leipziger Mode gefügt hat: „Meine Weste hab' ich noch nicht machen lassen. Aber Sie brauchen mir keine Leinwand zu schikken; ich werde sie mir noch lange nicht machen lassen, weil sie sich zu meinem Bieber nicht schikt. Dafür schikken Sie mir lieber feine Oberhemde, keine Unterhemde brauch' ich nicht; aber iene müssen à la Hamlet gemacht sein. Bei Ihnen wird dies niemand verstehen; das heißt nämlich, forn [!] bei der Brust müssen sie offen sein, daß man den bloßen Hals und die Brust sehen kan; das ist hier Mode.“ Dann sprechen die letzten Zeilen des Briefes, so humoristisch sie auch klingen mögen, doch schon von argen Geldverlegenheiten, die bald ebenso bedenklich ansteigen, wie die Wünsche, die der arme Teufel in folgendem Klimax zum Ausdruck bringt: „Wegen meinen Brüdern wil ich im nächsten Briefe schreiben; das können Sie ihnen voraussagen, daß ich iedem in iedem Monat Geld schikken würde — wenn ich es nämlich hab', und wenn sie fleißig sind. — — — Beiläufig schreiben Sie mir, was die Aktuariusin oder ihre Christiana so von neuer Ware nötig hat; ich möcht' ihr gern zur Messe ein Geschenk machen, wenn ich nämlich — Geld hab'. — — Und à propos schreiben Sie mir, was Sie von neuer Ware nötig haben; dan kauf' ich Ihnen

was rechts Neumodisches, wenn ich nämlich — Geld hab.“ [41])

Die Lage der bedauernswerten Frau wurde inzwischen immer trostloser. Am 5. September wird sie in einem Briefe Werners „über Verfolgung thränend“ genannt. Sie stand ratlos da. Von ihren Gegnern beschuldigt, heimlich Erbstücke auf die Seite gebracht zu haben, verlangt sie in ihrer Angst von dem Sohne ein Hemd zurück, das sie ihm nach Leipzig mitgegeben hatte. Dessen Devise lautete aber: „Aug' um Aug', Zahn um Zahn“ und er antwortete einfach: „Ich wolte Ihnen das verlangte Hembde mitschikken, aber 1.) ich weis nicht, wie ich's fortbringe und 2.) hilft's Ihnen nichts; denn man fordert es nicht von Ihnen, und Sie dürfen es auch nicht zurükgeben; hat ia der Riedel mehr Sachen weggemauset, z. E. die zinnernen Schüsseln, welche seine Tochter fortgetragen hat — diese melden Sie ia mit, wenn der Riedel etwan anfängt.“ Wir sehen auch aus diesem Schreiben, daß die Mutter nun ernstlich entschlossen ist, nach Hof zu ziehen; der Sohn warnt sie vor Aufregung und bittet sie, ihre Gesundheit zu schonen. Er ist voll banger Ahnung, daß sie in ihrer Kopflosigkeit die Erziehung seiner Brüder vernachlässigen werde. Und diese bedurften gerade jetzt straffer Zügel. Adam, der schon immer einen Hang zur Liederlichkeit gezeigt hatte, war Barbiergeselle, hielt aber nirgends lang aus. Die übrigen waren alle noch im Hause, Gottlieb und Heinrich gingen zur Schule. Rektor Werner war jedoch sehr unzufrieden mit ihnen und hatte bereits nach Leipzig Klage geführt. Gottlieb, der nun auch schon im 14. Lebensjahre stand, sollte nach dem Wunsch der Mutter studieren. Jean Paul rät ihr ernstlich davon ab; denn der Knabe hatte kein Talent und war faul noch dazu. Er legt ihr warm ans Herz, ja alle seine Brüder zum Fleiß anzuhalten. Und doch waren diese nicht der einzige Kummer der

---

[41]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Aug. 1781.

armen Frau. Schon klagt doch auch ihr Ältester in Leipzig, daß ihm seine Wäsche zerreiße, schon verlangt er wieder eine weiße Halsbinde, da er nur zwei habe, die er alle Tage trage, von denen er daher wöchentlich eine waschen lassen müsse, was sehr unbequem sei. Das Jahr schien für die Ärmste recht traurig abschließen zu wollen. Was nützten ihr da die stoischen Ermahnungen des Sohnes, die kleinen Leiden zu erdulden und sich nicht so sehr über Dinge zu beunruhigen, die nichts als dies kurze Menschenleben beträfen, was sein frommer Hinweis auf den Himmel, wo dereinst der Freund den Freund, der Gatte die Gattin, das Kind den Vater wiederfinden werde?[42]) Kam doch auch er selbst bald ganz anders.

Mit der Übersiedlung der Richterschen Familie von Schwarzenbach konnte der Aktuar Vogel sein Interesse für sie verlieren. Da dieser den Prozeß bisher unentgeltlich geführt hatte, wollte Jean Paul eine Entfremdung um alle Welt verhindern. Er hatte sich noch dazu wegen einer großen Enttäuschung zu entschuldigen, die er, freilich ohne sein Verschulden, Vogel bereitet hatte. Dieser strebte nämlich die Gerichtshalterei der Oerthelschen Güter an, welche von einem Unfähigen sehr schlecht besorgt wurde. Da er wußte, daß Richter mit der adligen Familie verkehrte, hatte er ihn schon in Schwarzenbach um Vermittlung gebeten. Jean Paul konnte auch nach einer Unterredung mit dem Kammerrat dem Aktuar die besten Hoffnungen machen. Oerthel überlegte sich aber die Sache nachher anders, und Richter kam so Vogel gegenüber in eine schiefe Lage. In einem Schreiben vom 3. November gibt er nun dem Freunde die nötige Aufklärung in der unliebsamen Angelegenheit und bittet ihn zum Schluß inständig, nach wie vor die Rechte seiner Familie zu vertreten.[43]) Wenige Tage darauf muß er an die Mutter

[42]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 3. Nov. 1781; Wahrh. 3, 307f.
[43]) F. 24: Korrespondenzb.

dringend um Geld geschrieben haben. Er hofft vergebens auf Antwort. Der erste Tag des Christmonats findet ihn hungernd, frierend, aller Mittel entblößt, ja sogar ohne Gewißheit darüber, ob die Mutter noch in Schwarzenbach oder schon in Hof ist. Er rafft sich zu einem neuen Schreiben auf, in dem er seine Lage ergreifend schildert. Es stand schlimm um ihn: „Ich mus doch eßen, und kan nicht unaufhörlich beim Trakteur borgen — Ich mus einheizen; wo sol ich aber Holz bekommen, ohne Geld? Ich kan ia nicht erfrieren. Für meine Gesundheit kan ich überhaupt nicht sorgen; ich habe weder Morgends noch Abends etwas Warmes. Ich habe Sie um 20 rl. sächs. gebeten, iezt ist [es] schon lange; wenn ich's bekommen werde, so werde ich kaum das bezalen können, was ich schon schuldig bin. Glauben Sie nicht, daß ich Sie unnötiger Weise um Geld bitten werde, um verschwendrisch leben zu können — Ich weis wie nötig Sie es iezt brauchen. Allein helfen Sie mir nur ietzt; ich denke, Sie sollen mir nachher mit Gottes Hülfe lange nicht helfen dürfen. Es mus gehen; vielleicht hilft mir das Mittel, das ich im Kopfe haben [!], zu Gelde. Allein iezt mus ich Geld haben; ich wüßte warlich nicht, was ich anfangen solte, wenn Sie mir entweder keines schikten, oder mich doch lange warten ließen."[44]) Das Mittel! Jean Pauls einzige Schuld in seinem Verhalten zu seiner notleidenden Mutter könnte vielleicht darin gefunden werden, daß er nur in seiner Schriftstellerei einen Rettungsweg sah. Aber wollen wir ihm einen Fehler so hoch anrechnen, der doch nur eine Erbschuld seiner Jugend war? Das Weihnachtsfest stand vor der Tür, das erste, welches Jean Paul fern von den Seinen verbrachte, und das traurigste vielleicht im Leben dieser unglücklichen Menschen.

Das ersehnte Geld traf endlich ein. Es aufzubringen, hatte aber der Mutter solche Mühe gekostet, daß der

---

[44]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 1. Dez. 1781; Wahrh. 3, 308 ff.

Dichter erschüttert ausruft: „O, wie gern möchte [ich] keines verlanget haben; und wie noch lieber möchte ich Ihnen das wieder zustellen können, und bald zustellen können, was sie so notwendig brauchen.“ Allem Anschein nach mußte die Summe dem alten Oerthel abgerungen werden. Der hatte nämlich als Guts- und Lehensherr den Pachtschilling eines von Kuhn verkauften Bauernhofs in den Händen. Mag nun der Betrag schon bei Lebzeiten des Großvaters für seine Tochter Rosina bestimmt worden sein oder konnte er auf eine andre Weise von Riedel nicht als Erbteil angefochten werden, kurz, er gehörte Frau Richter. Trotzdem scheint sich der Kammerrat gesträubt zu haben, ihr auch nur einen Pfennig auszuzahlen, weil er das Geld, wie er vorgab, für ihren Sohn aufheben wollte.[45]) Eine solche Fürsorge trauen wir dem alten Schuft seinem eignen Kinde gegenüber nicht zu, geschweige denn einem fremden. Er hätte nicht der alte Oerthel sein müssen, welcher immer die schöne Lebensregel im Munde führte: „Wenn ich die halbe Welt besäße und könnte die andere Hälfte auch haben, so nähme ich diese auch.“[46]) Die Mutter schickte übrigens dem Sohne nicht den ganzen Betrag, welchen sie empfangen hatte, wohl aber die Rechnung über den ganzen. Wo es eben beständig so knapp herging, war man bisweilen zu genau. Richter durfte selbst diese kleine Erleichterung seiner Not nicht mit ungemischter Freude genießen, denn der die Summe begleitende Brief brachte neue Unglücksposten. Adam war wieder stellenlos geworden und trieb sich ohne Verdienst in der Welt umher. Jean Paul spricht der Mutter offen seine Befürchtung aus, der liederliche Mensch werde ihr nun neuerlich zur Last fallen und ihr einen Gulden nach dem andern ablocken. Aus seinem Brief geht aber auch zum erstenmal deutlich hervor, welchen von seinen Brüdern er eigentlich am liebsten

---

[45]) Wahrh. 3, 311.
[46]) Reinstädtler a. a. O.

hatte; denn eine besondere Teilnahme spricht doch aus seiner Frage: „Was macht denn mein guter Samuel, der gute Junge?“[47]) Der war jetzt gerade vier Jahre alt geworden und, um das allgemeine Elend noch zu vergrößern, an Blattern erkrankt. Er muß ein aufgewecktes munteres Kind gewesen sein, so ganz anders, als die übrigen Geschwister. Adam war liederlich, Gottlieb faul, Heinrich zart und weich, aber in Samuel stak volles Leben! Welche Streiche mag er 15 Jahre später am Gymnasium seinen Lehrern, diesen verschnörkelten Pagoden toter Gelehrsamkeit aufgespielt haben! Noch birgt das dortige Archiv ein Diarium über den Schul- und Kirchenbesuch der Gymnasiasten vom Jahre 1796 und 1797. Alte, vergilbte Blätter, an denen aber doch die Zeit ehrfurchtsvoll vorüberging, weil sie von den unschuldigen Sünden einer frischen, rotwangigen Jugend erzählten. Da haben wir eine ganze Litanei von Klagen über diesen Samuel Richter! „Richter und Barnikkel waren ungezogen“, „Richter kam zu spät“, „Richter also sehr roh und ohne Sitten ist“, „Richter war auch nicht in der Kirche“, „Richter hatte nichts zum Declamiren gelernt“, kurz unter allen Arten von Sündenböcken figuriert unser Richter, unter denen, die etwas schuldeten, wie unter denen, die ihre Arbeiten nicht pünktlich abgaben oder die im Extemporieren grammatikalisch fehlten, überall liest man seinen Namen. Und hätte uns ein gefühlloses Schicksal auch dies schwarze Buch vorenthalten, es finden sich unter den staubigen Aktenstößen noch drei Zensuren des kleinen Taugenichts, die das Resümee seiner schwachen Stunden enthalten. Die eine stellt seinen geistigen Fähigkeiten das beste Zeugnis aus, findet ihn aber „zuweilen noch etwas ungesittet“.[48]) Die andre gesteht ihm gleichfalls vorzügliche Seelenkräfte, Fleiß, Aufmerksamkeit, Sprach- und Sachkenntnisse zu, kann aber sein sittliches Verhalten

[47]) Jean Paul an die Mutter, ? 1782; Wahrh. 3, 310f.

[48]) Zensur der Primaner vom Rektor Joh. Theod. Benjamin Helfrecht, Hof 2. Juli 1796.

doch nur mit einem bescheidenen „Meistens gut, zuweilen etwas muthwillig“ taxieren.[49]) Und die dritte rühmt gleichfalls Samuels Begabung, Fleiß, ja sogar Pünktlichkeit in der Ablieferung schriftlicher Aufgaben, aber nennt ihn doch lebhaft bis zum Mutwillen und zuweilen ungesittet![50]) Ja, Jean Paul mußte ihn lieb haben, den prächtigen Jungen! Er kann es nicht erwarten, bis Samuel valediciert hat, er nimmt ihn 1797 vorzeitig mit nach Leipzig.[51]) Aber es ist, als hätten um des einen Unsterblichen willen, welcher aus der Familie Richter hervorging, alle übrigen Glieder ein klangloses Ende finden sollen, als hätte, um die Tatkraft dieses einen und einzigen über alle Maßen hervortreten zu lassen, ein ewiger Plan die seelischen Kräfte der andern irre geleitet: Samuel sank von Stufe zu Stufe in den Abgrund moralischen Verderbens hinab. Er betrog Jean Pauls schönste Hoffnungen, ging ihm von Leipzig durch, nachdem

---

[49]) Zensur der Primaner vom Rektor Joh. Theod. Benjamin Helfrecht, Hof 13. Dez. 1796.

[50]) Zensur der Primaner vom Rektor Joh. Theod. Benjamin Helfrecht, Hof 7. Juli 1797.

[51]) Unter den Akten von 1797 des Hofer Gymnasialarchivs findet sich auch ein loses Blatt mit folgender Mitteilung des Rektors: „Den 28ten Octbr. gieng Richter ohne Valediction von dem Gymnasium ab, wohin sein Herr Bruder, der bekannte Schriftsteller, welcher sich meistens Jean Paul nennt, tags zuvor abgereiset war. Ich sagte ihm, 1. daß es ganz ungewöhnlich sey, ohne öffentl. Abschied die Schul zu verlassen, oder wenigstens privatim zu valediciren, 2. daß er hierunter gegen einen ausdrückl. kgl. Befehl handle, indem er die Universität beziehe, ohne das examen in Bayreuth abgewartet zu haben, und daß er folglich auf keine Versorgung im Lande Rechnung zu machen habe, und verwieß es ihm, daß er beydes nicht eher bedacht habe. Er sagte mir aber, daß die litterarischen Verhältnisse seines Herrn Bruders dessen Aufenthalt in Leipzig unausbleiblich nöthig machten, und da er von ihm gänzlich abhange, so müsse er ihm nothwendig dahin folgen. Zur Valediction sey nicht mehr Zeit übrig, und das zweyte werde sein H. Bruder durch Beweise zu vermitteln suchen. Ich konnte unter solchen Umständen den jungen Menschen nicht aufhalten, und muß es nun dem hohen Ermessen eines hochpreißl. II. Senats überlassen, in wie weit Richter zu entschuldigen seyn möchte.“ Danach hätte Jean Paul bereits am 27., nicht 28. Oktober 1797 Hof für immer verlassen.

er ihn bestohlen hatte, doch der Großmütige verzieh — er hat ihm noch oft verziehen, diesem Tyrannen seiner Liebe. Welche Kämpfe mögen in ihm getobt haben, als er auch den Treulosen fallen lassen mußte, an welchen ihn schon eine dämonische Gewalt bannte, da der Unselige noch vor den Morgentoren des Lebens stand. Gerade Gottlieb, dem Jean Paul in seiner Jugend unter allen seinen Geschwistern am wenigsten zugetan war, mußte er am 30. März 1802 vom tiefsten Schmerz ergriffen mitteilen, daß er sich von Samuel ganz losgesagt habe: „Mein Todes-Engel Samuel war hier, ich lies ihn nicht vor mich. Nun mehr hat er von mir nichts mehr zu erwarten. Er kann besser werden durch gänzliche Zuchtlosigkeit. Du wirst ein Helfer an seinem moralischen und bürgerlichen Versinken, daß du ihm nach allen seinen Unthaten alzeit wieder die Freistätte Deines Hauses öfnest. Es ist durchaus Deine Pflicht, ihm das Haus zu verschließen.“ [52]) Aber der alte Dämon erwacht in ihm aufs neue und zeigt ihm nur das Bild eines Unglücklichen. Alles ist wieder verziehn; er möchte ihn wieder empfangen, den Verfluchten, wenn er ihn nur finden könnte: „Schreibe mir doch, wo der arme Samuel stekt und erkundige dich,“ dringt er ungeduldig in Gottlieb am 10. September.[53]) Und so ist er nie losgekommen von diesem Magneten seiner Seele. Es stak etwas in dem Geliebten von Bernhard Hermanns Natur, nur viel feiner, milder und ohne Beimischung jener krankhaften Wildheit. Und wie der Dichter diesem in seinen Werken ein Denkmal gesetzt hat, so auch seinem Samuel. „Vult sei sehr wie mein Samuel,“ heißt es in den Vorstudien zu den „Flegeljahren“. Ja, der vagabundierende, nichtsnutzige und doch auch so tief empfindende Vult ist sein Samuel.

---

[52]) Das Original im Besitz des H. Apothekers Dr. A. Schmidt in Wunsiedel.

[53]) Das Original im Besitz des H. Apothekers Dr. A. Schmidt in Wunsiedel.

Der ging ja auch von ihm wie Vult von Walt, da er seiner am meisten bedurfte.

Wir stehen bereits im Jahre 1782. Noch immer will kein Freudenstrahl in Richters Leben fallen. Er hat wieder von der Mutter einen ganz trostlosen Brief erhalten. Unter tausend Klagen benachrichtigt sie ihn, daß Adam in die Hände der Werber geraten sei. In ihrer Verzweiflung will sie sich sogleich an diese wenden. Oerthel, der um diese Zeit noch seine Ferien in Töpen verbringt, schreibt eiligst an den Freund, er möchte doch ja seine Mutter vor unnützem Geldaufwand warnen. Adam sei beim Militär versorgt und würde ihr bei abermaliger Dienstlosigkeit doch nur wieder zur Last fallen.[54]) Das war ein vernünftiger Rat, dem sich Richter nicht verschließen konnte. „Ich bin," antwortet er der Mutter, „weniger darüber erschrokken, daß mein Bruder ein Soldat ist, als daß Sie sich darum so sehr ängstigen. Freilich wär' es besser, wenn er bei seinem Metier geblieben wäre; aber doch, wenn man bedenkt, wie liederlich er immer war und wie er immer selbst verursachte, daß ihn kein Herr lange behielte, wenn man dies bedenkt, so ist der Schaden so gros nicht." Er gibt sich alle Mühe, die Unglückliche von den Vorzügen des Wehrstandes zu überzeugen, freilich spricht er diesem dabei gerade nicht zur Ehre, wenn er bemerkt, ein Soldat habe es selbst im Kriege besser als andre Leute; die müßten sich plündern lassen und könnten sich mit nichts gegen ihren Feind verteidigen, allein ein Soldat nicht. „Mein Bruder wird's nun auch wol bleiben!" fährt er nicht gerade zum Troste der Mutter fort: „Aus dem Himmel und der Hölle ist keine Erlösung. An Werber hilft also alles Schreiben nichts. Denn auf den komt es gar nicht mehr. Hier hat nur der General etwas zu sagen. Ein Brief hilft so viel als nichts, zumal da er im Dienste des Landes-

---

[54]) Ein undatiertes Blatt unter den unveröffentlichten Briefwechseln.

herrn ist . . .“ Der einzig richtige Rat, den er ihr erteilen kann, ist der, den Bruder zu ermahnen, daß er sich ordentlich aufführe, sich selbst aber über dessen Los nicht abzuhärmen und die falschen, verächtlichen Begriffe vom Soldatenstande abzulegen, ohne den der Staat gar nicht bestehen könne. In ihrem Brief hatte wohl Frau Richter auch gefragt, wann denn ihr Fritz einmal nach Hause käme. „Vielleicht zu Ostern,“ war die Antwort, „zu welcher Zeit ich vielleicht auch, ich weis es aber noch nicht gewis, die Universität Göttingen beziehen wil. Es ist aber sehr ungewis das leztere.“ [55]) Warum gerade nach Göttingen? Lichtenbergs wegen? Vielleicht. Der Gedanke taucht übrigens nur noch in einem einzigen Briefe [56]) vorübergehend auf. Nun wieder die alte, besorgte Frage nach seinen Brüdern, die er wohl nie ohne stillen Seufzer tun konnte. „Was wird denn aus ihnen? Vielleicht nichts.“ Den größten Kummer bereitete ihm Gottlieb: „Sehen Sie doch, daß wenigstens Gotlieb wo ankömt,“ dringt er in die Mutter, „er ist ia schon so alt. Lassen Sie [ihn] ia nicht studiren. Wer nicht viele Gaben hat, der lasse es unterwegens, wenn er kein Geld hat.“ [57]) Und alles andre hatte Frau Richter eher, als dies. Um sich nur mit dem Nötigsten zu versehn, muß sie, was ihr sicher sehr schwer wurde, die Bücher ihres verstorbenen Mannes um einen Spottpreis veräußern. [58]) Ende 1781 war sie von Schwarzenbach nach Hof gezogen, weil, wie Otto angibt, der Besitz von zwei Häusern ihr noch nicht gesichert war, und die Großmutter schwer krank darniederlag. [59]) Damals war sonach der Prozeß noch im Gange. Erst zu Beginn des folgenden Jahrs muß er beendet worden sein. Wir kennen das Urteil nicht, doch steht fest, daß durch dasselbe der

---

[55]) (W*) Jean Paul an die Mutter vom ? 1782; Wahrh. 3, 312 f.
[56]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Jan. 1783.
[57]) (W*) Jean Paul an die Mutter vom ? 1782; Wahrh. 3, 312 f.
[58]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 21. Aug. 1782; Wahrh. 3, 315 f.
[59]) Wahrh. 3, 101.

Witwe Kuhn ein Haus zugesprochen wurde. Die richterliche Entscheidung hätte aber, wie es scheint, von Riedel leicht umgestoßen werden können; wenigstens rät Jean Paul später der Mutter ernstlich davon ab, mit jener bereits erwähnten Riesin einen Streit anzufangen: „Dies Mensch," meint er, „hat nun keine Ehre mehr zu verlieren, vielleicht sagte sie aus Bosheit alles, was sie in Rücksicht des Hauses weis, das der Großmutter zugeschrieben worden; Sie verstehen mich schon." [60])

Werfen wir nun einen Blick auf Richters Innenleben während dieser schweren Tage. Nach und nach verbesserte sich der ungünstige Eindruck, den Leipzig anfangs auf ihn ausgeübt hatte; er fand rings um die Stadt schöne Gärten, die ihm für die landschaftlichen Reize seiner Heimat einigen Ersatz boten. Oerthel war wohl der einzige, mit dem er verkehrte, und sehr einsam mag er sich gefühlt haben, wenn sich der Freund zur Ferienzeit in Töpen aufhielt. Um so fröhlicher war dann aber das Wiedersehen. Beide durchstreiften die weitere Umgebung, gingen auch ab und zu in das Theater oder in den Kuchengarten, einen beliebten Ausflugsort der Studenten. [61]) Wer die Auslagen für derlei Vergnügungen bestritt, ist wohl unschwer zu erraten. Schatten von Sentimentalität mögen in der ersten Zeit, da man gemeinsam mit dem Heimweh kämpfte, auch Jean Pauls Seele noch berührt haben. Aber des Dichters Briefe an Vogel bezeugen doch schon durchweg eine satirische Stimmung, die denn merkwürdigerweise auch auf Oerthel überging. Nicht nur, daß Richters späterer Briefwechsel mit seinem Jugendfreunde fast frei von Empfindsamkeit und Rührseligkeit ist, es scheint jetzt schon zwischen beiden eine Rivalität im Ersinnen witziger Einfälle geherrscht zu haben.

Freilich mögen diese launigen Stunden oft mit gar

---

60) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Jan. 1783.
61) (B*) Hermann an Fr. A. Otto, 16. Okt. 1784.

trüben Betrachtungen über die Vergänglichkeit der Jugend und alles irdischen Glücks abgewechselt haben. Ein Tagebuch aus den Monaten August und September 1781 [62]) gibt uns über die damaligen täglich verschiedenen Stimmungen Jean Pauls genauen Aufschluß. Sonntag, den 12. August hat er wieder einmal erbittert die ewigen Gegensätze im Leben empfunden, und ein schwerer Seufzer entringt sich ihm: „Es gehört schon ein großer Geist dazu, sich einen großen denken zu können; wer klein ist, kan es nicht. Drum solten auch die großen Geister nur wieder von großen in ihrer waren Gestalt gesehen werden. Ach! mir ist bang, wenn ich daran denke, was Rousseaus eigne Lebensbeschreibung einmal für Urteil über diesen Man erwerben wird. Großer Man! Dessen Tugend blos die Ursache seiner Leiden war. Wär er nicht Sokrates gewesen, ein Epikur hätt' er immer sein [können]; ach, wie werden die andern Köpfe über das Buch herfallen. Wie werden die gelbsüchtigen Ortodoxen die schöne Gestalt zum Teufelsangesicht brandmarken."

Im Tagebuch vom September läßt er alle Saiten seiner Seele laut erklingen. Bald moralische Betrachtungen, bald brausende Heftigkeit gegen die Herrschaft des Kleinen über das Große, bald auch innige, wehmütige Klagen über die entschwundenen Jahre der Kindheit, über die Öde und Wertlosigkeit des menschlichen Lebens: 6. September: „Die Jugend ist eigentlich die Zeit unsrer Erfarung; das Alter die Zeit der Meditazion. Wer dies verändert wird nie weder recht erfaren noch recht denken; er wird kein Philosoph werden, weil er zu bald einer sein wolte." ... „Was ist das Leben? nichts als eine Reis' um die Welt; erst schönes Morgenland, dan brennender Mittag, dan kältender Abend und rauher Nord — Kindheit, Jüngling, Man, Greis. Immer findet man den iezzigen Ort schlechter als

[62]) F. 13ª: Tagebuch meiner Arbeiten. / Auf das Augustmonat 1781. / Leipzig; Tagebuch meiner Arbeiten. / Auf das Septembermonat 1781. / Leipzig; Wahrh. 3, 136—168

den vorhergehenden. O! am schönsten unter allen ist die so froh verlebte Kindheit — der Morgensonne Stral, nicht Glut der Linie wärmt hier. Man genießt hier die Freude, so lang sie dauert, man verlängert sie nicht durch den Nachtisch der Hofnung" . . . „Die Kindheit ist der Früling des Lebens, der Mai im Jar, das Eden in einer wüsten Welt und Vorgeschmak des Himmels! O! zu bald verflossene Tage, ach, wie oft saugt der lechzende Geist in der dürren Wüste des Lebens nur aus euch allein noch Narung; euer Schatten wandelt noch um uns herum, wir ergözzen uns wenigstens an eurem Bilde, da ihr längst uns verlassen habt, und schauen noch einmal senend mit ausgestrekten Armen hin in das Land, wovon uns eine ewige Kluft trennet. Meine Jugend vermischt sich in alle meine Leiden, sie benimt ihnen ihr Schmerzhaftes und umwandelt [!] sie in süße Melancholie!"

Die Fluren von Joditz feiern ihre Auferstehung in Jean Pauls Seele. Wir hörten Töne, die uns den echten Dichter verkünden, wie ein leises Frühlingsahnen den kommenden Lenz in den letzten rauhen Stürmen des Winters.

Kehren wir wieder zu unserer Darstellung zurück. Am 4. März 1782 schrieb der gute Pfarrer Vogel an seinen „der Philosophie und schönen Wissenschaften rühmlichst beflissenen" Liebling in Leipzig einen herzzereißenden Jammerbrief. Er hatte an ihn bereits um Michaelis des verflossenen Jahres ein starkes Volumen Anmerkungen zu den Denkübungen abgehen lassen, aber darauf weder ein Dankschreiben noch sonst eine Mitteilung erhalten. Vogel, über dessen Haupt nun einmal das Konsistorium ein Damoklesschwert gehängt hatte, fürchtete nichts Geringeres, als die Sendung sei ihres heterodoxen Inhaltes wegen von den Behörden beschlagnahmt worden, und sah sich deshalb schon im Geiste „in der Kohlkammer" sitzen.[63]) Jean Paul entschädigte ihn aber für alle seine Sorgen reichlich

[63]) (L*) Vogel an Jean Paul, 4. März 1782.

mit einer großen Überraschung. Er bestätigte ihm am 8. März nicht nur den Empfang der Anmerkungen, sondern schickte ihm gleichzeitig seinen ersten größeren schriftstellerischen Versuch, das „Lob der Dummheit" im Manuskript. Vogel war diesmal nicht der erste, dem Richter sein neues Werk zur Kritik unterbreitete, denn der Brief spricht bereits von der günstigen Aufnahme der Schrift seitens des Professors Seydlitz, dem sie durch eine dritte Person übermittelt worden war.[64]) Vierzehn Tage später hatte Jean Paul auch das höchst anerkennende Urteil seines Freundes in den Händen; denn dieser beeilte sich mit seiner Antwort, da ihn Richter in seinem Schreiben bereits von seiner bevorstehenden Abreise nach Hof verständigt hatte. Hier war am 21. März nach längerem schweren Leiden die alte Frau Kuhn im Alter von mehr als 82 Jahren verschieden.[65])

So brachte denn das Osterfest den Dichter nach langer Trennung endlich wieder einmal den Seinen. Die kleine Familie, in die nun der Tod der Großmutter eine neue Lücke gerissen hatte, feierte ein traurig-fröhliches Wiedersehn. Durch die Erbschaft war ihre Lage nicht sonderlich gebessert worden. Die zum Besitz des alten Kuhn gehörigen Grundstücke waren, selbst wenn sie mit dem Hause seiner Witwe und dann deren Tochter zugefallen sein sollten, doch verwahrlost und entwertet. Es ist aber kaum zu glauben, daß Riedel ganz leer ausging. Die etwa noch vorhandene Barschaft hatte sicher der Prozeß, der Unterhalt der Familie und die Krankheit der Großmutter vollständig aufgezehrt. Jedenfalls war das Haus in der Klostergasse immer noch das einträglichste Erbstück und dieses hatte einen Wert von 800 fl., die gut angelegt 40 fl. Zinsen abwarfen.[66]) Frau Richter durfte

[64]) (L*) Jean Paul an Vogel, 8. März; WW. 63, 210ff.; Wahrh. 3, 173ff.

[65]) Sterberegister in Hof.

[66]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 21. Aug. 1782; Wahrh. 3, 315ff.

also, um nur für sich und die Ihrigen das Nötigste zu erwerben, keinen Augenblick die Hände müßig in den Schoß legen. Sie tat auch alles, was schwache Menschenkräfte vermochten. Nicht ohne Tränen in den Augen sah der Dichter auf ein Büchlein herab, das sich nach ihrem Tode unter ihren Habseligkeiten fand und die schlichte, aber so vielsagende Aufschrift trug: „Was ich ersponnen.“ Doch es genügte nicht allein das tägliche Brot zu verdienen; noch gab es Schulden aus der Leidenszeit ihres verstorbenen Mannes her. Erst im August 1782 wurde nach den Gotteshausrechnungen der Gemeinde Isar ein Konto des einstigen Pfarrers von Joditz aus dem Jahre 1767 in der Höhe von 60 fl. fränk. zu 5 % beglichen.[67])

Das Schlimmste aber war bei alledem, daß die zur Überschätzung leicht neigende Bevölkerung Hofs jetzt die Familie Richter überhaupt für keiner Unterstützung mehr bedürftig erachtete. Als einige Zeit später die Muter in arger Bedrängnis ein Bittgesuch an den Landeshauptmann richten will, zweifelt der Sohn stark an einem Erfolge.[68]) Das Pfarrhaus zu Rehau mit seinem Gärtchen, welches nun wieder zu grünen begann, dürfte der einzige Platz gewesen sein, wo Jean Paul für kurze Zeit seiner Sorgen in munterem Gespräch vergaß; denn außer Vogel hatte er wohl wenig Bekannte, bei denen er aufrichtige Teilnahme für sein Geschick voraussetzen konnte. Das engherzige Spießbürgertum seiner Heimat wird ihm jetzt, da er doch größere Verhältnisse kennen gelernt und auch seine Zunge in bissigen Witzen geübt hatte, oft Veranlassung zu spöttischen Bemerkungen gegeben haben, die ihn seiner nächsten Umgebung natürlich keineswegs beliebt machten. Schon am 2. Mai ist er nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt wieder nach Leipzig abgereist, ohne zuvor Vogel noch einmal besucht zu haben. Dies schmerzte diesen sehr; denn

---

[67]) Reinstädtler, Beiträge a. a. O.
[68]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Jan. 1783.

er hätte, wie er vorgab, seinem Freunde noch gern geraten, in Hof seinem Geist „Zaum und Gebiß“ anzulegen, ein tiefes Stillschweigen in Dingen zu bewahren, die über dem Horizont profani vulgi lägen und nur „dann und wann ein Goldkörnlein“ fallen zu lassen.[69]) Es war demnach schon zu Reibereien gekommen.

Die Brust von kühnen Hoffnungen geschwellt, kehrte Jean Paul in die Musenstadt zurück. Das „Lob der Dummheit“ hatte er schon vor einem Monat dem Buchhändler Weigand angeboten, den Bogen für 7 Rtl. sächsisch.[70]) Noch war, wie es scheint, darauf keine Antwort erfolgt. Dies beunruhigte ihn indes nicht, denn er hatte große Zuversicht, Prof. Seydlitz werde das ihm eingehändigte Manuskript schon für 100 Taler an einen Verlag verhandelt haben. Allein die Rechnung war ohne den Wirt gemacht. Der Gelehrte hatte das Werkchen wohl sorgsam in sein Pult eingeschlossen, kümmerte sich aber um dessen Schicksal weiter nicht, ließ auch den für buchhändlerische Unternehmungen zur Michaelismesse festgesetzten Termin ruhig verstreichen, und Richter stand nun da mit seinem Buch ohne Verleger. Er las es wieder durch, verlor den Mut, es zu veröffentlichen, und warf es schließlich zu seinen übrigen Schulexerzitien; doch die Not, die sich ihm bald wieder mit aller Härte ankündigte, erhob Einspruch gegen eine Unterbrechung der schriftstellerischen Tätigkeit und zwang ihn zur Verfertigung eines „nagelneuen Satirs“ wie er nach einem dreiviertel Jahr an Vogel schrieb.[71])

Wenig Jugendwerke deutscher Dichter dürften unter noch trostlosern Verhältnissen und in noch leidvolleren Tagen entstanden sein, als dasjenige, von dem Jean Paul hier spricht. Bei dem schlechten Wetter, welches damals über-

[69]) (L*) Vogel an Jean Paul, 1. Mai 1782; Wahrh. 3, 177 f.

[70]) F. 24: Korrespondenzb.

[71]) (L*) Jean Paul an Vogel, 20. Febr. 1783; WW. 63, 215 ff.; Wahrh. 3, 178 ff.

all seine Opfer forderte, erkrankte Frau Richter. Sie erholte sich zwar wieder, wurde aber eine hindernde Unpäßlichkeit den ganzen Mai nicht los. Riedel, der Erbfeind ihres Hauses, war gar gestorben. In dem Brief der Mutter, durch den der Dichter vom Tode ihres Schwagers erfuhr, fanden sich wohl auch ein paar weniger christliche Bemerkungen über die göttliche Gerechtigkeit, die doch nie mit ihren Strafen zurückhält, oder einige andre Wendungen, die man gebraucht, sobald sich die eigene Leidenschaft das Richteramt über den Nächsten anmaßt. Der Sohn verwies der gereizten Frau am 27. Mai solche Gesinnung streng: „Lassen sie den Riedel in Frieden ruhen — er ist im Grab, hassen Sie ihn nun nicht mehr. Der Tod endigt alles, auch die Feindschaft. Hat er Ihnen Unrecht getan — nun so hat er gefehlt, wie andre Menschen.“ [72]) Das mag ja hofmeisternd klingen, wie Nerrlich [73]) will, aber doch edel!

Von Tag zu Tag verschlimmert sich Jean Pauls Lage; seine Schulden häufen sich stündlich, und die Gläubiger drängen. Im fernen Hof kämpft die Mutter unterdessen mit denselben Schwierigkeiten. Sogar ihre besten Freunde wollen nicht länger warten. Eben hat ihr Rektor Werner einige Gulden aufgesagt, die er ihr geborgt hatte. Der Sohn erteilt ihr in einem Schreiben vom 21. August den Rat, das ererbte Haus, welches doch mit jedem Jahr baufälliger werde, so bald als möglich zu verkaufen. Von einer geradezu grenzenlosen Not spricht deutlich die Frage der beklagenswerten Witwe an ihren Ältesten, ob er denn nicht für seine jüngeren Brüder einige abgetragene Kleider habe. Dieser kann natürlich darauf nur antworten: „Ich habe wol zerrissene Kleidung, aber keine abgelegte.“ Allein nicht nur Nahrungssorgen verbitterten der Unglücklichen das Leben. Zu ihrem namenlosen Kummer traf auch noch

[72]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Mai 1782; Wahrh. 3, 313 f.
[73]) Nerrl. L. S. 111.

die Kunde ein, daß Adam, der nach einer gelungenen Flucht vom Militär als Deserteur in der Welt umherirrte, erkrankt sei. Obwohl von der traurigen Nachricht gleichfalls schmerzlich berührt, beschwört der Dichter die Mutter hoch und teuer, doch um des einen Kindes willen sich nicht vor Gram zugrunde zu richten und so den übrigen ihre Hilfe zu entziehen. Seine Briefe hätten der besonnenen Ratschläge wegen, die sie enthielten, überhaupt Frau Richter große Sorgen ersparen können, wenn sie ihr andererseits nicht durch lebendige Schilderungen seiner eignen kläglichen Lage neue bereitet hätten. Gerade sein Schreiben vom 21. August ist ein gellender Hilferuf aus tiefstem Elend. Er will seine gröbsten Schulden, etwa 40 Reichstaler, samt denen, die bis dahin noch dazu kommen, vor Michaelis nicht bezahlen. Aber andre Posten bei Gläubigern, die nicht warten, wie bei der Wäscherin, beim Schuster und Schneider müsse er doch begleichen, wie er der Mutter eindringlich vorstellt; nur 8 Reichstaler verlangt er von ihr, aber sofort. Mit dem schon bekannten unzerstörbaren Vertrauen auf den Erfolg seiner Schriftstellerei tröstet er die Arme wieder mit seinem Mittel: „Denn das dürfen Sie nicht glauben, daß mein Mittel, Geld zu erwerben, nichts tauge; weil es etwan noch nicht angeschlagen hat. O nein! durch eben dieses getraue ich mich zu erhalten, und es komt nur auf den Anfang an.“ Noch immer aber erfährt die Mutter über dieses rettende Mittel nichts Näheres.[74]) Gottlieb war von ihr inzwischen allen Ermahnungen des Dichters zum Trotz gleichzeitig mit Heinrich aufs Gymnasium geschickt worden. Wie berechtigt jedoch Jean Pauls Warnung davor gewesen war, bezeugt der Wunsch, mit dem sich Frau Richter schon jetzt, im August, an ihren Sohn in Leipzig wendet, er möchte seinen Bruder bei einem dortigen Kaufmann unterbringen. Auch eine Zensur, die der Schüler noch im folgenden Jahr nach Hause brachte, bestätigte

---

[74]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 21. August 1782 a. a. O.

des Dichters Befürchtungen mit trostlosen Ablativen: „Ingenium: neque ingenii viribus. — Diligentia: neque sedulitate. — Profectus: neque profectibus, omnino caret. — Mores: emendationi facilem sese praebet.“[75]) Wurde demnach dem Armen auch guter Wille nicht ganz abgesprochen, so war doch das Kräftedefizit, mit dem er schloß, so groß, daß nun Jean Paul ernstlich darauf sah, daß Gottlieb das Studieren sein ließ, und nur der begabtere Heinrich es fortsetzte.

Im Oktober 1782 war das Werk, von dem sich Richter für seine und der Seinigen Zukunft so viel versprach, bis auf den Druck vollendet. Kurzerhand schickte er das Manuskript, welches damals noch einen uns unbekannten Titel führte,[76]) an den bedeutenden Buchhändler Voß in Berlin, den Freund Lessings und Verleger Hippels. Zu seiner nicht geringen Freude machte ihm auch Voß im Dezember das Angebot von 15 Louisdor. Erst jetzt entdeckte ihm der Dichter seine Jugend und seine elenden Verhältnisse, womit er gleichzeitig die Bitte um einen 16. Louisdor motivierte. Sie wurde ihm ebenso gewährt wie sein Ersuchen, ihm noch vor den Weihnachtsfeiertagen das Honorar einzusenden.[77]) Am 27. Januar schreibt er der Mutter, das Erscheinen seines Werkes stehe bevor.[78]) Wenige Tage darauf muß der erste Teil der „Grönländischen Prozesse oder Satirischen Skizzen“ herausgekommen sein, denn schon am 2. Februar bekundet der

[75]) Diese für die Kenntnis des Charakters und der geistigen Veranlagung von Jean Pauls Brüdern immerhin wertvollen Dokumente fanden sich noch unter einem Stoß hundertjähriger Makulatur auf dem Dachboden des Gymnasiums zu Hof.

[76]) „Den Titel des Buchs hab' ich geändert, er heißt iezt so: „Grönländische Prozesse“.“ (F. 24: Korrespondenzb.) An Voß am 21. Dezember 1782.

[77]) Wahrh. 3, 193; an Voß am 21. Dez. 1782; F. 24: Korrespondenzb.

[78]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Jan. 1783 a. a. O.

Dichter Voß seine volle Zufriedenheit über die gelungene Ausstattung und bittet um 6 Freiexemplare für seine Freunde.[79])

„Gotlob! nun ist der steile Berg erstiegen," schrieb Jean Paul an Vogel, als er ihm am 20. Februar das Buch zusenden konnte, „ich ziehe den Hut ab und das Schnupftuch heraus und wische mir den Schweis von der heißen Stirne." Aber seine Freude darüber, endlich in die Reihen deutscher Schriftsteller aufgenommen zu sein, wird doch durch eine peinigende Selbstkritik etwas gedämpft. Die Formschwächen seines Werkes waren zu groß, als daß sie ihm nicht hätten in die Augen stechen sollen. Er tadelt an den Skizzen, daß sie ebenso mit Gleichnissen überladen seien, wie es das „Lob der Dummheit" mit Antithesen war. Er sieht darin wirklich einen Fehler, bekennt aber auch jetzt schon ganz offen, dem Reiz der Unmäßigkeit nicht widerstehen zu können, und weist auf den Säufer hin, der an seiner roten Nase die Wirkung der giftigen Kräfte des überflüssigen Weins deutlich merkt, sie aber darum doch nicht flieht. „Übrigens liegt wenig daran," schließt er mit einer jungen Autoren selten eignen Resignation, „ob mein Junge am geschwinden Schlagflusse oder an der langsamen Schwindsucht stirbt und zu seinen Brüdern versamlet wird, d. h. ob das Buch mit zehn oder zwanzig Felern vergessen wird: denn vergessen wird es doch einmal." [80]) Den Bewohnern Hofs, die kommende Ereignisse, welche einen der Ihrigen betrafen, ähnlich wie Astronome Himmelserscheinungen, schon monatelang voraussagten, war Richters Autorschaft längst kein Geheimnis mehr. Bereits im Januar wußten sie, daß er ein Buch geschrieben und dafür 50 Reichstaler erhalten habe.[81])

---

[79]) F. 24: Korrespondenzb.

[80]) (L*) Jean Paul an Vogel, 20. Febr. 1782 a. a. O.

[81]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Jan. 1783 a. a. O.

Der Brief, welchen der Dichter gleichzeitig mit seinem Buch an Vogel abgehen ließ, enthält viele im zweiten Teil der Skizzen widerkehrende Stellen. Überhaupt nehmen jetzt seine Briefe immer mehr den Stil seiner Satiren an. Er bringt jeden Einfall in ihnen unter, er jagt nach Witzen und Pointen auf Kosten des Geschmacks, wie er selbst gesteht. Die Zeit des „Wetterkühlens“ war über ihn gekommen, und er tat sich darauf etwas zugute. Schon in seinem Schreiben an Voß vom 2. Februar hatte Jean Paul gemeldet, daß er an einem zweiten Bändchen seiner Satiren arbeite, welches er um Ostern zu vollenden gedenke. Er räumte diesem auch schon einen Vorzug vor dem gedruckten ersten ein, weil er sich darin, wie er vorgab, mit mehr Schonung des Geschmacks der Laune und des Witzes bediene, Gleichnisse weniger häufe und mehr auswähle. Die Essigfabrik florierte also. Da der Verleger auf diesen zarten Wink nichts erwiderte, bat ihn Jean Paul nach vier Wochen um eine Mitteilung über „den Empfang und die Wirkung“ seines Briefes.[82]) Der ganze März scheint der Fortsetzung des Werkes gewidmet gewesen zu sein, selbst die Mutter erfährt während dieser Zeit von ihrem Fritz nichts, denn dieser hat, wie er ihr erst am 3. April meldet, so viel zu tun, daß er sich kaum rühren kann. Frau Richter mag sich über den plötzlichen ansehnlichen Gelderwerb ihres Sohnes nicht wenig gewundert haben, und die ganze Sache dürfte ihr deshalb noch viel rätselhafter vorgekommen sein, weil sie natürlich keine Ahnung davon hatte, was für Bücher er denn eigentlich schreibe. Zunächst dachte sie wohl an theologische. Dann aber war es doch nach ihrer Meinung seine erste Pflicht, einmal in Hof vor ihren Bekannten als gefeierter Kanzelredner aufzutreten. Sie fragt ihn daher nach der Art seiner Schriftstellerei und fordert ihn gleichzeitig auf, seine Landsleute einmal mit einer hinreißenden Predigt zu über-

---

[82]) F. 24: Korrespondenzb.

raschen. Da kam sie aber schön an. „Sie wollen wissen was ich für Bücher schreibe;“ erhielt sie als Antwort, „es sind weder teologische noch iuristische; und wenn ich Ihnen auch den Namen herseze, so ists Ihnen damit doch nicht deutlich: Satiren oder spashafte Bücher sind es. — Fast mußte ich lachen, da Sie mir den erbaulichen Antrag thun, mich in Hof in der Spitalkirche z. B. vor alten Weibern und armen Schülern mit einer erbaulichen Predigt hören zu lassen. Denken Sie denn, es ist soviel Ehre, zu predigen? Diese Ehre kan ieder miserable Student erhalten, und eine Predigt kan einer im Traume machen. Ein Buch zu machen ist doch wol zehnmal schwerer. Übrigens wil ich Ihnen nur berichten, daß jeder Student wie ich in Hof gar nicht predigen darf, one vorher für 16 fl. in Bayreut die Erlaubnis dazu gekauft zu haben.“ [83]) Die Mutter, welche sich durch diesen Widerstand aus allen Himmeln gerissen sah, fand es wohl nötig, den hartnäckigen Sohn an seinen kindlichen Gehorsam zu erinnern, aber wieder ohne Erfolg. „Sie haben mir,“ scherzt er Mitte April, „eine Strafpredigt gehalten, damit ich in Hof eine Buspredigt halten sol. Sie glauben, es ist so leicht ein satirisches Buch zu schreiben. Denken Sie denn, daß alle Geistliche in Hof eine Zeile von meinem Buche verstehen, geschweige machen können? Glauben Sie, daß ich umsonst soviel dafür habe bezalt erhalten? Und daß der Pfarrer in Rehau und der Doppelmaier die Sache nicht verstehen, welche mich so sehr deswegen loben? Wenn ich nun Theologie studirt hätte, von was wolt' ich mich denn nären? Noch einmal: die Erlaubnis zu predigen kostet ungefähr 14 fl. Fragen Sie nach. Ich verachte die Geistlichen nicht — allein ich verachte auch die Leinweber nicht und mag doch keiner werden. — Ihnen hab' ich deswegen kein Buch geschikt, weil es Ihnen zu nichts helfen würde. Ich getraue mir noch Bücher zu schreiben, wo ich für ein einziges so kleines wie das iezige

---

[83]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 3. April 1783; Wahrh. 3, 318 f.

300 rl. sächs. bekomme.“ [84]) Das waren freilich, will uns dünken, vorderhand noch kühnere Träume, als sie sich selbst die gute Frau spann, wenn sie sich Jean Paul als Prediger dachte. Aber sie mußte ihm schließlich glauben, denn er hatte ihr schon oft genug bewiesen, daß er nicht nur einen Willen habe, sondern auch die Kraft dazu, ihn durchzusetzen. In den schlimmsten Zeiten, welche bisher über sie und die Ihrigen hereingebrochen waren, hatte er, der kaum Zwanzigjährige, allein mit seiner klaren Besonnenheit und mannhaften Sicherheit schwierige Fragen des Lebens gelöst. Wenn etwas einmal fehlging, trug meistens sie selbst die Schuld; denn oft, wie wir sahen, durchkreuzte die Mutter mit ihren voreiligen Handlungen Jean Pauls wohlerwogene Pläne. So war es bei Gottlieb, der nun als verunglückter Gymnasiast zu Hause wieder teure Tage versaß. Neuerdings legt der Dichter der Unbesonnenen warm ans Herz, doch endlich einmal dafür zu sorgen, den jungen Menschen irgendwo unterzubringen, wenn nicht als Lehrling bei einem Kaufmann, so doch wenigstens als Schreiber beim Aktuar Vogel in Schwarzenbach. „Aber,“ fügt er freilich zweifelnd hinzu, „zu einem Schreiber taugt er noch nicht einmal, denn er schreibt eine schlechte Hand.“ [85]) Seinen Bruder Heinrich hoffte Jean Paul, der von seiner Einnahme wohl noch ein paar Taler übrig hatte, auf der Universität unterstützen zu können. (!) Allerdings hätte sich da der Knabe mit seinen Studien sehr beeilen müssen. Aber auch ihm fehlte es am nötigen Fleiß. Eine Zensur aus dem Sommerhalbjahr 1783 bezeichnet ihn als fähig, setzt aber hinzu, daß er wegen mindern Fleißes seinen Mitschülern an Wissen nachstehe, und ein Zeugnis aus dem folgenden Halbjahr bemerkt immer noch: „Ingenium capax non debita diligentia excolit,

---

[84]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 14. April (?) 1783; Wahrh. 3, 319f.

[85]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 3. April 1783 a. a. O.

unde eius profectus non tales, quales iure poteram exspectare." Der Dichter vermutete hier sofort einen üblen Einfluß Gottliebs auf Heinrich und schrieb daher der Mutter: „Er sol sich doch nicht vom Gotlieb verführen lassen, sagen Sie ihm, ich habe ihn so lieb und würde mich ärgern, wenn ich sähe zu Pfingsten, daß er faul wäre." [86])

Zu denen, welchen Jean Paul sein Buch schickte, zählte auch jener Dr. Doppelmaier, der uns schon unter Richters Jugendbekanntschaften in Schwarzenbach begegnet war. Vertrauter scheint aber damals der heranwachsende Pfarrersohn mit dem Arzte noch nicht verkehrt zu haben, er sah zu ihm vielmehr wie zu einem fertigen Weltmann mit Verehrung empor. Doppelmaier, der auch Adept war, hatte, mit seinen kleinlichen und bornierten Mitbürgern gänzlich zerfallen, jetzt eben den Entschluß gefaßt, seine Heimat zu verlassen und nach Rußland zu gehen. Jean Paul brachte seinen Plänen das vollste Verständnis entgegen und schrieb am 14. April dem Arzt einen Brief, der freilich nur unter der Voraussetzung zu begreifen ist, daß Richter für seine Landsleute dieselben Gefühle hegte als jener. Denn von einer Liebe zum Vaterlande will darin der Dichter nichts wissen, er hält es nur mit dem Spruch: ubi bene, ibi patria, ja versteigt sich darin sogar zu einer Äußerung, welche durch alle seine späteren Schöpfungen widerlegt wird, und die ihm auch jetzt nur eine momentane Erregung eingegeben haben kann, wenn anders seine Leipziger Tagebücher nicht bloß gekünstelte Empfindungen enthalten. „Warum sol mir," sagt er nämlich, „die Kindheit meinen Aufenthalt mehr veredeln als das männliche Alter?" [87]) Als Jean Paul dem Doktor seine Skizzen übersandte, dachte er wohl nicht daran, daß er sich in ihnen einen Ausfall gegen die Alchimie erlaubt und von einer erst 1781 erschienenen Schrift „Annulus Platonis" behauptet

---

[86]) Jean Paul an die Mutter, 14. April (?) 1783.
[87]) F. 24: Korrespondenzb. von 1783; Wahrh. 3, 234 ff.

hatte, es wiege sich darin der alchimistische Unsinn wie ein Papagei im Ringe seines Bauers. Doppelmaier erwähnte natürlich in seinem Dankschreiben an Richter nicht, wie schmerzlich dieser Spott sein Adeptenherz berührt habe, ließ aber bald darauf selbst ein Bändchen anonym erscheinen, worin es wörtlich heißt: „Und nun ihr kleinen muthwilligen Spötter! ist der Annulus Platonis noch immer das Buch, welches nichts als alchymistischen Unsinn enthält, oder in welchem er sich wie der Papagei in seinem Ringe wiegt? Schlagt an euer Herz und bekennt es, daß euch Blindheit oder sonst eine unangenehme äußere Lage eures Lebens zwingt, so unbesonnen von ihm zu urtheilen. Seid künftig billiger und beurtheilt nicht Gegenstände, dazu das so nöthige Licht euch fehlt, solche in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Prüfet — aber mit Vernunft.“ [88]) Der anonyme Doppelmaier wird also mit Absicht persönlich, weist mit dem Finger auf Richters erbärmliche Lage hin und verrät dadurch eine ziemlich niedrige Gesinnung. Trotzdem nahm ihm der Dichter diese Anspielung nicht sonderlich übel; seine erste Empfindung beim Durchlesen der Stelle war vielmehr Vergnügen, und als Oerthel in einem Brief an den Freund mit dem Arzte scharf ins Gericht geht, nimmt Jean Paul diesen sogar noch in Schutz. Allerdings dachte er im Stillen daran, dem Doktor seine Unhöflichkeit heimzuzahlen. Er entschloß sich, ihm erst bei Übersendung des zweiten Teils der Skizzen wieder zu schreiben und in diesen Band ein Epigramm einzuschieben, welches einen Vorzug der Alchimie darin erblickt, daß sie die besten Köpfe zu verschlechtern vermag. [89])

Durch die Schilderung der Beziehungen Richters zu

---

[88]) Wahrh. 3, 232.

[89]) (B*) Jean Paul an Oerthel, 26. Juli u. 5. August 1783; WW. 62, 290; Wahrh. 3, 232 u. 238.

dem Adepten sind wir unserer Erzählung etwas vorausgeeilt. Wir nehmen sie nun dort wieder auf, wo wir sie unterbrachen, im April des Jahres 1783. Am 1. Mai schrieb Jean Paul in einem Brief an den Pfarrer Vogel die denkwürdigen Worte nieder: „Den Plan meines Lebens wollen Sie wissen? Das Schiksal wird ihn erst entwerfen; mit meinen Aussichten verträgt sich keiner und ich schwimme auf dem Zufalle ohne Steuerruder herum, wiewol darum nicht one Segel. Ich bin kein Theolog mer; ich treibe keine einzige Wissenschaft ex professo, und alle nur insofern, als sie mich ergözen oder in meine Schriftstellerei einschlagen, und selbst die Philosophie ist mir gleichgültig, seitdem ich an allem zweifle.“ [90]) Mit allem Positiven hatte er also gebrochen und stand nun da ohne Ideal, ein Bekämpfer des Lebens, das er eine tolle Maskerade und Harlekinade nennt. Dasselbe Bild innerer Zerrissenheit und inneren Aufruhrs führen uns auch noch Tagebuchblätter aus dem Monat August vor. In seinem alten Kindheitstraum sucht der Dichter die zerstörenden Zweifel zu ersticken, allein er findet keine Ruhe und flucht seiner Jugenderziehung und der Vorurteile, die sie ihm eingepflanzt. „Den Erziehern mangelt am meisten — Erziehung“, schreibt er am 16. August und erhebt damit eine schwere Anklage gegen alle diejenigen, deren Fürsorge seine Kindheit anvertraut war. [91]) Man sollte glauben, solche Seelenstürme müßten schließlich auch einen felsenfesten Charakter wie Richter entwurzeln; aber hier ist der Punkt, an dem Jean Pauls Jugendentwicklung nach zwei Seiten auseinanderläuft; nur als Denker und Dichter verliert er sich ins Unfertige und Gestaltlose, der Mensch gelangt in ihm zur vollen Reife.

An dem zweiten Teil der Skizzen arbeitet er inzwischen,

---

[90]) (L*) Jean Paul an Vogel, 1. Mai 1783; WW. 63, 224 ff.; Wahrh. 3, 190 ff.

[91]) WW. 62, 3 ff., wo der Inhalt dieser Tagebuchblätter fälschlich als „Bemerkungen über uns närrische Menschen 1782“ wiedergegeben ist.

wie er der Mutter meldet, „den ganzen geschlagenen Tag“.[92]) Die Arbeit geht rasch vor sich, da sie zum großen Teil im Freien erledigt werden kann. Seit kurzem wohnte nämlich Jean Paul draußen vor dem Stadttor, aber noch auf dem Grund und Boden seines bisherigen Hausherrn Körner. Ihn erfreute hier ein Gärtchen, auf dessen schattigen Kieswegen er nachdenklich hin- und herwandelte. Aber die Feindschaft eines bösen Nachbars riß ihn plötzlich aus seiner unschuldigen Wonne. Wir wissen, daß sich Richter Schritt für Schritt der Leipziger Mode anbequemte. Zuerst legte er offne Hemden à la Hamlet an, später ließ er sich auch die Haare kurz schneiden und seine „lokkichte oder ein wenig krause“ Frisur von seinen Freunden bewundern.[93]) Wohnte da nun in demselben Hause der ehrwürdige Magister Gräfenhain, dem wie allen deutschen Gelehrten alten Schlags ein langer Zopf und eine verschloßne Brust über alles ging. Dieser hielt es auf die Dauer nicht aus, täglich gerade unter seinem Fenster den nackten Busen eines Kandidaten zu sehen, und führte daher beim Hausherrn Klage über die lästige Mietspartei. Richter hatte sein Stübchen auf ein halbes Jahr gemietet und zahlte während dieser ganzen Zeit 9 Reichstaler dafür. Das genügte Körner schon, sich auf seiten des Magisters zu stellen und von Jean Paul einfach Bedeckung der anstößigen Blößen zu verlangen. Der Dichter, welcher das Fruchtlose eines hartnäckigen Widerstandes einsah, suchte die Sache in Güte durch ein Schreiben an Gräfenhain beizulegen, welches durch das starke Rechtsgefühl imponiert, das darin zum Ausdruck gelangt. Jean Pauls Friedensvorschläge bestanden in dem Versprechen, den Fenstern des Gelehrten nicht mehr so nahe zu kommen als bisher, ja sogar seinen Busen zu bedecken, ungeachtet selbst der keuschere Teil des andern Geschlechts den seinigen

---

[92]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 3. Mai 1783; Wahrh. 3, 318f.
[93]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 27. Mai 1782 a. a. O.

entblöße, der durch mehr Reize gefährlich sei, wie er treffend bemerkt. Um aber seinem Angebot doch einigermaßen durch eine ultima ratio Nachdruck zu verleihen, schrieb Richter, dem infolge seiner literarischen Paternität der Kamm gehörig geschwollen war, seinem Widersacher folgendes prophetische Memorandum: „Sie verachten meinen geringen Namen, aber merken Sie ihn auch: denn Sie werden das leztere nicht lange getan haben one das erstere mer zu thun. Ich scheine unverständlich, um nicht unbescheiden zu scheinen.“ [94]) Der hartnäckige Gegner, der einmal den Garten für sich allein haben wollte, war aber durch nichts einzuschüchtern und der Dichter erhielt, als er dem Magister am 4. Juni abermals Vorstellungen über sein gutes Recht zu machen wagte, von Körner die Kündigung. [95]) Ohne erst nach der Stadt zurückzukehren, muß Jean Paul sofort sein liebes Hof wieder aufgesucht haben, denn schon am 7. Juni trifft er hier ein, krumm und lahm durch den Wagen gerädert. Er wendet sich sofort an Oerthel mit der Bitte um Nachsendung eines in Leipzig zurückgelassenen Exzerptenheftes mit geschichtlichen Auszügen und zwar setzt er seinen Brief, wie er entschuldigend hinzufügt, auf, ehe sich noch die Seinigen über sein Haar ganz ausgewundert hätten. [96]) Also Fortsetzung der Tragikomödie des Kleidermartyriums, nur mit verschobenen Kulissen. Die zehn Wochen, welche der Dichter jetzt in der Heimat verbringen mußte, hat er gesegnet sein ganzes Leben lang. Es ist die Zeit, da er die Einzelstudien machte zu seinen Meistergemälden deutschen Spießbürgertums. Eine Feuersbrunst, ein brandschatzendes Kriegsheer, eine verderbliche Seuche, dies alles hätte Hofs Bewohner nicht so in Atem halten können als die Einnistung eines Zopflosen in ihren Mauern. Hundertzweiundzwanzig Jahre

---

[94]) F. 24: Korrespondenzb.; Wahrh. 3, 200f.

[95]) F. 24: Korrespondenzb.; Wahrh. 3, 202ff.

[96]) (B*) Jean Paul an Oerthel, 7. Juni 1783; WW. 62, 270f.; Wahrh. 3, 197f.; F. 24: Korrespondenzb.

sind seit jenen Tagen verflossen, aber noch immer erzählt sich die Saalestadt vom „nackten Richter“, der einst in ihren Straßen herumlief. In einer Allegorie hat Jean Paul seinem Freunde Oerthel die Volksbewegung geschildert, welche seine Anwesenheit in Hof während der ersten vierzehn Tage hervorrief. Er erzählt ihm von einem Narren, der in einer Stadt lebte, darin alle Honoratioren auf ihren Mützen Schellen mit dem Bilde eines Esels trugen. Als er sich selbst für sein Patengeld eine Eselsschelle erstanden hat, findet er unter seinen Landsleuten keine Beachtung. Er kommt darauf in eine andre Stadt, darin man Schellen mit dem Bilde eines Maulesels trägt. Er bequemt sich der neuen Mode an und verpflanzt sie nach seiner Rückkehr in seine Heimat dahin. Jetzt erst lenkt er die Aufmerksamkeit aller seiner Mitbürger auf sich: „Der Superintendent sagte bei seinem Anblik: ‚Der junge Mensch verachtet die Geistlichen, so ser verachtet er die Esel! Gott bessere sein Herz!‘ — ‚Und vorher seinen Zwölffingerdarm!‘ sagte der rote Doctor daselbst; ‚der ja mit altem Unrath seinen Kopf verrükt hat‘ ... Die Weiber sagten: ‚Der Mensch ist ein affektirter Affe: denn er hat keinen Esel.‘ Alle Bürger sagten: ‚Wer keinen Esel trägt, ist ein Esel: dieser Kerl trägt sogar einen Maulesel, er ist also, Gott sei bei uns! ein Maulesel!‘“ „Der Ergeiz dieses Narren,“ beendet der Dichter sein Histörchen, „zog sogar aus Tadel Narung; er war so stolz, eine Narheit zu haben, die die Narren tadelten, daß er die ganze Sache seinem Freunde — Oerthel schrieb.“ [97]) Von dieser Seite war also kein Nachgeben zu erwarten, und ein harter Kopf mit harten Köpfen in Kollision mußte Funken hervorbringen. Richters Autorschaft flößte seinen Landsleuten keine besondere Achtung vor ihm ein. Der Kaufmann Köhler z. B., zu dessen Familie der Dichter später in engere Beziehungen trat,

---

[97]) (B*) Jean Paul an Oerthel, 22. Juni 1783; WW. 62, 272 f.; **Wahrh.** 3, 206 ff.

hielt von den Skizzen nicht viel, weil man, wie er meinte, um ein Wort zu verstehen, erst eine Stunde sitzen müsse. „Allein," tröstete sich Jean Paul über diese Geringschätzung des Besten, was in ihm war, „die Höfer sind so dum, daß es nicht nur keine Ere ist, von ihnen nicht verstanden zu werden, sondern auch die größte Schande wäre, wenn man es würde." [98])

Pfarrer Vogel hörte bald aus jedem Munde höchst abfällige Urteile über Richters Kleidung und Betragen. Besonders streng rügten beides die Schwarzenbacher: der Aktuar Vogel, der einstige Kaplan und jetzige Pfarrer Völkel, der Amtsverwalter Clöter und last not least Vogels eigne Gattin, welche die neue englische Tracht für einen jungen christlichen Herrn durchaus unschicklich fand. Jean Paul hatte seinen Freund in Rehau bisher nur ein einziges Mal aufgesucht und ihn bald darauf brieflich um Bücher, darunter Popes Werke, gebeten. Der Pfarrer nützte gerade diesen Wunsch dazu aus, Richter in einem Schreiben leise Vorstellungen über das durch seine Kleidung hervorgerufene allgemeine Ärgernis zu machen. „. . . Den Engländer Pope," schrieb er ihm, „behalte ich fein zu Hause. Ich bin allen Engländern feind, seitdem einer der bravsten Deutschen — ich meine Sie — zu dieser Nation übergegangen ist und nicht nur mit der Seel, sondern auch mit dem Leib ihre Partie nimmt. Sobald eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen ist, die ich als ihr Freund, der ihnen gern von aller Welt Hochachtung erwecken will, wünschen muß, wird Pope sich zu ihren Füßen legen." [99]) Der Dichter war nicht wenig erstaunt darüber, daß auch der aufgeklärte Vogel seinen Humor und Witz in den Dienst seiner engherzigen Landsleute stellte. „Wenn mich meine Beobachtung nicht ganz trüget," erwidert er daher dem Freunde am 25. Juni, „so sind Sie darum unwillig auf mich, weil es Ihre Freunde

---

[98]) (B*) Jean Paul an Oerthel, 19. Juli 1783; WW. 62, 281 ff.; Wahrh. 3, 362 ff.; F. 24: Korresp.

[99]) (L*) Vogel an Jean Paul im Juni 1783; Wahrh. 3, 209.

sind, und Sie würden eine solche Kleinigkeit, wie eine Kleidung ist, Ihrer Bemerkung nicht gewürdigt haben, hätten es nicht andere getan. Die ‚andern‘ würd' ich darum hochachten, weil Sie sie zu achten scheinen; allein die Herren von Schwarzenbach verdienen, so viel mich eigne kurze Erfarung und fremdes Urteil gelernt [!], Ihre Achtung sowenig, daß ich zu dem Hern Vogel und dem Hern Völkel und dem Hern Kletterer in Rüksicht meiner sagen könte: ‚Liebe Leute! die ihr euch in einem unbekanten Winkel der Welt aufblaset, weil alle übrigen Frösche, die um euch sizen, sich nicht so dik aufblasen können und weil ihr die Nachtigallen, die ihr aus ienen Gebüschen schlagen höret, mit Quakken akkompagnirt, stat daß eure schlechtern Brüder die Oren in Schlamm eingraben — lasset doch einem andern seine Narrenkappe, ungeachtet sie der eurigen wenig gleichet; eure wäre für meinen Kopf zu eng geschnitten und eure Verbrämung derselben nachzuamen verbietet mir mein Beutel. Ihr liesset auf eure Schellen einen schönen Affen mit einem langen Schwanz nach dem Leben stechen; haltet mich aber darum für keinen Affen, weil ich auf die meinigen einen bessern Affen, nämlich einen Urangutang gepräget. Ihr sagt ia so oft, ieder Mensch darf seine eigne Vernunft haben, warum sol nicht ieder auch seine eigne Narheit haben?‘ “ [100]) Vogel hätte doch aus diesen Zeilen den unbeugsamen Willen Jean Pauls erraten können; indessen gab er seinen Versuch, Richter zur Abänderung seines Äussern zu bewegen, nicht auf und verursachte so einen witzigen, aber auch hitzigen Briefwechsel, in dem er schließlich doch der Klügere sein und nachgeben mußte. Er gesteht in seiner Antwort vom 15. Juli zunächst Jean Paul zu, daß er nur aus unbegrenzter Hochachtung für dessen Person seine Mahnworte an ihn ergehen lasse, wendet sich aber doch auch aus eigner Überzeugung

[100]) (L*) Jean Paul an Vogel am 25. Juni 1783; WW. 63, 228f.; Wahrh. 3, 210f.

gegen des Freundes Ansicht, Schale und Kern, Form und Materie machten nicht ein Ganzes aus. Mit einer Reihe von Lebensregeln sucht er die philosophischen Blößen zu bedecken, die sich seiner Meinung nach Richter diesmal durch sein Handeln gab. Er bemüht sich, dem Unbesonnenen zu beweisen, daß dessen Hartnäckigkeit auf einer bloßen Laune beruhe, nicht auf Bedachtsamkeit, die den wirklich Weisen ziere. „Warum gehen Sie nicht nackend jetzt im Sommer?“ schreibt er im Glauben, seinen Einwendungen schlagende Beweiskraft zu verleihen, „Ihr Körper verbietet es Ihnen nicht? Was denn? Die Mode?“ Überhaupt gefiel sich diesmal der Pfarrer in seiner Mentorrolle ausnehmend: „Ihrem Zuspruch,“ schließt er seinen Brief, „sehe ich mit großem Vergnügen entgegen — und ihr Cato wird Ihnen beim Eintritt hold entgegenlächeln.“ [101])

Jean Paul kam nicht. Nur ein endloser Brief von ihm stellte sich gar bald in Rehau ein, der mit Scharfsinn und kühnem Witz Vogels mühsame Beweisführung über den Haufen rannte. Der Dichter hatte auch nicht ein wohlgemeintes Wort seines Freundes beherzigt; denn ihm, dem Satiriker, war eine Rücksicht, wie sie dieser immer noch auf die große Menge nahm, schon lange unbegreiflich geworden. „Überhaupt,“ lautete eine charakteristische Stelle seines Schreibens, „halte ich die beständige Rüksicht, die wir in allen unsern Handlungen auf fremde Urteile nemen, für das Gift unserer Ruhe, unserer Vernunft und unserer Tugend. An dieser Sklavenkette hab' ich lange gefeilt; aber ich hoffe kaum, sie iemals ganz zu zerreißen. So begehe ich z. B. eben darum in Leipzig mit Absicht sonderbare Handlungen, um mich an den Tadel andrer zu gewönen, und scheine ein Nar, um die Narren ertragen zu lernen.“ Auch die Maske des Weisen, in der Vogel aufgetreten war, riß ihm der übermütige Spötter herunter. „Sie vergleichen

[101]) (L*) Vogel an Jean Paul, 15. Juli 1783; Wahrh. 3, 211 ff.

Sich," schreibt er, „mit dem Kato; in der Größe des Ernstes, aber nicht in der Anwendung desselben mögen Sie ihm änlichen; denn eben dieser Man war so wenig der Resonanzboden fremder Mäuler, daß er nach dem Essen (wie Plutarch berichtet) one Unterkleid und barfus auf dem Markt spazieren gieng — und noch überdies als Konsul." [102]) Das war nun zweifellos eine Grobheit, die, wenn sie mit Bewußtsein und Absicht ausgesprochen worden war, Jean Paul leicht in den Verdacht der Undankbarkeit hätte bringen können. Er merkte dies selbst sehr wohl und ließ, um den Schein zu erwecken, er habe sich bei jener anzüglichen Parallele nichts Arges gedacht, ganz unverfroren eine Reihe von neuen Bücherwünschen folgen. Nun sah der Pfarrer ein, daß seine Bekehrungsversuche nur auf einen Kampf mit Windmühlen hinausliefen, er war des Streites müde und bot selbst die Hand zur Versöhnung an. „Das Schachspiel ist aus. Die Hände her. Wir lachen mit einander. Dank sei ihnen, daß mir ihr lieber Brief das Zwergfell erschüttert hat. — Meinem wünsche ich gleichen Erfolg. Als Kato komme ich Ihnen nicht mehr. Ich habe nicht den ganzen Mann spielen wollen. Denn das wäre eine Farce gewesen. Und omne simile claudicat. Aber daß Sie mich zu einen [!] Resonanzboden machen — darüber hätte ich wohl Lust zu griesgramen. — Ich bin nur das C im Contrabaß!" [103])

Was Vogels eindringliche Vorstellungen nicht erzielten und auch die Schwarzenbacher mit ihrem Sturmlaufen nicht erreichten, zwang dem Dichter eine Zeit von 6 Jahren ab. Er hat Halsbinde und Zopf wieder angelegt und noch in seine reifern Werke die Erinnerung herübergenommen an seinen Kampf sowohl wie an seine Niederlage. Er erzählt uns von einem Hutklub in der ehrwürdigen

[102]) (L*) Jean Paul an Vogel, 22. Juli 1783; WW. 63, 230 ff.; Wahrh. 3, 214 ff.

[103]) (L*) Vogel an Jean Paul, 22. Juli 1783; Wahrh. 3, 222 f.

Stadt Kuhschnappel, dem auch er angehörte und dessen Mitglieder „von der Meßfreiheit großer Städte verzogen", „modisch geschoren" herumliefen, sich „modisch" verbeugten und den Hut beim Gruße nicht abnahmen. Seine Mitgliedschaft wird ihm aber schließlich doch zu sauer, er tritt aus dem Klub aus und denkt sich: „Leider reformieren die Menschen vom Hut nach dem Gehirne zu anstatt umgekehrt; so viele sägen und kratzen an den paar Bestandtheilen, woraus sie bestehen, früher mit der englischen Justier- und Schattierfeile, als mit der dicken Armfeile, aber von dir erwartet man mehr" (W. 13, 223 f., 234). Das ist dieselbe stille Resignation, mit welcher er am 13. Oktober 1789 dem Pfarrer Vogel die Annahme der alten Mode anzeigte und dabei erklärte: „Ich merke aber sehr, daß andere Menschen, seit ich meinen alten Adam ausgezogen, gegen mich den neuen bessern angezogen, und ich freue mich, die Rathgebungen von Ihnen iezt zu realisiren, die ich sonst widerlegt hatte." [104])

Mögen auch die Anfeindungen, denen Richter während seines Aufenthaltes in Hof ausgesetzt war, ihm manche bittere Stunde bereitet haben, sicher förderten sie die Entstehung des zweiten Teiles der Skizzen, an dem er gerade jetzt eifriger arbeitet denn je. Am 19. Juli teilt er Oerthel mit, daß er sein Buch alle Tage mit seinen chirurgischen Instrumenten etliche Linien weiter aus seiner Umhüllung herausziehe,[105]) und am Ende des Monats entschuldigt er sich bei Voß, daß er das Manuskript noch nicht einsenden könne, da er noch eine Satire ausarbeite, deren Thema ihm anfangs unfruchtbar erschienen wäre, das ihn aber jetzt mit einer freiwilligen Fruchtbarkeit überrasche, die bereits 18 Bogen mit satirischen Gedanken bevölkert habe, „one noch an der Gränze der Geburt zu sein." [106])

Das waren einige Freuden, welche ihn in jener Be-

[104]) (L*) Jean Paul an Vogel, 13. Okt. 1789; WW. 63, 266 f.
[105]) (B*) Jean Paul an Oerthel, 19. Juli 1783 a. a. O.
[106]) F. 24: Korrespondenzb.

drängnis labten, andere brachte ihm eine Liebesleidenschaft, die aber, abgetönt und durch äußere Umstände gezügelt, uns nur wie eine kurze wohltuende Meeresstille anmutet in den stürmischen Tagen seines Lebens. Wir würden von Jean Pauls erster Liebe sprechen, wenn wir nicht meistens unter diesem Namen eine tiefgreifende Wandlung in der Entwicklung eines jeden Menschen, zumal aber in der eines Dichters verständen, und wenn jene vorübergehende Herzensneigung an seelischer Gewalt nur eine der beiden Kinderlieben überträfe, von denen Richter so warm und innig bis in sein Alter hinauf erzählt. Wie ein verfliegender Sonnenstreifen in finsterm Gewölk verschwand auch dieser kurze Lichtblick fast unbemerkt in jener düstern Zeit des Entbehrens und Ringens. Keine Erinnerung daran ist Jean Paul verblieben, und man wird in seinen Werken wohl vergeblich eine Gestalt suchen, die uns an seine Jugendliebe gemahnte. Sind wir auch in der Lage, durch einige neue und wichtige Aufschlüsse manche Rätsel zu lösen, welche diese dunkle Episode im Leben Richters uns aufgibt, so haben doch auch wir noch nicht volle Klarheit über Jean Pauls Beziehungen zu jenem Mädchen erlangt, welches sich von dem Augenblick an, da es den letzten Brief des Dichters erhält, fast spurlos dem Auge der Forschung entzieht.

Nahe bei Münchberg in Bayern liegt das Städtchen Helmbrechts, wo noch heute, nach außen fast unverändert, das Haus der einstigen Stadtvögte steht. Dieses Amt bekleidete in den Jahren 1772—1785 der brandenburgische Rat Johann Carl Friedrich Ellrodt. Er entstammte dem edlen Geschlechte der Ellrodts, von dem ein Zweig seit 1750 in den Adelsstand erhoben war.[107]) Ein Mitglied der Familie Graf Friedrich ist von Gutzkow in dem Roman „Fritz Ellrodt“ verherrlicht worden. Amtmann Carl Friedrich Ellrodt begann seine juristische

[107]) Nach Mitteilungen des Herrn Dekans Hopfmüller in Sulzbach.

Laufbahn in Bayreuth, war dann als Legationskanzelist zu Regensburg, später als Justizsekretär in Goldkronach tätig, wurde schließlich zur Stadtvogtei nach Helmbrechts berufen, wo er am 31. Juli 1785, 57 Jahre alt, als Vater von 11 Söhnen und 6 Töchtern starb.[108])

In Regensburg wurde am 4. Oktober 1759 seine älteste Tochter aus der Taufe gehoben und zwar von Ihrer Exzellenz der Geheimen Ministerin von Ellrodt, deren Vornamen Anna Maria Sophie sie auch erhielt.[109])

Diese Sophie Ellrodtin ist es nun, welche während der Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1783 als Jugendliebe in Jean Pauls Leben eine kurze Rolle spielt. Des Dichters Briefe sind uns nur als Konzepte in seinen Korrespondenzbüchern[110]) und in einer Abschrift von seiner späteren Gattin Karoline überliefert, aber von Sophiens eigner Hand befinden sich noch drei Schreiben im Nachlasse. Freilich läßt sich aus diesen Zeilen nur wenig auf den Charakter und auf die Bildung des Mädchens schließen. Eine vornehme und gute Erziehung dürfte sie ja, den Traditionen ihres Hauses gemäß, genossen haben. Ihre Briefe zeigen, was die Form betrifft, zuweilen Einfluß des altertümlichen väterlichen Kanzleistils, während sie, dem Inhalt nach, mit wiederholten eintönigen Liebesbeteuerungen nicht den Eindruck eines aufrichtigen und unmittelbaren Empfindens erwecken. Richters Briefe hingegen verraten, aller steifen Förmlichkeit und häufigen Gezwungenheit im Ausdruck ungeachtet, doch eine mannhaft feste und ritterliche Gesinnung. Es besteht kein Zweifel darüber, daß das Liebesverhältnis von Sophie begonnen und durch sie auch wieder gelöst worden ist.

Ein Sohn des Amtmanns besuchte mit Jean Pauls Brüdern das Gymnasium. Auf diese Weise dürfte eine

---

108) Sterberegister in Helmbrechts.

109) Taufregister in Regensburg.

110) Diese liegen wohl auch der Wiedergabe in Wahrh. 3, 260—269 zugrunde.

Verbindung zwischen beiden Familien angebahnt worden sein. Bald nach seiner Ankunft in Hof sprach wohl Richter beim Rat persönlich vor, um eine Schreiberstelle für Gottlieb zu erwirken, was ihm auch gelang; dieser fand endlich in Helmbrechts Beschäftigung. Noch im Juni war auch Sophie, wie es scheint, Gast im Hause der Mutter des Dichters. Am 27. dieses Monats schreibt ihr Jean Paul bereits einen sehr artigen Brief, worin er Höfliches mit Nützlichem zu verbinden weiß, denn alle die von ihm darin vorgebrachten Galanterien sollen, wie es scheint, das Fräulein nur dazu bewegen, den Amtmann um die Vermittlung eines Darlehens von 200 fl. anzugehn. Frau Richter war nämlich durch eine Kapitalsaufkündigung wieder einmal in die traurige Zwangslage versetzt worden, neue Schulden machen zu müssen, um alte zu decken.[111]) Am 30. Juni versichert Sophie den „hochedlen, insonders hochgeehrten Herrn Candidaten", daß ihr sein Brief außer den darin enthaltenen unverdienten Schmeicheleien eines der herrlichsten Geschenke war. Sein Auftrag sei auch sofort erledigt worden und ihr Vater wolle sich, da in Helmbrechts keine so wohlhabenden Leute wären, an einen guten Freund nach Kulmbach wenden, um Jean Paul davon zu überzeugen, daß sie alle „alle mögliche Freundschaft" für ihn hegten. Am Schlusse ihres Schreibens erbittet sich Demoiselle nochmals Richters Zuspruch vor seiner Abreise nach Leipzig.[112]) Wann der Dichter dieser Einladung nachkam, wissen wir nicht;[113]) soviel aber ist sicher, daß die heiratslustige Sophie in der Folgezeit ihre Zauberbande um den Kandidaten immer enger zu schlingen verstand und an ihn auch das merkwürdige Ersuchen richtete, ihr in Leipzig irgendwo eine Stellung als Wirtschafterin zu besorgen, was ihr Jean Paul mit Freuden versprach. Er ist aber am 22. August immer noch nicht

[111]) F. 24: Korrespondenzb.
[112]) (B*) Die Ellrodtin an Jean Paul, 30. Juni 1783.
[113]) Vielleicht anfangs August, vgl. Jean Paul an Oerthel, 5. Aug.; WW. 62, 287.

abgereist und gesteht dem Mädchen den Grund hiervon mit seltener Freimütigkeit. Als er nämlich nach Hause kam, konnte er der Mutter einige Spargroschen mit der Bitte übergeben, sie ihm später als Reisegeld wieder einzuhändigen. Die Arme konnte aber erst jetzt ihre Verpflichtung erfüllen, nachdem sie auch zur Tilgung dieser gewiß sehr beträchtlichen Schuld eine neue Hypothek aufgenommen hatte. Jean Paul stand nun unmittelbar vor seiner Abreise und hatte den einzigen Wunsch, seine Sophie noch einmal zu sehen und in Hof, wie er schrieb, noch einmal glücklich zu sein, ehe er es in Leipzig würde. Ohne Frage beziehen sich diese Worte des Dichters auf das Vorhaben der Ellrodtin, ihrem Geliebten nach der Universitätsstadt zu folgen. Ohne Wissen ihrer Eltern wollen sich beide treffen. Eine Kündigung des Mittagstisches, die ihrem Bruder, dem Gymnasiasten, drohte, soll nach Jean Pauls Rat von Sophie als Vorwand für einen Besuch in Hof benutzt werden.[114]) Sie ist mit der Begegnung einverstanden, bittet aber ihren „theuersten Geliebten", sie im nahen „Leypoldsgrüner Wäldchen" zu erwarten, da sie, wie sie ganz richtig bemerkt, vom Vorschlag des Dichters keinen Gebrauch machen könne, weil die Eltern dann doch fragten, woher sie denn schon wüßte, daß man dem Bruder den Tisch kündigen wolle.[115]) Schließlich war ja auch das „Leypoldsgrüner Wäldchen" für einen Rendezvousplatz entschieden geeigneter als die Gassen Hofs oder das Haus der Frau Richter. Am 24. August sah Jean Paul Sophie das letzte Mal mit den Augen der Liebe. Als er Hof verließ, trug er einen Ring, den die Geliebte von ihrem Finger gezogen und ihm als goldnes Unterpfand ihrer Treue mit auf den Weg gegeben hatte. Ihre Silhouette sandte sie ihm bald darauf in einem Briefe nach. Er antwortete ihr erst am 14. September mit seinem Schattenriß,

[114]) F. 24: Korrespondenzb.; Wahrh. 3, 261 ff.
[115]) (B*) Die Ellrodtin an Jean Paul am 23. August 1783.

über den er sich aber nicht sehr erfreut zeigt, und vertröstet sie daher auf eine Abbildung, worin er besser getroffen sein werde, nämlich auf sein Buch. Die Verfertigung desselben war durch die herannahende Messe dringend gefordert worden und bot dem Verfasser jetzt zugleich eine Entschuldigung für sein langes Stillschweigen. Einen Posten hatte er für die Ellrodtin bisher nicht auftreiben können, da sich, wie er ihr schreibt, in Leipzig meistens nur Witwer sogenannte Ausgeberinnen hielten.[116]) Jean Paul hatte für sein briefliches Säumen doch inständig genug um Vergebung gebeten; trotzdem traf ihn von seiten Sophiens ein Strafgericht, das er aber mit der Märtyrergeduld eines Liebhabers ertrug. Da erhält er in der zweiten Hälfte des Oktobers von ihr plötzlich ein Schreiben, welches nach endlosen, schwülstigen Liebesbeteuerungen die unverblümte Bitte zum Ausdruck bringt, ihr den geschenkten Ring mit nächstem Posttag wieder einzuhändigen, weil ihre Mutter schon öfter danach gefragt habe und sie dieselbe mit falschen Vorgebungen täuschen müsse. Doch versprach sie ihrem „zärtlichsten Geliebten“ längstens in 8—14 Tagen das Geschenk wieder zurückzustellen.[117]) War die Ringforderung wahrheitsgemäß motiviert, so konnte das Versprechen der Rücksendung unmöglich erfüllt werden; denn die Frau Rat hätte den Reif am Finger ihrer Tochter doch wieder vermißt. Das machte den ganzen Brief verdächtig. Inzwischen scheinen dem Dichter auch aus der Heimat über Sophiens Treue beunruhigende Gerüchte zu Ohren gekommen zu sein. Er vertraut ihnen nicht blindlings, will aber von der Geliebten darüber Gewißheit haben, ob er noch hoffen dürfe. Dieses Schreiben trug das Datum des 20. Oktobers, und geleitete den Ring in die Hände derjenigen zurück, die ihn gegeben hatte.[118]) Vier Wochen vergingen, ohne daß eine Antwort aus Helmbrechts eintraf.

[116]) F. 24: Korrespondenzb.; Wahrh. 3, 264 ff.
[117]) Die Ellrodtin an Jean Paul, 16. Okt. 1783.
[118]) F. 24: Korrespondenzb.; Wahrh. 3, 266 f.; hier „23. Okt.“

Da wußte Jean Paul, der während dieser Zeit sicher den Kampf zwischen Liebe und Eifersucht das erste Mal in sich erfahren hatte, daß er, der armselige Skribent, jedenfalls einem aussichtsvollern Bewerber nachgesetzt worden war. „Also ist der Vorhang zerrissen, auf dem so viele Hoffnungen gemalet standen?“ leitet er sein Finale vom 21. November ein „und unsere Liebe mit den Blumen verblüht, mit denen sie ihr kurzes Dasein anfieng?“ Doch wie jener große Versöhnungsruf, der so oft in seine spätern Schöpfungen hereintönt, wenn darin das Leben zwei liebende Menschen gewaltsam auseinanderreißt, klingen seine letzten Worte an Sophie: „Aber wir wollen nicht unter Vorwürfen von einander scheiden. Ich wil Sie so stil verlassen als man das Grab derer verlässet, die man liebte und die nimmer lieben können. Sie entziehen mir Ihre Liebe, aber doch nicht Ihr Bild, das in meinem Herzen länger dauern wird als jene in Ihrem; Sie können doch die Freuden nicht zurükfodern, die ich mit Ihnen genos, und die die Erinnerung mir täglich wiedergebären kan. Möchte der, der an meine Stelle getreten ist, oder treten wird, Sie für die Vergnügungen belonen, die Sie mir verschaften! Möchte er Sie so lieben wie ich! Möchte er dafür zur Belonung von Ihnen noch mehr geliebt werden als der es wurde, der nun nichts mehr ist als Ihr etc.“ Er ersucht sie noch, ihm seine Briefe zurückzustellen und sein Bild zu einer Papillotte zu verwenden.[119]) Ob Sophie das Glück, welches ihr der Dichter so großmütig wünschte, auch tatsächlich gefunden hat, wissen wir nicht. Vielleicht ist sie mit jener Tochter des Amtmanns Ellrodt identisch, die einen gewissen Handelsmann Spindler in Treuen heiratete.[120]) Über-

119) F. 24: Korrespondenzb.; Wahrh. 3, 268.

120) Nach Mitteilungen des H. Dekans Hopfmüller. In den Registern der Pfarre Helmbrechts habe ich die Ehe nicht verzeichnet gefunden. Nachforschungen, die H. Pastor Tiebe-Wiegand für mich in den Registern der Pfarre Treuen im Vogtland anstellte, haben ebenfalls kein Resultat ergeben.

haupt ist uns von den spätern Schicksalen der Familie wenig überliefert. Sie versank in Not, als ihr Ernährer wegfiel, die Söhne mußten offenbar auf eine weitere Fortbildung verzichten, die jüngste Tochter fand eine Anstellung in einem Schlosse nahe bei Asch.[121]) 1800 war die verwitwete Rätin noch in Helmbrechts ansässig, wo sie einen Rechtsstreit führte, der sich über zwei Jahre hinzog.[122]) Dann wird es auch still über sie und die Ihrigen in den Akten auf den staubigen Regalen, wohin sich gewöhnlich die letzte Erinnerung an Menschen flüchtet, die ruhmlos über die Erde gingen und nach Jahrhunderten nur noch genannt werden, weil einst ihre kleine Trabantenlaufbahn die Sphäre eines großen Planeten gekreuzt.

Zu derselben Zeit, da sich das Liebesverhältnis des Dichters zu Sophie löste, tröstete ihn das Erscheinen des zweiten Teiles seiner Skizzen mit einem neuen Schriftstellerglück. Das Buch trug ihm auch 126 Taler ein, wie er Vogel bei Übersendung des Werkes am 24. Oktober mitteilt.[123]) Nun glaubte Richter schon genug geleistet zu haben, um Anschluß an die bekanntesten Autoren suchen zu dürfen. Am 22. November schickt er sein Buch mit der Bitte um Kritik an den feingebildeten Hauptmann von Blankenburg in Leipzig und gleichzeitig auch an Ch. F. Weiße. Letzterer erfreute ihn mit einem liebevollen Dankschreiben, während der erstere das Geschenk gänzlich ignorierte.[124])

Seit dem Bruche mit der Ellrodtin ging es auch mit Gottlieb im Hause des Amtmanns nicht mehr. Es muß einen großen Verdruß gegeben haben, der Frau Richter veranlaßte, voreilig, wie sie im Handeln schon immer war,

---

[121]) Nach Mitteilungen Hopfmüllers.

[122]) Akten im Magistratsarchiv zu Helmbrechts.

[123]) WW. 63, 241; Wahrh. 3, 270.

[124]) Wahrh. 3, 278f., 281. Daß der Grund hiervon die Erwähnung von Blankenburgs „Versuch über den Roman“ in den „Skizzen“ war, wie Spazier 2, 101 meint, will ich bezweifeln.

den Sohn wieder nach Hause zu nehmen. Sophie scheint jetzt — und dies spricht nicht günstig für ihren Charakter — ihren ganzen Zorn gegen die Mutter des Dichters ausgeschüttet zu haben. Diese wünscht nun, Paul möge an die Demoiselle einen Brief richten. Der aber will von den Leuten nichts mehr wissen. „Ich sol Ihnen," erwidert er der Mutter am 20. Dezember, „einen Brief an die große Elrodtin machen. Aber für mich schikt sich ia das gar nicht (zumal da ich an sie iezt gar nicht mehr schreibe) sondern Sie müßten das tun. Und was hilft es zu lezt? Andre Leute glauben dem schlechten Mensch doch. Ich wolte, Sie ließen die Leute reden, was sie wolten; zulezt hören sie von selbst [auf]. Wer denkt iezt mer an die Schimpfworte, die die Riesin über Sie ausgesprengt hat? Sie sind nun längst vergessen. Und so wird es auch hier gehen." Um sich aber doch für die Angriffe, welche seine Familie offenbar unverschuldeterweise zu erdulden hatte, einigermaßen zu rächen, bittet er die Mutter, der Ellrodtin das 12. Exzerptenheft abzuverlangen, welches er ihr zu lesen gegeben hatte. Es sollten eben alle Beziehungen zum Hause des Amtmanns abgebrochen werden. Die Geldverlegenheiten der Frau Richter scheinen um die Weihnachtszeit wieder einmal besonders arg gewesen zu sein; denn sie stellt an den Sohn das sonderbare Verlangen, ihr auszuhelfen. Sie konnte darauf natürlich nur eine abschlägige Antwort erhalten: „Neulich schon hab' ich meinen gänzlichen Mangel an Geld Ihnen bekant gemacht. Schlechterdings nichts hab' ich, womit ich Ihnen helfen könte, und ich habe noch Mühe, für mich selbst soviel geborgt zu bekommen, als ich brauche. Also wie wolt' ich auch für Sie gelehnet erhalten; zumal da ich hier keine Bekanten habe, bei denen ich so etwas suchen könte; und der einzige Örthel hat mir onehin schon mer als zu viel, oft so, daß er selbst darüber sich in Not stekte, borgen müssen. Ich bitte Sie also, verlassen Sie Sich ia niemals auf mich. Wenn ich etwas habe, das ich geben kan: so

thue ich es von selbst, one daß Sie es vorher zu verlangen brauchten.“ [125]) Das waren trübe Aussichten für Jean Paul am Ende seines dritten Universitätsjahres!

Gering ist die Zahl der schriftlichen Dokumente, die uns über die letzten Leiden des Dichters in Leipzig Aufschluß geben. Der Briefwechsel mit Oerthel verstummt ganz, Pfarrer Vogel erhält in 13 Monaten ein einziges Schreiben und auch die Mutter scheint jetzt seltener über die Schicksale ihres Sohnes etwas erfahren zu haben. Liest man jedoch diese wenigen Briefe, so muß man über die geniale Lebenskraft staunen, mit der ein Mensch wie Richter eben die Zeit ertrug, von der er später einmal sagte: „Ich war in der Jugend schlimmer daran als ein Gefangener, der Wasser und Brod hat, denn nur erstes hatt' ich.“ Mittellos war er nach der Universitätsstadt zurückgekehrt, kaum daß ihm die Mutter das Reisegeld mit auf den Weg geben konnte. Das einzige, was ihn noch aufrecht erhielt, war die Hoffnung auf neue schriftstellerische Erfolge. Jean Paul hat in seinem „Vaterblatt“ die ersten Arbeiten an seinem zweiten größern satirischen Werk, an der „Auswahl aus des Teufels Papieren“ bis in das Jahr 1782 zurückdatiert. In der Tat hatte er schon damals Vogel um Mitteilung ihm bekannter Torheiten von Geistlichen gebeten. Als er dem Pfarrer im Oktober 1783 den 2. Teil der Skizzen sandte, bemerkte er, daß er die Zeit, welche ihm zur Verfertigung des Werkes zur Verfügung gestanden, weniger auf dieses selbst verwendet habe, als auf die Satiren, welche sich von den gedruckten an Bogenzahl, Titel und vielleicht auch an Wert unterscheiden würden. [126]) Bei dieser fieberhaften Tätigkeit dürfte er schon zu Beginn des Jahres 1784 in der Lage gewesen sein, Voß ein neues Manuskript anzubieten. Der hatte aber mit den Skizzen zu schlimme Erfahrungen gemacht, um sich von ihrem Verfasser schon

---

[125]) (W*) Brief an die Mutter, 20. Dez. 1783; Wahrh. 3, 320f.
[126]) (L*) Jean Paul an Vogel, 24. Okt. 1783.

wieder etwas aufdrängen zu lassen. So wandte sich denn Richter an Weiße mit der Bitte, ihm bekannt zu geben, ob er die neue Arbeit dem Buchhändler Reich anempfehlen könne. Er erhielt aber diesmal auch von Weiße keine Antwort. Selbst als er an ihn am 30. März nochmals schrieb, wobei er nicht zu erwähnen vergaß, daß er sich bei seinen neuen Satiren dessen Vorschlägen, eine größere Kürze und eine minder ernsthafte Ironie anzuwenden, wohl erinnert hätte, blieb sein Brief unerwidert.[127]) Es besteht kein Zweifel, daß wir unter diesem Angebote die Teufelspapiere oder wenigstens Teile davon zu verstehen haben; denn gerade diese Satiren bedeuten gegenüber den „Grönländischen Prozessen“ einen Übergang vom bissigen Swift zum humorvollen Sterne. Trotz aller Enttäuschungen glaubte Richter an die Aussichtslosigkeit seines Unternehmens nicht. Wie Otto erzählt, versuchte er auch bei der Buchhändler-Ostermesse seine Ware anzubringen, aber wieder ohne Erfolg. Hartknoch überreichte er selbst das Manuskript zugleich mit einem Briefe, aus dem wir erfahren, daß die neuen Satiren nach des Verfassers Berechnung einen starken Oktavband geben würden.[128]) Als er auch hier nichts erzielt hatte, bot er Reich den Verlag an, aber welche Resignation spricht schon aus den letzten Zeilen seines Schreibens an diesen: „Brechen Sie, wenn es sein muß, den Stab über meine Hoffnung wenigstens nur bald.“ [129]) Es war ja sicher nicht eitle Ruhmbegierde, die Richter zu allen diesen vergeblichen Schritten antrieb, es war nur der Hunger, welcher täglich bei ihm Einkehr hielt. Jeden Morgen erscheint in seinem Stübchen die Speisewirtin Weinert mit der ständigen Frage, ob das ersehnte Geldschiff noch nicht hier sei. Sein Kredit ging zu Ende. Auf Nachschübe aus der Heimat konnte er nicht mehr rechnen, denn die Mutter sann wie er Tag und Nacht auf ein Mittel,

---

[127]) Wahrh. 3, 281 f.
[128]) Wahrh. 3, 284 f.
[129]) Wahrh. 3, 286.

ihrer Not abzuhelfen. Sie verfiel endlich auf eins, das aber sicher noch unzuverlässiger war als Pauls Schriftstellerei, nämlich auf das Lotteriespiel. Da mußte der Sohn wieder einmal Kopf und Herz am rechten Fleck haben, um die Unbesonnene vor noch größeren Geldverlusten zu bewahren. Auch argwöhnte Frau Richter noch immer, Paul stehe mit Sophie in Verbindung. Darauf antwortet er ihr am 2. April 1784: „In Betref des Briefwechsels zwischen mir und der Elrodtin da irren Sie sich ganz. Wir haben zwar sonst einige Briefe an einander geschrieben; aber schon im November bekam sie den lezten von mir. Die Verbindung zwischen uns ist aufgehoben. Was Sie von einem Briefe vor 6 Wochen schreiben, davon ist kein Wort war. Denken Sie denn, ich würde von ihr mein Buch zurückzufodern so unhöflich sein, wenn wir miteinander noch gut stünden? Und was brauchte ich es dan durch Sie thun zu laßen, ich könte es dan beßer durch einen Brief an sie verrichten. Und wenn ich noch mit ihr dazumal, als die Uneinigkeit wegen den Gotlieb war, gut gewesen wäre: glauben Sie denn nicht, ich hätte soviel, als ich gekont hätte, mir Mühe gegeben, etwas zum Fortkommen meines Bruders beizutragen? Auch hab' ich Ihnen ia neulich schon gesagt, daß unser Briefwechsel zu Ende ist, glauben Sie denn, daß ich Ihnen vorlüge? — Was den Ring anlangt, so war die ganze Sache ein Spas: denn ich gab ihr keinen, sondern schikte ihr ihren wieder zurük; denn was hülfe mich ihr Ring? Sehen Sie, das ist die ganze Sache.“ Er erkundigt sich auch in diesem Schreiben nach Gottlieb und verlangt, daß Heinrich einmal einige Zeilen an ihn richte.[130]) Die Mitteilungen der Mutter fielen recht betrübend aus. Wenige Worte auf die Rückseite von Jean Pauls Brief geschrieben, zeigen uns den ganzen Jammer der Unglücklichen, welche sich in ihrer Verzweiflung nicht selten zu sehr ungerechten Vorwürfen gegen den Dichter verstieg:

---

[130]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 2. Apr. 1784; Wahrh. 3, 321 f.

„Was machen mir die Kinder Verdruß! Der Adam war sehr grob und garstig, und jetzt liegt wieder krank in Lazerreth, und die andern sind auch so. Der Gottlieb ist noch bey mir; ich sehe aber auf eine nachricht auf. Das verursacht niemand als wie du: Ich wolte wünschen, ich hete ihn noch ein virtel Jahr auf der Schul gelassen; es wäre doch besser vor ihm gewesen, in ansehen des schreiben also auch in lateinischem. Er wäre doch besser unterricht worden. Die Elrodischen sind auch recht schlecht, denken sie sind eben auch Schuld daran an sein Glück." Inzwischen setzte Richter seine Bemühungen, einen Verleger aufzutreiben, unverdrossen fort und wandte sich am 19. Juni an Nicolai. Nach seinem Brief zu schließen, fehlte damals an dem Werke noch die ironische Vorrede von Cranz, eine Satire auf das „schweizerische Blumenreich in der Theologie" und eine Abhandlung, die einige Gründe für die Göttlichkeit der Fürsten beibringen sollte. Aber auch Nicolai erhörte das Flehen des Jünglings nicht, „den bei iedem Anschmiegen das Glük schon auf die Seite gestoßen, und der ein Spiel des Widerspruchs seiner Bestimmung mit seinem Schicksal" war.[131]) So nahm dieser denn seine Zuflucht zu dem kongenialen G. Ch. Lichtenberg. Aber über das gänzliche Fehlschlagen auch dieses Versuchs unterrichtet uns ein späterer Brief Bernhard Hermanns an Fr. A. Otto, worin es u. a. heißt: „Richter hat bis dato keine Nachricht von seinem Buch, das er schon vor ohngefehr 6 Wochen nach Göttingen an Lichtenberg geschickt hat, vielleicht ist Hoffnung da, weil so lange keine Nachricht kommt, ohngeachtet er schon Mahnungsbriefe, wie mir erst gestern Oerthel sagte, an Dietrich (Buchhändler) geschickt hat. Ich kan nicht recht klug daraus werden." [132]) Ein Päckchen kleiner Satiren hatte Jean Paul am 27. Juli an A. G. Meißner abgehen lassen, der da-

---

[131]) F. 24: Korresp.; Wahrh. 3, 286f.
[132]) (B*) Hermann an Otto, 18. Sept. 1784.

mals Herausgeber der Quartalschrift „Für ältere Literatur und neuere Lektüre“ war. Trotzdem ihn auch dieser wochenlang auf eine Antwort warten ließ, wagte es der Dichter dennoch, seinem ersten Angebot eine neue größere Abhandlung folgen zu lassen.[133]) Jetzt erst, am 27. August, teilte ihm Meißner mit, daß er von den Arbeiten des jungen Satirikers sehr viel Gutes halte und an ihnen nur den Stil etwas abgerundeter wünsche. Er verspricht ihm auch, einige der eingesendeten „Kleinen Satiren“ ins 3. Quartal seiner Zeitschrift aufzunehmen.[134]) Durch diese Anerkennung ermutigt, trägt nun Richter seinem Mäcen unverholen die Bitte vor, ihm für sein neues größeres Werk einen Verleger zu verschaffen. Aber dieser Wunsch überstieg auch die Machtsphäre des Gelehrten. Er stand nur mit zwei Buchhändlern in Verbindung, mit Breitkopf und Dyk. Ersterer goutierte jedoch Satiren überhaupt nicht, während letzterer auf Meißners Empfehlungen nichts gab.[135]) So blieb denn Jean Paul, der nun alle seine Hoffnungen wie Kartenhäuser zusammenstürzen sah, nichts übrig, als seinen Gönner am 19. Oktober wenigstens um einen Vorschuß für seine eingesendete aber noch nicht angenommene größere Abhandlung anzugehn. „Ich wil,“ schließt er seine kühne Bitte, „Leipzig in 8 Tagen verlassen; ich darf hoffen, Sie tragen dazu bei, daß ich es kan.“ [136]) So weit war es also mit ihm gekommen. Schon im Februar, da er noch immer den Himmel voll Geigen sah, rang er mit Augenblicken wilder Trostlosigkeit. „Was ist das Leben? ich wolt' ich wüste es nicht;“ beginnt ein Blatt seines Tagebuchs, „ich wolte iene glükliche Selbstvergessenheit des Wilden wäre mir zum Lohn zugefallen; so fänden meine Leiden nicht den Kopf, sondern nur die Sinne zum Eingange offen. Ich wolte, ich wäre recht weise, oder gar

---

133) F. 24: Korresp.; Wahrh. 3, 288 ff.
134) (B*) Meißner an Jean Paul, 27. August 1784.
135) (B*) Meißner an Jean Paul, 16. Okt. 1784.
136) F. 24: Korresp.; Wahrh. 3, 291 ff.

nicht; gebt mir die Kälte des Stoikers oder die Empfindung des Aristips; die Mitte zwischen beiden macht mir das Leben verhaßt. Der unaufhörliche Bürgerkrieg meiner Gedanken und Empfindungen ermüdet meine Begierde nach Glückseligkeit. Da bin ich, sehe hinüber an die neblichten Ufer der Kindheit (des einzigen Alters, wo der Mensch glücklich ist, weil er nämlich nur ein halber Mensch ist) und sehe schöne Träume, aus deren Verlust ich meine Weisheit beweise. Dort war ich glüklich, denn die Hofnung sparte wie ein Kind noch mit meinen Wünschen in ienem Alter, dessen Beschüzzung die fromme Mutter Engeln überläßt. Jezt bin ich nicht glüklich; denn wenn ich es bin, so steigt im Hintergrund das Gespenst der Furcht oder der Vernunft oder des Ekels auf, wächst mit seinen Gliedern bis an den Himmel — und nun stürzt der fürchterliche Kolos über meine ganze Empfindung her und wird der Grabhügel meiner Freude." [137]) Aber aus solchen Stunden dumpfer Resignation rafft er sich doch wieder mannhaft zu neuer Tätigkeit auf, und ein schönes „Andachtsbüchlein", das in jenen Tagen entstand, wird mit seinen erhebenden stoischen Lebensregeln immer noch jeden trösten, der es in einer Bedrängnis liest, ähnlich der, da eine große und edle Seele ihre letzten Kräfte gegen den Verfall ihres Glückes eingesetzt hat.[138]) Noch im Juni war Jean Paul der festen Zuversicht, er werde sich doch aus seiner traurigen Lage herausarbeiten können. Auch an Galgenhumor gebricht es ihm um diese Zeit noch nicht. Da die Ellrodtin das bewußte Exzerptenheft nicht abliefern will, schenkt er ihr es großmütig und schwatzt der Mutter in toller Laune vor, daß er nun doch das Mädchen ehelichen wolle. Die Hochzeit werde in aller Stille vor sich gehn, und seine Braut am 11. Juli von Helmbrechts

---

[137]) *H.* in der „Rollwenzel"; WW. 62, 8f.: „1783".

[138]) Freilich wird sich schwer bestimmen lassen, wieviel davon noch in der von uns behandelten Epoche entstanden ist; denn Richters intensive Beschäftigung mit den Stoikern fällt auch in den Winter 1784.

abreisen. Aber in demselben Brief fragt er schon an, ob für ihn ein Logis bereit stünde, wenn er wieder einmal „wie gewöhnlich“ gefahren käme.[139]) Bei Eintritt des Herbstes wußte Richter genau, daß für ihn der Schuldturm in Leipzig noch die einzige Aussicht war. Der gute Oerthel hatte bisher seinen Freund nach Möglichkeit unterstützt, trotzdem er dadurch selbst in mißliche Lagen kam. Jetzt war auch er mit seinen Mitteln zu Ende. Drei Tage früher, bevor der Dichter seinen Plan A. G. Meißner offenbarte, schrieb der scharfblickende Bernh. Hermann an Fr. A. Otto: „Heut sagte Oerthel zu mir; ach! ich würde und müßte bald etwas erfahren, das ihm [!] außerordentlich kränkte; mags seyn was will, vielleicht sagte er so etwas aus einer empfindelnden Laune. Sein Vater sollte die Messe kommen, kam aber nicht. Vielleicht will Richter heimlich entweichen, und das mag Oertheln sehr kränken.“ [140])

Die Würfel waren gefallen. Am 12. November 1784 [141]) hat Richter Leipzig heimlich verlassen. Seinen Koffer trug ihm Oerthel in der Dämmerung vors Tor, wo er dann selbst, durch einen falschen Zopf unkenntlich gemacht, eintraf und den Postwagen bestieg, der ihn rasch durch die eiskalte, stürmische Nacht seiner Heimat zuführte. Am 16. November finden wir ihn bereits wieder in Hof, wo er mit erfrorner rechter Hand angelangt war.

Zu denen, welche eifrig an der abenteuerlichen Flucht unsers Dichters mitgeholfen hatten, zählte auch Bernhard Hermann. Er hatte seinem Landsmann seine Papiere in die Hand gegeben, und dieser reiste nun bis an Hofs Tore unter fremdem Namen. Hermann und Richter waren, wie wir wissen, an jenen schönen Abenden in Oerthels Gartenhaus an der Saale miteinander näher bekannt geworden, ohne daß jedoch damals zwischen beiden ein innigerer Ver-

---

[139]) (W*) Jean Paul an die Mutter, 21. Juni 1784.
[140]) (B*) Hermann an Otto, 16. Okt. 1784.
[141]) Spazier 2, 122.

kehr zustande gekommen wäre. Ein Jahr später als Jean Paul hatte der arme Zeugmacherssohn das Gymnasium seiner Vaterstadt verlassen und stand vor der großen Frage der Berufswahl. Da er ohne alle Mittel war, redete ihm Doppelmaier zu, das Apothekergewerbe zu ergreifen und an keine Universität zu gehn. Bevor sich Hermann jedoch dazu entschließen konnte, ließ er an alle Freunde, Bekannte und Basen ein Rundschreiben ergehen, worin er um Rat bat.[142] Auch an Richter wandte er sich. Dieser bestärkte ihn wie alle andern in seinem ursprünglichen Vorhaben, Medizin zu studieren, und malte ihm merkwürdigerweise die Verhältnisse Leipzigs nach Rektor Werners Art ganz rosig aus.[143] So bezog denn auch Hermann, nachdem er es doch einige Zeit mit dem Apothekerberuf versucht hatte, diese Universität. Ein Freundschaftsbündnis zwischen ihm und dem Dichter wurde aber auch jetzt noch nicht geschlossen; denn letzterer glaubte an seinem Oerthel allein die einzige treue Seele der ganzen Welt gefunden zu haben. Und dennoch nahm an allen seinen Geschicken vielleicht kein Mensch wärmeren Anteil als der verschmähte Hermann. Wie eingehend erkundigt sich dieser bei Oerthel nach allen schriftstellerischen Unternehmungen seines einstigen Mitschülers, der wirklich dämonisch auf ihn gewirkt haben muß! Richter trug nicht das Geringste dazu bei, den ihm so ergebenen Menschen an sich zu fesseln. Es lehrt uns dies Hermanns Brief an Fr. A. Otto vom 23. Januar 1785: „Mit Richtern," schreibt er darin, „hatte ich zu Michaeli eine Affaire, die ohngefehr mit dem [!] Weinertischen so beschaffen ist, als wenn dir die Schneiderin schriebe, ich hätte sie und ihren Mann aufgehetzt, dich zu verklagen und dergl. Teufelszeug mehr, da ich mich doch gegen dich immer gerühmt habe, als ob ich dich vertheidigt hätte, und du glaubtest es gerade zu,

---

[142]) (B*) Hermann an Fr. A. Otto, am 17. Jan. 1782.
[143]) Jean Paul an Hermann, 9. Jan. 1782; F. 24: Korresp.

und machtest mir die bittersten Vorwürfe deswegen. Ich könnte dir erstaunlich viel hievon erzählen, was die ohnehin empfängliche und alles zur Wirklichkeit schaffende Einbildungskraft des Richters vermochte. Die Folge war dieses, daß ich dem Richter, und er mir, ganz kaltblütig und vernünftig unsere Meinung sagten, und der Ausgang war, daß er von meiner Unschuld ganz überzeugt (zu seyn sich einbildete,) und [wir] einander wirklich lieb und werth wurden. Doch eben diesen [!] seinen [!] Fehler, sich von einem alten Weibe Dinge weiß machen zu lassen, die der unvernünftigste Mensch auch nicht einmal im Trunke thun kan, ist mir noch immer verächtlich. Das ist über alles wahr, ich und Richter wären fähig, die besten Freunde zu werden; aber dann müßte er gerade das nicht an sich haben, was vielleicht andern und besonders seinem Oerthel wohlgefällt. Jetzt sind wir wirklich gut mit einander, und ich habe ihm recht treulich aus Leipzig mit fortgeholfen. Keiner aber hat dem andern noch geschrieben und es verlangt es auch keiner.“ Und doch kann er seine Begierde, etwas Neues über die Geschicke des sonderbaren Menschen zu erfahren, nicht unterdrücken. „Ich möchte aber,“ fährt er fort, „über alles recht gerne wissen, wie er sich jetzt in Hof aufführte. Hast du von deiner Mama nichts erfahren? In das Höfer Zeitungsblatt wird manches von seiner Arbeit gedruckt. Sein Manuscript war seit Ostern in den Händen einer ziemlichen Anzahl von Buchhändlern, und erst vor kurzen [!] hat es Mylius von Berlin wieder zurückgeschickt. An Meisner nach Dresden hat er einige Aufsätze geschickt, die ich schon gedruckt gelesen habe.[144]) Jetzt hat Oerthel sein Manuscript nach Dessau geschickt, wo ich wirklich, wie Oerthel, die stärkste Hofnung habe, das es angenommen werden möchte.“ [145]) Die Zeit konnte an den zwei genialsten Menschen, die Vogtlands Erde hervorgebracht hatte, nicht

[144]) vgl.: Für ältere Litteratur und neuere Lectüre. 2. Jahrg. (1784), 3. Q. 1. Heft, S. 48ff. [Anm. d. Verf.].

[145]) (B*) Hermann an Otto, 23. Januar 1785.

vorbeigehn, ohne sie nicht schließlich doch mit festem Bande zu verknüpfen. Als Hermanns Not so hoch gestiegen war, wie die Richters jetzt, stand beider Freundschaft im Zenith: „Ich und du sind ein paar Genie," ruft er dem Dichter am 9. August 1788 zu, „dies beweist unser gleiches elendes Schiksal und eines von Beyden hat uns so zusammengebracht." [146]) Jean Paul hat auch die wahrhaft genialen Züge an seinem Jugendfreund erkannt und ihm versprochen, seinen Charakter noch einmal in einen Roman zu verpflanzen. Er hielt auch sein Wort; nur erlebte Hermann seine Verherrlichung nicht mehr. Drei Jahre nach Richters Flucht von Leipzig begann auch für ihn ein Wandern, das ihn immer tiefer ins Elend trieb. Aus seinen Briefen spricht ein glühender Drang nach Erkenntnis und eine wilde Sehnsucht nach Genuß; sie sind das panem et circenses einer hungrigen Seele. Schon im Februar 1790 erlöste der Tod den unglücklichen Jüngling von seinen letzten Leiden, die er als Hofmeister eines Grafen, der aber mehr Bauer als Graf und mehr Tier als Mensch war, in Göttingen zu erdulden hatte.

Vor dem Schlimmsten, das ihm bevorstand, hatte sich wohl Jean Paul gerettet. Aber ein einziger Blick in die Zukunft mußte jede neue Hoffnung in ihm ersticken. Denn daß ihm in Hofs Mauern das gesuchte Glück nicht erblühen könne, dessen war er sich bewußt. Er hatte sich eben nur aus dem unmittelbaren Untergang in ein langes freudloses Dasein gerettet, wie Chamissos Schiffbrüchiger auf Salas y Gomez.

---

[146]) (B*) Hermann an Jean Paul, 9. Aug. 1788.

2. Aufsätze und Dichtungen.

a) „Etwas über den Menschen."

In jenem Tagebuch Jean Pauls,[1]) welches er sich noch in Schwarzenbach anlegte und worin außer einigen Briefbrouillons und französischen Übungen die ersten Entwürfe zu den Schriften der Leipziger Epoche stehen, finden sich gleich auf der ersten Seite die Worte: „Der Mensch ein Rätsel. — Um dies zu beweisen, so lasse ich die Menschen von einem Young und einem Pope malen. — Beide widersprechen einander — und beide haben recht, aber nur deswegen, weil der Mensch veränderlich ist, und voll Widersprüche ist." Das ist der Plan für eine vom Dichter zwischen Mai und August verfaßte größere philosophische Untersuchung, die jetzt den Titel führt: „Etwas über den Menschen".[2]) Der Gedanke, zwei entgegengesetzte Gemälde von ein und demselben Gegenstand aneinanderzureihen und schließlich als drittes ein mittleres zwischen beiden zu entwerfen, ist in dem Aufsatz verwirklicht worden. Schon als Gymnasiast hatte Jean Paul den Engländer in deutscher Übersetzung [3]) kennen gelernt, und einen

---

[1]) o. S. 84.

[2]) WW. 63, 19—43; F. 13*.

[3]) Des Alexander Pope esqu. sämtl. Werke mit Wilh. Warburtons Kommentar und Anm. 2. Bd. Straßburg 1778.

Einfluß von Popes „Essay on man" fanden wir schon in der Studie „Die Wahrheit — ein Traum"; im Original wirkte der fremdländische Schriftsteller auf ihn noch viel mächtiger.[4]) Bis September 1781 können wir in Richters Tagebüchern ein lebhaftes Interesse für das englische Gedicht verfolgen. „Die Leidenschaften sind die Winde, die uns durch das weite Mer des Lebens treiben," schreibt er am 3. September, „ie stärker sie sind, desto geschwinder die Fart, desto leichter sind alle Hindernisse überwunden, desto früher neue Länder entdekt. Allein sie können uns eben so leicht gegen Steinklippen treiben, in Mersstrudel stürzen und der größten Verirrung aussezzen. Die Vernunft blos ist unser Steuerman; sie kan uns nicht forttreiben, allein sie kan den rechten Weg zeigen. Wer one Leidenschaft sein wil, der wil nichts sein; diesem ist auch seine Vernunft so wenig nüzze als ein Wegweiser dem Lamen, der nicht gehen kan." [5]) Ungefähr denselben Gedanken spricht Pope folgendermaßen aus:

„On life's vast ocean diversely we sail,
Reason the card, but passion is the gale." [6])

Auch der englische Dichter huldigt jener Idee einer allgemeinen und ins Unendliche fortschreitenden Verbindung aller Wesen, welche, wie wir wissen, Jean Paul in seinen ersten Bildungsjahren tief gefangen hielt. Dasjenige Werk, welches ihn mit dem „Essay on man" bekannt machte, bevor er ihn selbst las, waren Jerusalems „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion". Auch aus dieser Schrift gehen mehrere Gedanken fast mit wörtlichen Anklängen in den Aufsatz über, wie Jos. Müller richtig bemerkt.[7]) Popes moralischem Optimismus, der in dem Satze gipfelt: „Whatever is, is right" steht Youngs

---

[4]) vgl. Jean Paul an Vogel, Nov. 1781; WW. 63, 210.

[5]) F. 13ᵃ: Tagebuch meiner Arbeiten. / Auf das Augustmonat 1781. / Leipzig.

[6]) Works a. a. O.; Poetry II, 384.

[7]) Euphorion 6, 738.

melancholischer Pessimismus gegenüber. Wenn jener den Menschen als möglichst vollkommen und die Klagen des Unzufriedenen als grundlos hinstellt, wenn er den Leidenschaften gerecht wird und in ihnen Elemente des Menschenlebens erblickt, so malt dieser eine Welt, in der man überall nur Tod und Leichen begegnet, entreißt dem Erdensohn aber auch den Himmel; denn auch dieser ist fürchterlich, seine Gnaden sind eine Prüfung und keine Vergeltung, ein Ruf zur Pflicht aber keine Erlassung von Sorgen. Jean Paul zeichnet also mit dem Griffel eines Pope und Young, bedient sich aber auch der Farben eines Jerusalem.

Die einleitenden Worte des Aufsatzes enthalten die Klage, daß wir uns mit allen Dingen beschäftigen, nur mit uns selbst nicht, daß es in allen Wissenschaften Gelehrte gäbe, nur in der Menschenwissenschaft keine. Es liegt darin die Mahnung, welche auch Pope dem Verirrten zuruft:

Know then thyself, presume not God to scan,
The proper study of mankind is man.[8])

Und wie der Engländer den Menschen höhnend auffordert, die Erde zu messen, den Lauf der Planeten zu bestimmen, die Vergangenheit zu verbessern, um dann mit dem vernichtenden Vers zu schließen: „Then drop into thyself, and be a fool!“ [9]) so wirft auch unser Dichter der Mitwelt vor, daß sie den Weg eines in tausend Jahren wiederkehrenden Kometen erspähe, aber nicht die geheimen Gänge kenne, wodurch die Leidenschaft den Sieg über unsere Vernunft erhalte, daß sie den Unsinn, welchen ein moderndes Blatt der Vergessenheit entrissen habe, auswendig lerne, sich aber nie mit ihren eigenen Vorstellungen bekannt mache, daß sie ein Insekt, eine Jahreszahl, eine Silbe für würdigere Gegenstände ihrer Betrachtung halte, als sich selbst. Alsdann entrollt der Dichter sein optimis-

---

[8]) Works a. a. O.; Poetry II, 375.
[9]) Ebda. S. 378.

tisches Gemälde von der Menschennatur. Der Mensch sei noch nicht weise genug, um die Vortrefflichkeit seines Verstandes, und noch nicht gut genug, um die verkannte Reinheit seiner Tugend zu schätzen. Der Himmel erst, meint Jean Paul, werde den Sterblichen lehren, sich selbst zu bewundern. So verweist er den ewig Murrenden aufs Jenseits, wie es auch Pope tut mit den gewaltigen Worten:

Hope humbly then, with trembling pinions soar,
Wait the great teacher death; and God adore.[10])

Die großen Geheimnisse wie auch das Unerforschliche in der Natur seien nur des Menschen wegen da, dessen Verstand die Geheimnisse enträtseln und das Unerforschliche durchdringen könne. Hier schließt sich Jean Paul aufs engste Jerusalem an, der in seinen Betrachtungen denselben Gedanken ausspricht: „In mir vereinigt sich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erst wahre Schönheit. Ohne mich ist die Natur arm; ich schaffe ihr alle Augenblicke neue Gestalten, ich dringe in ihre innerste Werkstatt, ich entdecke ihre geheimsten Gesetze.“ [11]) Nicht nur die ihn umgebende Welt kennt der Mensch, auch sein denkendes, empfindendes, wollendes Ich, auch seinen eigenen Körper, das Haus, welches er bewohnt. Aber er schwingt sich mit seiner Erkenntnis sogar ins Universum auf und nähert sich dem Glanz herrlicher Sonnen. „Der Mensch ist gros, weil er diese Welt kent; er ist noch größer, weil er ihren Schöpfer kent. Was die Sonne der Erde ist, die sich um sie dreht, das ist der Schöpfer dem Menschen, der ihn anbetet. Die Algüte des Unendlichen erfült ihn mit sanfter Wärme, seine Weisheit erleuchtet ihn mit hellem Lichte. So lang' er keinen Schöpfer kent, so lang ist er noch dem Thier' änlich, das neben ihm dieselbe Erde bewont.“ [12]) Auch für Jerusalem

[10]) Works a. a. O.; Poetry II, 355.
[11]) Jerusalem a. a. O. 1, 8f.
[12]) WW. 63, 22f.

ist die Erkenntnis Gottes der Sonnenstrahl, welcher erhellend in das Rätseldunkel der Welt bricht: „Wenn kein Gott ist, so ist die Erfüllung meiner Begierden das höchste Gut, das ich erreichen kann. .... Wenn ich sterbe, ist alles aus; Tugend, Vernunft, Gewissen, es sind alles für mich leere Worte; ich habe als ein Vieh gelebet. .... Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele, sobald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchsten, vernünftigen Wesen ihren Ursprung hat! Was die Sonne meinen Augen ist, das ist dieser erquickende Gedanke meiner Vernunft; in diesem Lichte wird alles auf einmal um mich hell.“ [13])

Vor dem Auge des Menschen entrollt sich auch die Vergangenheit, denn seine Einbildungskraft „fliegt in die urgraue Ewigkeit zurük, wo noch Nacht die Embryonen der werdenden Wesen dekte“, durchwandert aber auch Teile der künftigen Ewigkeit. Nicht nur Zuschauer Gottes ist der Mensch, auch Nachahmer von dessen Wundern. Seine Kunst läßt auf Leinwand und in Stein neues Leben erstehn und webt sogar aus dem unsichtbaren Stoffe der Luft harmonische Töne. Und wie der Geist des Menschen Bewunderung verdient, so auch sein Herz; denn er wird geboren, um tugendhaft zu leben, jedes Laster ist nur Mißton in seiner Natur. Aber selbst keines von seinen Lastern ist ganz ohne Tugend, keiner seiner Triebe ganz verdorben. Diesen moralischen Optimismus teilt Jean Paul mit Pope, welcher ebenfalls keine schlimme Seite am Menschen erkennen will, die nicht in etwas Gutes verwandelt werden könnte:

Thus Nature gives us (let it check our pride)
The virtue nearest to our vice allied;
Reason the bias turns to good from ill,
And Nero reigns a Titus if he will.

---

[13]) Jerusalem a. a. O. 1, 12f.

The fiery soul abhorred in Catiline,
In Decius charms, in Curtius is divine:
The same ambition can destroy or save,
And makes a patriot as it makes a knave.[14])

Der Dichter entwirft nun in Youngs Manier das entgegengesetzte Gemälde und knüpft fast wörtlich an diesen an, wenn er dem Sterblichen zuruft „die Phantome von Glückseligkeit“ zu zerstören. Dann breitet er ganz im Stil von Youngs schwermütigen Betrachtungen über den wahren Wert des Lebens überall dort Schatten aus, wo vorher Licht hingefallen war, und widerlegt Punkt für Punkt die optimistische Verteidigung der menschlichen Natur. Da werden die Schwächen der menschlichen Erkenntnis aufgedeckt, da wird der Einbildungskraft die Erfindungsgabe, der Kunst jede schöpferische Größe abgesprochen, da wird das Wesen der Tugend nur in ihrem Schein, das der Menschenliebe im Eigennutz gesucht.

Beide Parteien sind gehört worden, nun fällt Jean Paul den Urteilspruch. Er lautet: „Wir sind weder Engel noch Teufel: wir sind Menschen; aber dies sind wir nur deswegen, weil wir das rätselhafteste, das veränderlichste, das widersprechendste Geschöpf sind.“ [15]) Wieder reicht der Dichter Jerusalem die Hand, welcher dieselbe Anschauung vertritt: „Und was bin ich? Ein noch dunkleres Räthsel. Von lauter sterblichen Vätern von Ewigkeit her; das widersprechendste Geschöpf, von allen Seiten eingeschränkt, und in allen meinen Aussichten und Begierden unendlich . . .“ [16]) Der Schluß des Aufsatzes weist uns den Weg zu einer anderen in den Sommermonaten des Jahres 1781 entstandenen Abhandlung „Vom Menschen.“ [17]) Auch hier reflektiert der Dichter über die

[14]) Works a. a. O.; Poetry II, 390f.
[15]) WW. 63, 32.
[16]) Jerusalem a. a. O. 1, 9.
[17]) Förster hat, WW. 63, 19ff., diesen und den vorhergehenden Aufsatz in einen zusammengefaßt.

Rätsel und das Widersprechende in der Menschennatur: „Wenn nur eine unendliche Hand den Menschen schaffen konte“, sagt er so schön, „so kan ihn vielleicht auch nur ein unendliches Auge durchschauen.“ Sinne und Verstand sind die ersten feindlichen Elemente, welche er im Menschen vorfindet. Jene betrügen immer; allein in diesem Betrug liegt der Same der Wahrheit. „Wir lösen“, sagt Jean Paul in einem prächtigen Bilde, „das vermischte Licht der Sinne durch das Prisma der Vernunft in seine einfachen Farben auf, wir gehen weiter, als uns der Schöpfer die Macht gab, wir sehen durch das Sonnenlicht nicht blos andere Gegenstände, wir sehen durch dasselbe uns selbst. Ein Licht zündet das andre an, und unsre Sinne erleuchten unsern Verstand.“ Nicht darin liegt das Wunderbare, daß wir die Welt durch das „gefärbte Glas der Sinne betrachten“, sondern darin, daß wir noch neben diesem Glas einen Blick auf die wahre Gestalt der Dinge werfen können, daß wir die Täuschung wahrnehmen, in welcher wir uns befinden, und einem Teil der Irrtümer widerstehen, die man uns aufdrängen will. Im korrigierenden und Wahrheit schöpfenden Richteramt des Verstandes über die trügende sinnliche Erfahrung sieht also der Dichter ein Wunder der menschlichen Natur. Es wird ihm aber das größte, wenn sich dieses Richteramt in Leibnizens Lehre verkörpert; denn „Leibnizzens Monadologie hebt den Vorhang der Zukunft auf und eröffnet dem Lichte der Ewigkeit den Zugang in die sterblichen Augen, sie sagt dem Menschen das, was sie als Engel erfahren solten, sie macht uns gros in der Hülle und zu wunderbaren Mittelgeschöpfen entfernter Welten.“

Fühlen wir schon in diesem neuerwachten Enthusiasmus für Leibniz Platners Einfluß, so nimmt auf ihn der Dichter im folgenden direkt Bezug, indem er das Wunderbare der Einbildungskraft darin findet, daß sie „in dem engen Bezirk des menschlichen Gehirns gleichsam das verkleinerte Bild der Unermeßlichkeit aufstellt“, indem

er in jeder Vorstellung von etwas Endlichem nur das partielle Erfassen einer unendlichen Stetigkeit erblickt. Mag indes Jean Paul Leibniz noch so hoch preisen, sobald er auf die Frage des Verhältnisses zwischen Leib und Seele zu sprechen kommt, wird er Influxist. Nur derjenige, welcher die prästabilierte Harmonie verwirft, kann erklären: „Man hat Recht, wenn man sagt, daß unsre Sele sich den meisten Stof zu den Ideen nur vermittelst ihres Körpers verschaffe, und daß er das meiste zur Entwiklung ihrer Fähigkeiten beitrage . . .“

„Die Thorheiten sind die Ramen, die jedes vortrefliche Menschenbild einfassen — sie sind die Schellen, welche durch ihr Geläute uns von der Gegenwart eines Menschen benachrichtigen — sie sind das gewisseste Unterscheidungszeichen des Menschen vom Thiere.“ Damit lenkt die Abhandlung in die Theorie des Narrentums ein, an deren Ausbau wir den Dichter schon in einigen der vorhergehenden Aufsätze tätig sahen; denn unter Torheit ist hier Narrheit verstanden. Zwar wird sie hier nicht als Mittelding zwischen Weisheit und Dummheit, sondern zwischen Laster und Dummheit aufgefaßt, doch wird auch hier wie in einer spätern Studie ihre Allgemeinheit nachdrücklich betont. Die Mode nennt Jean Paul einen Beweis der Erfindsamkeit des Menschen in — Torheiten und kehrt damit ebenso den Satiriker heraus, wie wenn er dem Menschen, welcher „außer seinem Hause in dem Paradekleid der Vernunft geht, und innerhalb desselben seine Torheit mit seinem Schlafrok anzieht“, sein widersprechendes Gebaren in einer Reihe scharf gezogener Parallelen vorführt.

Nun betritt der Dichter in seiner Untersuchung das alte „Labyrinth der Weisen“, die moralische Natur des Menschen. Wie Pope vertritt er hier eine optimistische Ansicht. Wir kennen sie bereits aus den Exzerpten, es ist auch die Ansicht Mendelssohns, daß nur durch die üble Anwendung der Seelenkräfte ihre Güte modifiziert werde.

Mit einer Betrachtung über das größte aller Rätsel, über die Bestimmung des Menschen nach dem Tode schließt Jean Paul seinen schönen Essay. In diesem Grabesdunkel leuchtet weder die Fackel der Religion noch der Vernunft, hier sind Geschichte und Philosophie gleich unsicher, hier vertilgt jedes Jahrhundert die Lügen des vorhergehenden oder setzt neue an ihre Stelle, um sie von einem künftigen widerlegen zu lassen. Erst beim Erwachen verlieren sich die Träume!

b) Kleinere Aufsätze.

Unter den kleineren Aufsätzen, welche in der ersten Leipziger Zeit entstanden sind, begegnen wir zunächst einer Umarbeitung der früheren Denkübung „Über die Religionen in der Welt“. Jean Paul faßt sich jetzt kürzer und ersetzt den emphatischen Predigerton durch eine ruhigere Darstellung, welche auf das Sachliche ein stärkeres Gewicht legt; im übrigen sind die Grundgedanken unverändert geblieben. Auch hier waltet überall die Toleranzidee vor, auch hier wird der Unterschied in den Religionen nur auf die verschiedne Ausbildung der geistigen Kräfte jedes Volkes zurückgeführt, auch hier ist der Nutzen jeder Religion anerkannt, und trotz Vogels Einwendungen wird behauptet: daß alle Religionen gut und an dem Orte, wo sie sind, die besten seien.[1])

Auch der Aufsatz „Über Narren und Weise, Dummköpf' und Genies“ erscheint in einer Neubearbeitung als „Unterschied zwischen dem Narren und dem Dummen“. Der Dichter schließt sonach die Charakteristik des Weisen und des Genies ganz aus und schränkt sich nur auf die Gegenüberstellung des Narren und Dummkopfs ein, zwischen welchen er schon in der früheren Denkübung

[1]) Trotzdem fand Vogel an dem Aufsatz großen Gefallen. Er bat sogar Richter, ihm die Denkübung zur Einrückung in sein Buch „Raffinerien für raffinierende Theologen“ zu überlassen. (B*) Jean Paul an Oerthel, 5. Dez. 1784. Vgl. „Raffinerien etc.“, Berl., Frankf., Leipz. 1786, 2, 260 ff.

scharf unterscheidende Merkmale gefunden hatte. Ihre Zahl wird nur noch vermehrt, um die Sonderstellung des Narren gegenüber dem Dummkopf in jeder Beziehung möglichst deutlich hervortreten zu lassen. Narrheiten seien Lieblinge großer Männer, sie dienten ihnen zur Erholung wie ihre Frauen, während die Dummheit die abgesagteste Feindin des großen Kopfes sei. Niemand begehre sie zur Freundin, als die, welche sie schon von Geburt an besitzen und ohne sie nicht leben könnten. Es gebe wenig originelle Toren, aber unzählige Dumme; denn jene verlangten ein besonderes Erdreich, diese hingegen wüchsen überall hervor. Torheiten wären uns nötig wie die Luft zum Atmen; sie begleiteten jede starke Einbildungskraft und kündigten oft den seltenen Mann an, wie Insekten den Honig. Narrheit sei das Ungewöhnliche in Gedanken, Worten und Werken; wer aber wollte dies vermeiden? Nur derjenige, meint Jean Paul, den Anhänglichkeit an Modemeinungen in Fesseln lege, und den sein Salarium zwinge, im allgemeinen Konzert der menschlichen Torheit den Takt zu halten und mit seinem Nachbar im unisono zu singen. Aber dumm müsse kein Mensch sein; unwissend sei oft jeder weise Mann, weil er manches nicht lernen will, dumm hingegen nur der, welcher vieles nicht lernen könne. „Narheit hat also ihren Grund in schäzbaren Eigenschaften; Dummheit entspringt aus einer schlechten Anlage unsrer Kräfte.“ Wie im vorigen Aufsatz, erklärt demnach der Dichter auch hier die Narrheit für etwas allgemein Menschliches und will mit der Verachtung, die man ihr gemeiniglich entgegenbringt, nur die Dummheit bedacht wissen. Denn nicht nur intellektuelle Unterschiede ergeben sich zwischen dem Narren und dem Dummen, sondern auch moralische. Die Schwäche des Verstandes gebäre den Neid, wie ein verfaulter Körper das Ungeziefer, und die Leere des Kopfes nehme ein windiger Hochmut ein. Der Narr sei nicht neidisch, er glaube zu viel zu haben, um den andern das Seinige zu misgönnen, er sei ebensowenig hochmütig, aber auf eine edle Art

stolz und meistens gleichgültig. Lief der frühere Aufsatz in eine satirische Spitze aus, so geht der jetzige überhaupt in eine Satire über. Der Psychologe, bemerkt Jean Paul, werde vom Dummen ebenso leer weggehen, als der sei, den er beobachten wollte. Er werde in Bedlam mehr lernen, als in einer — Professorenversammlung. Und nun weitet sich der Dichter das Feld, indem er den Dummkopf nicht nur auf Kathedern und Thronen, sondern auch im geistlichen Ornate, in Gerichtshöfen und am Krankenbette sucht. „Der Dumme ist für Gedächtnisarbeit," schließt die Abhandlung aus den einzelnen Betrachtungen die Summe ziehend, „er ist das lastbare Tier, welches die Materialien zum Bau der menschlichen Weisheit herbeifürt: ihm ist's einerlei, Reliquien oder Säkke zu tragen; ihm behagen Disteln, oder unfigürlich: ihm sind des andern Gedanken gleichgültig, ob sie ein griechischer Philosoph oder ein alter Kirchenvater gesagt hat; er hält's mit den Worten. Der Nar ist für dies alles nicht; er baut oft kün am Pallaste des menschlichen Wissens, aber er baut selten regelmäßig. Jener kan nicht gut Her, aber gut Knecht sein und hat weniger Verstand zu befelen, als zu gehorchen. Dieser kan nicht dienen, weil er seinem eignen Kopf dient; dieselbe Lebhaftigkeit, die ihm [!] oft tief sehen läst, läst ihn [!] nicht Kälte genug, lange dasselbe zu sehen, es nach allen seinen Teilen zu sehen. Der Nar kan oft Auge, der Dumme solt' alzeit Arm sein. . . . . Das Reich der Dumheit wird nach und nach eingeschränkt; wir dürfen für die Zukunft eine Sonne hoffen, die mit ihrem Licht auch in die finstern Wonungen der schwachen Köpfe dringt. Der Torheiten werden nie weniger werden; aber man wird vielleicht noch lernen, sie zu vergeben."

Wir stehen im ersten Herbstmonat des Jahres 1781. Jean Paul hat eben eine Studie vollendet, die den Titel führt „Von der Dumheit".[2]) Er dämmt also seine Vor-

[2]) Die Vorstudien dazu als „Aphorismen über die Dumheit" im Tagebuch (12. Sept.).

arbeiten immer mehr auf das Thema seiner ersten größern Satire ein. Man hat das Gefühl, er hätte eine Lobrede auf die Dummheit schreiben müssen, auch wenn er nie Erasmus' Encomium moriae oder Popes Dunciade gelesen hätte. Jean Paul ist sich bewußt, daß er mit der Verspottung der Dummköpfe nicht vereinzelt dasteht. Jeder Schriftsteller habe Fehde mit diesem mächtigen Volke gehabt, sagt er gleich im Anfang des Aufsatzes, aber wenige seien Pope, Sterne und Zimmermann gewesen, die meisten hätten ihr eigen Fleisch gehaßt. Aber er will seine Vorgänger in der Schärfe des Angriffs übertreffen. Diese hätten, meint er, zu sanfte Farben aufgetragen, die nur das Auge des Kenners reizten. Man müsse abstechendere wählen, um diejenigen aufmerksam zu machen, deren Bild sie vorstellen sollen. Den einzigen Unterschied vom Tier mache beim Dummen das Gedächtnis aus. Er sei unfähig, sich selbst Bilder zu schaffen, selbst zu denken; er fange nur die Bilder und Urteile des andern auf, beflecke aber oft fremde Geburten mit eignem Witze „damit man an dem Kote den Kanal sehe, durch den sie gegangen sind“. Der Dumme behalte treu, weil ihm die Kraft fehle, Neues hinzuzusetzen. Der Poet hingegen, erklärt Jean Paul, einen bekannten Gedanken Hippels aufnehmend, könne uns nichts von dieser Welt erzählen, ohne einen Teil seiner eignen Welt hineinzumischen; sein Gedächtnis und seine Einbildungskraft lägen miteinander in Streit und plünderten sich unaufhörlich. Ein Dummer behalte viel, aber erinnere sich wenig, da bei ihm die Ideen nur dem Gesetz der Gleichzeitigkeit folgten. Ein besserer Kopf merke weniger auf einmal, aber eine einzige Sache erinnere ihn an tausend ähnliche. Auch Witz und Tiefsinn spricht Jean Paul dem Dummen ab. Auf die Gelehrten wird abgezielt, wenn es vom Dummkopf heißt: „Der Staub der Folianten ist seine Narung, er gräbt sich da ein, wie der Käfer in den Kot, und oft könte man sagen, daß er vom Rost lebe“. Der Mangel an Einbildungskraft wird dabei neuerlich als

charakteristisch für den Dummen hingestellt und der Unterschied in der Phantasie der einzelnen Menschen wie schon früher einmal der in ihren Gedächtnissen nicht graduell, sondern generell aufgefaßt. Ein weiteres hervorstechendes Merkmal des Dummen ist sein zähes Festhalten am Überlieferten. Aber nicht nur den Verstand desselben, auch dessen Herz prüft der Dichter und findet, daß ein Dummkopf niedrige, aber keine großen Laster begehe. Eine seiner moralischen Hauptschwächen sei der Neid, eine andere der Stolz. Gegen Vernünftigere zeige er sich aufgeblasen, vor seinesgleichen jedoch eitel. Nie aber sei ein schlechter Kopf demütig; wenn er es mitunter zu sein scheine, so verhehle er nur die gute Meinung, welche er von sich habe, aus Furcht, verlacht zu werden. Am Schluß der Studie kann Jean Paul seinen Unwillen über die ungerechte Verteilung irdischer Güter und über die reiche Teilnahme des Dummen für seinen Mitbruder nicht verbergen: „Der Dumkopf färt mit Sechsen, der aufgeklärte Man geht zu Fus hinten nach; der Dumme glänzt in Gold, der Weise friert in Lumpen; man bekrönt des Einfältigen Einsichten mit Geld, mit Ere, man verfolgt den Weisen, läst ihn in der Jugend verhungern und höchstens, wenn er grau ist, ein Ämtgen erbetteln. ‚Warlich! Die Dumheit ist so glüklich, daß man's verwünschen möchte, ein Weiser zu sein', so knirscht erbittert der, welchen Dunsen drängen — welcher vor dem Tron des Toren kriechen sol, um erhöhet zu werden." Doch Richter hat sich wieder mit sich selbst versöhnt, wenn er dem Unzufriedenen zuruft: „Warum bist du mismutig, wenn dein Nebenmensch nicht ganz unglüklich, nicht ganz aller Güter beraubt ist? Er hat keinen Verstand; sol er auch das nicht haben, was den Verstand ersezt? Er entbert die meisten geistigen Vergnügungen; sol er auch einen Teil der körperlichen entberen? . . . . Las den Himmel Armut und Dumheit in ein Geschöpf vereinigen — es wird das elendeste unter der Sonne sein; es felt ihm alles, sein

Glük zu machen; es kan nicht einmal ein rechter Bösewicht sein."

Dieser sowie der vorhergehende Aufsatz enthält bereits das „Lob der Dummheit" in nuce. Es finden sich darin schon die leitenden Gedanken der Satire im wesentlichen vorgezeichnet, ja einzelne Stellen wurden aus diesen Vorstudien in die spätere Arbeit unverändert herübergenommen.

Bevor indes Jean Paul an die Konzeption der Lobrede schritt, versuchte er sich noch in der Behandlung verschiedner anderer Stoffe. Rousseau scheint ihn zu dem Essay „Von dem unzeitigen Tadel der Feler des andern" angeregt zu haben. Bei weitem interessanter und auch für Jean Pauls philosophischen Entwicklungsgang charakteristischer ist sein warmer Panegyrikus „Etwas über Leibnizzens Monadologie. Etwas, das man schon lange wußte und eben deswegen iezt vergessen zu haben scheint." Einige „Abgerissene Gedanken über den großen Man" können als Präludien dazu aufgefaßt werden. Der angehende Satiriker, welcher jetzt immer eifriger dem Gegensatz des geistig Großen mit dem geistig Kleinen im Leben nachspürt, sucht ein Urbild für alles Erhabne, einen Maßstab für alles Intellektuelle und findet beides in dem Kernpunkt der Leibnizischen Philosophie. Die Monadologie ist ihm „ein Stral vom himlischen Lichte, eine Warheit, die noch nicht für diese Erde gehört, und ein Gedanke, den man erst ienseit des Grabes denkt". Nur der, der sie erfand, konnte sie denken, tausende nach ihm sagten sie bloß. Sie werde in allen Hörsälen gelehrt; aber zweifelhaft sei es, ob recht. „Der Professor trägt sie vor — man findet sie lächerlich; ich selbst würde lachen, aber nicht über diese Warheit, sondern über den, der sie sagt. Sie gehört nicht auf den Kateder, und nicht in die Kompendien; blos deswegen, weil gewisse andre Warheiten dahin gehören, da eine trefliche Figur machen. Tausend Köpfe sind zu dür, um die Früchte eines solchen Mannes zu nären; sie finden da nicht Landes genug und

verdorren.“ Dies sieht der begeisterte Jünger auch als die Ursache an, weshalb eine Verachtung des Leibnizischen Geistes einen Hauptzug des vergangnen Jahrzehntes bildete. „Gewisse Genies machten sich wächserne Flügelein, um damit zur Unsterblichkeit aufzufliegen — sie flatterten und gaukelten und glaubten hoch genug geflogen zu sein, um über die Kleinheit dieses Riesen lachen und spotten zu können. Vielleicht sah sie der große Man und hörte sie sumsen wie Fliegengeschmeis vor der Sonne Untergang.“ Jean Paul fühlt sich an den Puls: „Man vergiebt einem Verliebten seinen Entusiasm für ein schönes Gesicht; solte man einem Kleinen diesen Entusiasm für einen großen Geist nicht vergeben? Ich bin sein Schüler nicht, aber ich hoff' es in der andern Welt zu werden. Vielleicht hat er in derselben mer Engel zu Bewunderern gehabt, als Menschen in dieser, und vielleicht erndet er erst die Lobeserhebungen der Sterblichen ein, wenn sie selbst unsterblich sind. Genug von einem Manne, von dem ieder zu wenig sagen wird, weil er so viel sagen solte!“

„L. [Lies?] Rousseau,“ bemerkt der Dichter am 22. August in seinem Tagebuch zu einem flüchtigen Entwurf, aus dem die kleine Studie „Von der Dankbarkeit“ hervorging. Es wird darin auch tatsächlich Rousseaus Grundidee, der Menschennatur durch Verstellung und Konvention eine Gasse zu bahnen, leise berührt. Dem Verfasser der „Lebensläufe“ der sich anheischig gemacht, aus der Art, Geschenke zu geben, den Charakter eines Menschen aufs Haar zu treffen, entgegnet nämlich Jean Paul, man könne einen Menschen noch besser aus der Art, wie er Geschenke annimmt, erraten und begründet dies folgendermaßen: „Es ist der Augenblik, wo der Mensch ohne Larve ist. Wir haben Mühe, da unsre Bosheit zu verbergen, wo uns der andre geschwinde mit seiner Güte überrascht — die Sonne beleuchtet unsre Werke der Finsternis, eh' wir den Mantel der Verstellung darüber geworfen haben. Weil dem Menschen die Verstellung nicht

natürlich ist, so vergißt er sie oft in der Geschwindigkeit. Dieses ist die Ursache, warum eine unerwartete Woltat uns den Zustand eines Menschen zu erkennen giebt." Auch an Senecas Brief: „Über Wohltätigkeit und Dankbarkeit" [3]) erinnert Jean Pauls Studie. Einige Gedanken darin stimmen mit denen des alten Philosophen vollständig überein.

Das Tagebuch vom August schließt mit einem skizzierten „Brief an einen Freund über die Liebe". Dies sollte also ursprünglich die Form jenes Aufsatzes „Über die Liebe" sein, den Förster aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht hat. Bis zum Jahre 1783 läßt sich in Jean Pauls Leben keine innigere Beziehung zum andern Geschlecht nachweisen. Beschäftigung hat ihn nach eignem Geständnis vor tiefergehenden Leidenschaften während seiner Gymnasialzeit bewahrt, und jetzt, da er kaum die Universität bezogen, beginnt schon sein erster harter Lebenskampf. Die wenigen Stunden, die ihm von seinen Studien frei gelassen wurden, waren von quälenden Sorgen um seine Familie erfüllt, deren Oberhaupt er jetzt vertrat. Nur eines erleichterte ihm die Schwere jener Tage, seine Freundschaft mit Oerthel, die er sich aus dem stillen Gartenhaus zu Hof nach Leipzig herübergerettet hatte. Von dem Opfermute und der Treue eines aufrichtigen Freundes konnte Jean Paul etwas erzählen, aber über die Liebe zu reflektieren, dazu war niemand weniger berufen als er. „Ich wil dir von der Liebe schreiben; du fülst sie, ich denke sie," beginnt der Briefentwurf. Diese Worte charakterisieren auch den Aufsatz. Richter hält es von vornherein für unmöglich, daß ein Liebender mitten aus seinem Empfinden heraus eine zutreffende Betrachtung über die Liebe anstellen könne, er will vielmehr die mächtigste aller Leidenschaften durch das Teleskop beobachtet wissen.

---

[3]) Senecas Briefe, übers. von J. F. v. Palthem; 2. Bd. Leipzig u. Rostock 1766. S. 1ff.

Aber er ruft doch wenigstens als unparteiischen Beurteiler einen Weisen auf, der „glüklich genug war, sie zu empfinden.“ Wie konnte also Jean Paul die ihm ganz Fremde vor sein Tribunal zerren? Doch er verlangt als Richter über die Liebe auch einen Weisen, der weise genug sei, sie zu denken. Das war Jean Paul, denn noch war er nur kalt abwägender Philosoph, kein Dichter. Sein Leben wie seine Kunst gehen immer eisigere Wege; jenes treibt der grenzenlosen Not, dieses der gefühllosen Satire zu. Wir glauben schon jetzt den ironischen Lobredner der Dummheit zu hören, wenn Richter wie Erasmus für die Liebe nur die Bezeichnung einer Torheit hat, welche die ganze Welt zu ihrem Tempel und jeden Menschen zu ihrem Anbeter hat, die dem Weisen den Verstand raubt, die Freuden des niedern Standes von dem Mangel und die Vergnügungen des höhern von der Langweile befreit.

Über dieses asketische Urteil erhebt er sich auch dort nicht, wo ihn sein offner Blick wenigstens zwingt, das Glück anzuerkennen, welches Liebe gewährt. „Wenn du liebst, so erinnere dich, daß du einmal nicht mehr lieben wirst.“ Wahrlich, es ist leichter, aus dem winzigen Samen die hundertjährige Eiche zu prophezeien, als aus diesen Zeilen den Schöpfer des „Titan“. „Alsdann wirst du die Thorheiten am Andern nicht darum verspotten, weil sie nicht die Deinigen sind, noch ihn einen Kalten schelten, weil er für keine Geliebte brent.“ Das klingt fast, als beschimpfe der arme Student den Gast seines Nächsten, nur weil er nicht bei ihm eingekehrt ist, als wolle er nur Stoiker sein, da ihm die Mittel zum Epikureer fehlen. Die Liebe soll sich in das einzige Gefühl verflachen, das der Dichter ewig nennt. Jean Paul steuert eben mit allen seinen Empfindungen auf den Leuchtturm zu, der ihm noch allein in den hochgehenden Wogen des Lebens einen sichern Hafen verkündet: „Alsdan wird deine Liebe eifrig sein, one Ungestüm und nur die Opfer fordern, die ihr die Vernunft nicht versagt. Tränen werden ihre Glut in sanfte

Wärme verwandeln, eine süße Schwermut wird ihre Entzükkungen umschleiern, und eine heilige Freundschaft endlich ihre Stelle einnehmen.“

Die letzte der kleinern Abhandlungen aus dieser Zeit ist eine „Vergleichung des Ateism mit dem Fanatism“.[4]) Richter schrieb am 12. August in sein Tagebuch: „Ich möchte heutzutage lieber Epikur als Diogenes oder lieber Ateist als Schwärmer sein.“ Diese Worte dürfen zwar nicht ohne weiteres auf unsern Aufsatz bezogen werden, da sie nur ein bittres Urteil sind über das Jahrhundert, welches „tolerant gegen Meinungen und intolerant gegen Handlungen“ war, und „alle Arten von Freigeistern, nur nicht alle Arten von Heiligen“ wollte. Immerherhin kann der Gedanke auch als Ergebnis des durchgeführten Vergleichs von Atheist und Fanatiker angesehen werden. Für den Dichter sind zwar beide Unheuer der Nacht und er hält es mit Voltaire, der darüber ebenso denkt. Trotzdem bildet der Aufsatz nur ein Pendant zu der beliebten Gegenüberstellung von Narren und Dummen, und wie dort letzterer immer den Kürzern zog, so mehr oder weniger auch hier der Fanatiker. Der Atheist irre, meint Jean Paul, weil er selbst denke, der Fanatiker, weil er bloß mit andern denke, jener gelange mit Mühe auf einen ungewöhnlichen Irrweg, welcher einen Mann fordere, der auch die steilsten Höhen der Wahrheit erklimmen könne; dieser habe hingegen seinen Irrtum einer Schwäche zu danken, die halb die Wirkung seines Kopfes und halb die Wirkung seines Herzens sei; der Atheist müsse ein Philosoph, der Fanatiker aber ein schlechter Theologe sein. Das Züngel, welches zwischen der Schwere beider Übel entscheiden soll, scheint sich demnach doch leise auf die Seite des Fanatikers zu neigen.

Dem Manuskript der kleineren Aufsätze hat Jean Paul noch eine Sammlung von „Rhapsodien“ angehängt, wie er ja auch seine Denkübungen mit „Bemerkungen“ abzu-

[4]) Veröffentl. in Vogels „Raffinerien“, 2, 271 ff.

schließen pflegte. Es sind diese Rhapsodien auch in der Tat nicht anders als jene Bemerkungen, ja zwei von ihnen finden sich bereits in dem an Vogel eingesendeten Heft. Die übrigen sind nach Ausweis der Tagebücher im August und September entstanden. Sie geben im allgemeinen nur die Gedanken der Aufsätze wieder. An den Schluß des Essays „Die Wahrheit — ein Traum“ erinnert die laute Warnung des Dichters, dem Manne zu fluchen, welchem seine Talente zum Fallstrick geworden sind. Ein anderer Aphorismus bekämpft das Jahrhundert, welches tolerant gegen Meinungen, aber intolerant gegen Handlungen ist, und schließt mit den begeisterten Worten: „Rousseau wäre gewis weniger verfolgt worden, wenn seine Handlungen nicht ebenso paradox wie seine Meinungen, und sein Herz nicht ebenso gros wie sein Verstand gewesen wäre.“ Von einer tiefen Verehrung Rousseaus zeugt auch Jean Pauls Zuversicht, dieser werde dem Mangel an Unparteilichkeit, welcher Biographen großer Männer gewöhnlich eigen sei, durch seine eigne Lebensbeschreibung abhelfen. Auch wird der vergötterte Franzose vom Dichter der Diogenes seines Jahrhunderts genannt, welcher statt Menschen nur menschliche Masken fand. Ganz im Sinne des „Émile“ verlangt auch Jean Paul, man solle dem Kind weniger Gedanken als das Denken beibringen, es weniger mit Antworten befriedigen als durch Fragen reizen, es daran gewöhnen, sich selbst zu unterrichten, es nicht Philosophie sondern philosophieren, kurz, die Kunst zu erfinden, lehren. Auf den Weg der Satire, der zum „Lob der Dummheit“ führt, weist anderseits die Bemerkung, daß für einem schwachen Kopf eine hohe Stufe der Ehre die größte Schande sei, weil dabei seine Kleinheit infolge ihrer Vereinigung mit dem Großen lächerlich werde. Andere Zeilen wenden sich scharf gegen alle Ehrentitel, die nur ein enges Gewand seien, das unsre Torheit hindere, nach Gefallen Sprünge zu machen. An die düsteren Grabesstimmungen Hippels endlich gemahnt Jean Paul, wenn er auf die Frage „Was

ist das Leben?“ die Antwort findet: „Verzeiht Freunde! wenn ich glaube, daß es wenig ist. Jenseits des Grabes ist das eigentliche Menschenleben — hier ist nur Traum.“

c) „Das Lob der Dummheit“.

Wie die Sumpfpflanze auf modrigem Grunde, findet auch der Satiriker am besten sein Fortkommen in Zeiten des Verfalls. Die schmachvollen Jahre des 30jährigen Krieges haben eine stattliche Reihe von Spöttern großgezogen. In zahllosen Epigrammen wendet sich Logau gegen die moralischen Schäden seines Volkes, während Moscherosch in den Gesichten Philanders ein trostloses Bild allgemeiner Verkommenheit entwirft. Johann Lauremberg, der Fritz Reuter des 17. Jahrhunderts, tritt in seinen „Veer Schertz Gedichten“ mehr als Humorist denn als Satiriker auf. Er ist volkstümlich in der Behandlung seiner Stoffe, in Sprache und Versbau. Durch sein ganzes Schaffen klingt der warme Grundton schlichter Heimatsliebe. Wie treuherzig klagt er doch beim Überhandnehmen von Fremdwörtern und gezierten Höflichkeitsphrasen:

„Dat gode olde Düdsch so liden dul nu geit,
Dat de eine Düdsche den andern nicht versteit.“

Seine Muttersprache ist ihm teuer, und er fordert kühn Gründe für die Meinung, daß von der hochdeutschen Sprache mehr als von der niederdeutschen zu halten wäre.

Balthasar Schuppius war eine energische, kraftvolle Persönlichkeit, die viel erlebt und erlitten hat. Bisweilen läßt er uns dies in etwas aufdringlicher Weise auch fühlen. Er ist viel ernster und wuchtiger als Lauremberg, mehr Didaktiker als Satiriker. Den Satyr läßt er überhaupt nicht allzuoft unter dem Predigerrock hervorschaun. Er weiß sich wohl in die Anschauungskreise des gemeinen Volkes hineinzudenken, seine Darstellung durch Schwänke und Anekdoten derb, sinnlich und lebendig zu machen, kehrt aber doch allenthalben den belesenen Theologen stark

hervor und schwelgt gern in lateinischen Zitaten. Begreiflich an einem Mann von seiner Welterfahrung ist sein unerschrockenes, mutvolles Auftreten gegen die scholastische Pedanterie des damaligen Schulwesens, unbegreiflich aber sein starres Festhalten am Bibelglauben, sein hitziger Religionseifer, seine pfäffische Engherzigkeit und Intoleranz, die ihn immer wieder in die Reihen der wilden Kampfhähne des 16. Jahrhunderts zurückversetzt.

Hingegen erfreut uns an Rachel die Geradheit und Offenheit jener vergangenen Tage, da man noch reden durfte, wie einem der Schnabel gewachsen war. Sein Lieblingsthema ist die Weibersatire. Er beobachtet die Schönen dort, wo sie am meisten Kritik verdienen, in der Ehe, im Haushalte. Und nur hier gesteht er ihnen einen Wirkungskreis zu, denn:

Zuletzt kein Männerwitz hat bey den Weibern Art;
Den Männern nur gehört die Feder und der Bart.

In gewandten Versen, aber beißender als Lauremberg, schreibt er den einzelnen Frauen ihre Abstammung von gewissen Tieren vor, deren Eigenschaften er dann in recht ungalanter Weise auf seine Opfer überträgt. Die Putz- und Zanksucht, den Müßiggang und die Unsauberkeit des Weibes zu strafen, dünkt ihn kein Ausdruck zu herb, er bringt aber in sein häßliches Gemälde auch eine humorvolle Stimmung, wenn er dazu als Hintergrund in wenigen, aber sonnigen Farben die goldne Zeit des Junggesellenlebens andeutet, da der junge Mann nicht in den Krug ging, nein darin wohnte.

Mit Christian Ludwig Liscow beginnt eine neue Ära für die deutsche Satire. Liscow war ein Giftpilz. Auch die 84 Seiten lange, aufklärende Vorrede, welche er der Sammlung seiner Schriften vorausschickt, kann den Mohren nicht weiß waschen. Seine Stärke liegt in der persönlichen Satire. Ihm fehlt die Universalität eines Swift, dessen weiter Blick für epochale geschichtliche

Erscheinungen, dessen tiefer Blick in die menschliche Seele. Er war selbst davon überzeugt, daß er keine Riesen erlegt, sondern nur gegen Zwerge gekämpft habe, ebenso, daß Satiren „die wider eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine kurze Zeit gesuchet werden,“ hat aber doch seine besten Kräfte in die Vernichtung elender Skribenten gesetzt, weil er ihre Mückenschwärme für Länder verwüstende Heuschreckenschwärme ansah. Er ist erfüllt vom Glauben an die Wichtigkeit seiner Sendung, kein christliches Bedenken kann ihn davon abhalten, dem Schreibergezücht Garaus zu machen: „Wir fangen ohne Sünden Flöhe, wir schlagen Mücken todt, wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es so wohl, als der Sünder. Warum wollte man sich dann ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten?“ [1]) Diese unerschütterliche Überzeugung von der Unentbehrlichkeit seiner Schriftstellerei gab Liscow Alles. Er verzichtete auf alle Ehrungen bei Lebzeiten, wie auch auf den Nachruhm, trat nie aus seiner Anonymität heraus und hätte sich lieber die Zunge abbeißen lassen, als seinen Namen angegeben. Freilich wußte der Spötter auch sehr wohl, daß dadurch die Wirksamkeit seiner Satire ebenso erhöht wurde, wie durch die Schnelligkeit, mit der er seine Angriffe folgen ließ. Es muß für seine Gegner ein unheimlich beängstigendes Gefühl gewesen sein, an ihrem Lebenswerk beständig den Wurm nagen zu hören und doch nie die Stelle finden zu können, wo er stak.

Liscow blieb seiner Zeit ein Fremder. Viele lehnten ihn aus christlichem Moralitätsgefühl ab, andere im Glauben, man dürfe erst einem zu Leibe rücken, wenn man bereits dessen Fäuste auf dem eignen Rücken gespürt hätte, wieder andere verstanden seine Kunstgriffe nicht; denn „eine hochgetriebene Ironie gebührend einzusehen, das ist eine

---

[1]) Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig 1739, S. LXXII.

Sache, die eine gewisse Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes erfordert, welche in lateinischen Köpfen durch die possierliche Schulgravität gemeiniglich ersticket wird." (S. LXI). Von allen denen, die durch Swifts Schule gegangen sind, hat seine Meisterschaft in der Ironie nur Liscow erreicht. Ihn beherrscht zwar nicht der wilde Menschenhaß des Engländers, aber er kennt dessen Mittel, den größten Unmut hinter feinem Spott zu verbergen. Wie Swift fällt auch Liscow nie aus der Rolle. Er lobt maßlos, entschuldigt sich, beteuert aufs Heiligste und verbindet doch mit jedem Wort den entgegengesetzten Sinn. Er behauptet nicht nur, sondern erklärt und begründet auch mit aller Ausführlichkeit, zieht damit aber nur vor sein Schelmengesicht die ernste Maske des unparteiischen Richters. Er häuft Trugschluß auf Trugschluß nur, um den Leser von der Richtigkeit der gewagtesten Folgerungen zu überführen oder ihn doch wenigstens durch eine Scheinlogik zu verblüffen. Es ist erstaunlich, auf welche Kniffe Liscow verfiel, um seine Satire zu verschärfen und seine Gegner in ein möglichst lächerliches Licht zu stellen. Er schreibt zu einer historischen Abhandlung des M. Sievers parodierende Anmerkungen. Der Halbgelehrte verspricht in hellem Zorn die Züchtigung seines Gegners, wenn er ihn nur kennte. Sofort schwenkt Liscow ein rotes Tuch, um den wilden Stier noch mehr zu reizen, stellt sich in einer Erwiderung an, als ob er sich entdecken wollte, mißbraucht aber dabei in gewissenloser Weise nur den Namen eines Unbeteiligten. Bald darauf fällt er den aufgeblasenen Philippi mit seiner schneidenden Ironie an. Der Angegriffne ruft in ohnmächtiger Wut Geistlichkeit und Staatsgewalt gegen die angebliche Religionsspötterei zu Hilfe. Da er kein Gehör findet, bereitet er eine neue Streitschrift vor, worin er die alten Anschuldigungen aufrecht erhält, die ihm aber noch vor dem Druck gestohlen und Liscow eingehändigt wird. Der schreibt nun, natürlich wieder anonym, vom Standpunkt eines Unbeteiligten eine Ver-

teidigung seiner eignen Satire und weist gleichzeitig nach, daß die ihm eingehändigte, vorgeblich von Philippi verfaßte Schrift „im höchsten Grad albern und so beschaffen sei, daß es nicht zu glauben, daß der Herr Prof. Philippi sie gemacht habe.“ Der Gegner geht in die heimtückische Falle und gibt sich eine nicht mehr zu verdeckende Blöße, indem er das Werkchen öffentlich für sein geistiges Eigentum erklärt und es dazu noch selbst drucken läßt. Von da ab war er nur noch ein Spielball in der Hand seines grausamen Feindes. Er brauchte sich um keinen Verleger mehr zu kümmern, seine Manuskripte wurden ihm gestohlen oder heimlich abgeschrieben und Liscow zugeschanzt, der sie dann mit entsprechenden Glossen veröffentlichte. Als nun dem in seinem Ansehn sehr erschütterten Gelehrten eines Tages auch noch das Unglück widerfuhr, eine gehörige Tracht Prügel zu erhalten, lieferte unser Satiriker das Meisterstück seiner Bosheit. Gleichzeitig mit der frechen Lüge von Philippis Tod und bittrer Reue über seine literarischen Schandtaten posaunt er das Ereignis in die Welt hinaus. Der Unglückliche sträubt sich gegen solche Zumutungen mit allen Kräften und schüttet noch einmal seinen ganzen Zorn über seinen Todfeind aus. Liscow tut über diese Erregung in einer neuen Erwiderung höchst erstaunt, da er doch nicht behauptet hätte, daß der Professor seinen Vater ermordet und seine Mutter genotzüchtigt habe, sondern nur auf seinem Bette „sanft und selig mit den erbaulichsten Gedanken eingeschlafen“ sei und also etwas getan habe, „welches so viele große Leute, denen er das Wasser nicht reichet, vor ihm getan haben, und welches er, wann er es noch nicht gethan, über kurz oder lang doch einmal thun müßte.“ (S. 457). Er blieb dabei, Philippi sei tot und Philippi war auch, wenigstens literarisch, mausetot. —

Aus seinen vielen Erfahrungen zog Liscow, um mit Litzmann zu reden, in seiner Schrift von der „Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten“ die Summe.

Unter letzteren versteht er in erster Reihe Philippi und Sievers. Die Satire ist keineswegs seine beste Leistung. Zwar erweist er sich auch hier als Meister der Ironie, reicht er auch hier köstliche Gaben seines Witzes, aber das Werk ist ungleich gearbeitet und stellenweise kann der Verfasser seiner erlahmenden Phantasie nur durch seine Belesenheit mühsam aufhelfen. Die Schrift hat eine gewisse Ähnlichkeit mit Erasmus' Lob der Narrheit, denn auch sie ist im Grunde nur ein ironisches Lob der Dummheit. Sogar in Einzelheiten berühren sich beide Satiren sehr nahe.

Erasmus meint, der elende Skribent brächte ohne vieles Denken und Nachsitzen alles zu Papier, was ihm in die Feder komme und wie es ihm einfalle.[2]) Auch Liscow behauptet, daß die elenden Skribenten ohne Vernunft und Ordnung schrieben (485 f.). Nach Erasmus besteht die Glückseligkeit des Narren nur in der Einbildung und er findet es töricht, diesem einen so angenehmen Wahnsinn zu nehmen (157 f. u. 192). Auch nach Liscow besteht das Glück elender Skribenten in der bloßen Einbildung, weise zu sein. Dieses Glück ihnen zu rauben, nennt er „barbarisch“ (536 f.). Erasmus hält die Personen für die allerglücklichsten, die sich einzig und allein der Führung der Natur überlassen, welche in nichts unvollkommen und eine Feindin aller Künsteleien sei; immer gedeihe das am besten, was nicht durch Kunst erzwungen worden sei (134 f.). Liscow erklärt, es bleibe allemal wahr, daß es ein strafbarer Frevel sei, wenn man die Natur meistere, die doch eine so weise und liebreiche Mutter wäre und besser wisse, was zu unserm Frieden diene, als wir selbst (508). Erasmus schreibt es nur der eitlen Ruhmbegierde, also dem Verdienst der Narrheit zu, daß die Dezier ihr Leben freiwillig für das gemeinsame Beste aufopferten, daß Curtius in den tiefen

---

[2]) Lob der Narrheit. aus d. Lat. von Wilhelm Gottl. Becker, Basel 1780, S. 230.

Schlund sich stürzte (100 f.). Liscow meint, es würde, wenn die Begierde nach Ehre und Reichtum von der Vernunft unterdrückt und gänzlich aus dem Menschenherzen ausgerottet wäre, sich niemand finden, der für das Beste des Staates und der Kirche wachen wollte, niemand, der sein Leben für sein Vaterland wagte (493 f.). Erasmus findet bei jedem elenden Bücherschreiber die Überzeugung, daß, je schlechteres Zeug er geschrieben, desto größer die Zahl seiner Bewunderer sei, weil sie in Narren und Dummköpfen bestünde (230). Bei Liscow trösten sich die elenden Skribenten für die Verachtung seitens der guten Schriftsteller mit der hohen Wertschätzung, in der sie beim Pöbel stehn, welcher ihre Werke verschlingt (521).

Während Liscow bei seinen Zeitgenossen wenig Anklang fand, ward Rabener als das unübertreffliche Muster eines großen Satirikers gefeiert. Die Stimmen der Gegenwart vereinigen sich jedoch fast alle auf Liscow. In einem an sich verdienstvollen Programm hat zwar Paul Richter [3]) eine „Ehrenrettung" Rabeners versucht, aber ohne zu überzeugen. Ein Satiriker, welcher in der Furcht, einmal statt einer Satire ein Pasquill schreiben zu können, beinahe erstirbt, verdient gar nicht den Namen eines Satirikers. Liscow hat zwar auch beide Literaturgattungen auseinanderzuhalten gesucht, aber er hat sich für seine Satire doch hübsch weite Grenzen gezogen. Was aber Rabener unter einem Satiriker versteht, unterscheidet sich nicht sonderlich vom gemütlichen Sachsen unserer heutigen Witzblätter. Er fordert von ihm Tugend, Redlichkeit, Religiosität. Religion und Fürsten zu beleidigen muß ihm der schrecklichste Gedanke sein. Seine Mitbürger muß er aufrichtig lieben. Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist, muß „mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden

[3]) Paul Richter, Rabener und Liscow. Progr. Dresden 1884.

will."[4]) Für jugendfrisches und mutiges Drauflosgehen des Satirikers hat Rabener kein Verständnis. Nach ihm muß er abwarten, bis sein „reifender Verstand durch die Erfahrung die gründliche Einsicht erhält, welche nötig ist, das Herz eines Lasterhaften zu durchforschen, um nur diejenigen Fehler zu züchtigen, welche eine Züchtigung verdienen" (1, 66). So wird die Satire zum Stock des Schulpedanten und verfolgt nur die Besserung des Lasterhaften. Wer diesen moralischen Zweck der Satire aus dem Auge läßt, ist nach Rabener ein Pasquillenschreiber, ein gefährlicheres Subjekt als ein Straßenräuber, welches ebenso wie dieser die Rache der Gesetze verdiene. Mit Vorsicht und Berechnung ist der sächsische Steuerbeamte im Leben wie in der Literatur aufgetreten. Hatte er ja einmal einen Charakter ausdrucksvoll gestaltet, so retouchierte er daran so lange herum, bis jeder markante Zug verwischt war, und er sich rühmen konnte: „Ich habe mich vor persönlichen Satiren in meinen Schriften mit allem Fleiß gehütet. Die Charaktere meiner Toren sind allgemein, nicht ein einziger ist darunter, auf welchen nicht zehn Narren zugleich billig Anspruch machen können" (1, 84). So werden aber Charaktere zu Typen und die Satire zur moralischen Charakteristik. Liscow hat nach eignem Geständnis den Ruhm bei Lebzeiten und nach dem Tode verschmäht. Seine schriftstellerische Tätigkeit war stets das Ergebnis seines Temperaments, die Satire war ihm am Ende Selbstzweck; er schrieb unter der unmittelbaren Eingebung seiner Laune. Rabener hat nach eigenem Geständnis um Ruhm und Ansehn gebuhlt, seine Schriftstellerei war ihm nur Mittel zum Zweck, er klopfte sich auf die Finger, bevor er Satiren schrieb. Nur die feige Furcht, nicht das Postulat reiner Menschenliebe, wie er vorgibt, drängte ihn zur allgemeinen Satire hin. Diese konnte, wie er glaubte, auch einen säch-

---

[4]) Rabeners sämtl. Werke, herausg. von E. Ortlepp. Stuttgart 1839; 1, 63.

sischen Steuerrevisor, der so gern Satiriker sein mochte und es doch nicht sein durfte, über die Schwierigkeiten des Dürfens hinweghelfen. So entging er am besten dem Vorwurf, aus Privatleidenschaften zu schreiben und sicherte sich zugleich eine längere Wirksamkeit auf die Zukunft. Denn eine allgemeine Satire bleibt auch der Nachwelt immer neu: „Schildere ich das Laster allgemein; so ließt der Enkel den Charakter eines Lasterhaften, er vergißt, daß dieser schon vor hundert Jahren gestorben ist, und sucht ihn in seiner Stadt“ (1, 84). Eine so engherzige Bureaukratenseele hätte sich nicht auf das Gebiet der allgemeinen Satire wagen sollen. Swift konnte es, auch Jean Paul in seinen reifsten Schöpfungen. Hier ist das Arbeitsfeld für einen gewaltigen freien Geist, der mit einem Blick die Welt überschaut und alle Schlupfwinkel aufdeckt, worin sich der Mensch im beschämenden Gefühl seiner Erbärmlichkeit gern mit dreifacher Nacht verhüllt. Er muß ihn ans Tageslicht zerren und seiner verblüfften Mitwelt zeigen. Die muß über das schadenfrohe Ecce homo lachen wollen, aber darf es nicht können. Ein geheimer Schauder und Ekel vor dem eignen Selbst muß jedes Lachen im Halse ersticken. Das alles durften aber Rabeners Satiren nicht; denn man las sie zu gern beim Kaffee. Angriffe auf Fürsten dünken ihn ruchlose Frevel, aber er erschrickt auch allemal, wenn ein Schulmann unter die Geißel der Satire fällt und ist unzufrieden, daß auf Geistliche zumeist der Witz satirischer Köpfe anprallt, ja, er hält es sogar für ein Unrecht, den Kurialstil zu verspotten! Mit Vorliebe malt er sich den Teufel an die Wand und zittert vor den schrecklichen Folgen solcher Satiren. Eine Herabsetzung des Lehrers erzieht Hunderte von seinen Schülern zu ungesitteten Bürgern, die eines Geistlichen aber macht auch die Religion verächtlich. Wenn er schon gegen einen Vertreter dieser Stände zu Felde zieht, so doch vor allem gegen dessen moralische Schwächen; denn die Dummheit könnte seinetwegen auch dort, wo sie „exemplarisch“ auftritt, ins

Kraut schießen wie der Salat: „Durch Donatschnitzer kommt die Kirche nicht in Gefahr," meint er in bezug auf den unwissenden Geistlichen, „und wir können uns mit der angenehmen Vorstellung beruhigen, daß wir gelehrter sind, als er" (1, 71).

Rabener muß Liscows Schriften gut gekannt haben. Einige seiner Bemerkungen können sehr wohl auf diesen abzielen. Er findet z. B. einen Krebsschaden der persönlichen Satire darin, daß wir dabei immer der Gefahr liefen, parteiisch zu werden, indem wir aus allgemeiner Menschenliebe anfingen, die Fehler unseres Opfers zu tadeln, und aus Eigenliebe fortführen, dasselbe unbarmherzig niederzureißen, sobald es Mut genug habe, sich zur Wehr zu stellen. Bei jeder Verspottung eines Lehrers, auch wenn sie derselbe als eigennütziger, pedantischer Mensch oder als elender Skribent verdiente, sieht Rabener immer ein Nachteil darin, daß der Lehrer dem Gelächter seiner Schüler bloßgestellt werde. Liscows Vorgehen kann diese Befürchtung wenigstens begründen. Philippi war sowohl eigennützig als auch pedantisch als auch ein elender Skribent, und seine Hörer lasen einander in seiner Gegenwart die saftigsten Stellen aus dem „Briontes" vor.[5] Aber auch Rabeners Satiren selbst verraten seine Bekanntschaft mit Liscow. Man achte nur auf ihre Titel: „Von der Vortrefflichkeit der Glückwünschungsschreiben nach dem neuesten Geschmack" — „Rede beim Eintritt in die wünschende Gesellschaft aus dem Stegreife gehalten von Martin Scribler, dem Jüngeren". „Trauerrede eines Witwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft der geplagten Männer gehalten." In letztere Satire wird auch eine „Nachricht von dieser Gesellschaft" eingefügt, welche über deren Aufenthalt ebenso unbestimmte Angaben macht wie ein „Vorbericht" über die „Gesellschaft der kleinen Geister". Ein gewisser Zusammenhang zwischen Rabeners Satire auf die Glückwunschschreiben

---

[5]) Sammlung a. a. O. S. XXIV.

und der Liscows auf die elenden Skribenten wurde bereits beobachtet.

Da Rabener nur die allgemeine Satire vertrat, müssen naturgemäß seine Stoffe reichhaltiger sein als die Liscows. Dieser hat vornehmlich nur literarische Torheiten bekämpft. Auch Rabener hat seine Angriffe auf literarisches Gebiet gerichtet. Seine Satire auf die Glückwunschschreiben enthält mehr als ihr Titel vermuten läßt. Sie verspottet zugleich das geistlose Notenschreiben der zünftigen Gelehrten. Sein „Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch" parodiert den zopfigen Chronikstil der Zeit, auch „Hinkmars von Repkow Noten ohne Text" sind eine literarische Satire. Daneben hat er die Putzsucht der Frauen, ihren Mangel an Häuslichkeitssinn ihre törichte Kindererziehung verlacht, aber auch die Spielwut, Trunksucht und Roheit der Männer bekämpft. Man muß ihm auch zugestehen, daß er an Nationalitätsbewußtsein Liscow überragte, was übrigens mit der Wertschätzung seiner satirischen Fähigkeiten nichts zu tun hat. Liscow zeigt sich in seinen Schriften als großer Kenner und Verehrer der Alten, was nach ihm Lessing auch noch war. Rabener wendet sich in löblicher Weise gegen das Übergewicht humanistischer Bildung auf den höhern Schulen und tritt für die Pflege der deutschen Sprache ein, welcher er sich trotz seiner Kenntnis des Französischen selbst vor Friedrich dem Großen bedienen wollte. Richter hat in dem erwähnten Programm auch Rabeners Phantasiereichtum betont. Wir wollen dafür lieber Erfindungsgabe sagen. Bald kleide er seine Satire in die Form eines Briefwechsels, bald in eine Lobschrift, bald in einen Chronikauszug, bald liefere er eine ganze Reihe silhouettenartiger Charakterbilder. Liscows Schriften gingen hingegen mit der einzigen Ausnahme der „vitrea fracta" nicht über die Form der satirischen Abhandlung hinaus. Liscows Größe liegt eben nicht in der Mannigfaltigkeit der Form, sondern der theatralischen Kunstgriffe, durch welche sein Gegner geradezu Possenfigur wird.

Goethe hat an Rabener die übermäßige Anwendung von direkter Ironie getadelt. Wir begreifen diesen Vorwurf nicht. Wahr aber ist, daß Rabeners Ironie lange nicht so unterhaltend, nicht so schneidend und sophistisch überzeugend wirkt wie die seines Vorgängers. Aber etwas hat er noch vor diesem voraus: den Humor. Ja, wenn er bisweilen die Ironie zurücktreten läßt oder dem ironischen Ton seiner Satire eine humorvolle Stimmung gibt, erinnert er nicht selten an den gutmütigen Spötter Jean Paul.

Liscows und Rabeners Lebenswerk fiel noch in die Blütezeit der Aufklärung. An der heiklen Wetterscheide einer alten und neuen Zeit standen Kästner und Lichtenberg. Kästner war eine rückständige Natur. Er hat sich von Gottsched nie ganz emanzipieren können. Wenn er sich nicht über literarische Erscheinungen aufhielt, geißelte er die schon der älteren Satire wohlbekannten Torheiten. Nirgends finden wir bei ihm ein Hinaustreten über seine Tage, geschweige denn über sein Jahrhundert. Der Sturm und Drang machte ihn verdutzt. Er ließ auch die junge Generation noch ab und zu seinen Stachel fühlen, hielt aber im übrigen mit den Göttingern gute Freundschaft. Er gleicht jetzt schon mehr einem alten Philister, der auf Studenten schimpft und mit ihnen kneipt.

Unter den großen Geistern der deutschen Vergangenheit, welche mit ihrer Weltanschauung am weitesten in unsere Gegenwart hereinragen, gebührt G. Ch. Lichtenberg zweifellos der erste Rang. Aber seine Zeitgenossen haben den sonderbaren Menschen nie ganz kennen gelernt. Hartnäckig wie der Mond zeigte er sich der Welt immer nur von einer Seite. In seinem schriftstellerischen Wirken reicht er Lessing die Hand, über den ihn jedoch sein Kosmopolitismus ebenso erhebt wie sein tiefer Blick in die Menschenseele und sein unmittelbares Kunstempfinden. Aber gerade das, was wir in Lichtenbergs Schriften als frische Morgenluft einer kommenden Zeit wittern, war bloß eine schwache

Ausstrahlung geheimnisvoller Kräfte, die er seine Umgebung nie fühlen ließ. Nur daheim, in einsamer Kammer machte er sich zu seinem eigenen Beichtvater und hörte seine Seele ab, diese große Seele mit ihren großen Wünschen. Die Veröffentlichungen, welche Lichtenbergs Söhne nach ihres Vaters Tode aus dessen Nachlaß veranstalteten, müssen Jean Paul mächtig ergriffen haben. Sein Vitabuch ist ein Pendant zu Lichtenbergs Tagebüchern. Hier wie dort das gleiche Grübeln über dunkle Rätsel, die gleichen treffenden Bemerkungen über Leben und Kunst gepaart und gemischt mit alltäglichen Beobachtungen, witzigen Einfällen, aphoristischen Plänen. Man erstaunt über diese innere Ähnlichkeit zweier Naturen, die sich nach außen hin zu einander verhielten wie Tropenzone und Eismeer.

Mehrmals wurde schon auf die Tatsache hingewiesen, daß in Jean Paul etwas lag, was ihn zum Vorläufer Fichtes machte. Als eine der merkwürdigsten Erinnerungen aus seiner Kindheit erzählt uns der Dichter, daß einst, da er als Knabe in Joditz unter der Haustüre stand, das innere Gesicht „ich bin ein Ich“ wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor ihn fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb. Wir finden dann jahrelang des sonderbaren Ereignisses nicht gedacht. Erst während der Leipziger Zeit drängt sich in Richters düstre Sorgenwelt wieder jene mächtige Empfindung des eignen Selbst, aber nicht mehr mit der Innerlichkeit und Reinheit wie vordem, sondern wie ein schreckendes Gespenst. „Vorher die Geschichte,“ schreibt der Dichter 1819 in sein „Vitabuch“, „wie ich einmal Nachts in Leipzig nach ernstem Gespräche Örthel ansehe und er mich, und uns beiden vor unserm Ich schaudert.“ [6]) Wir wissen heute, daß Jean Paul bei seinem zweiten Schwarzenbacher Aufenthalt, da sich in ihm der dichterische Genius mächtig wie nie zuvor zu regen begann, mit großen seelischen Erschütterungen

---

[6]) Wahrh. 2, 125.

kämpfte. Es war damals, als hätten sich die latenten, noch unausgebeuteten Kräfte seines Innern mit einemmal ihrer Fesseln entledigen wollen und als wäre sein Organismus nicht imstande gewesen, diesen Ansturm auszuhalten. Seine ersten großen Romane tragen alle einen explosivartigen Charakter, verraten alle einen Vulkanismus des Gefühls, der seinesgleichen nicht findet. Düstere Gedanken an den Tod, an die Vernichtung des Ich erfüllten damals des Dichters Seele und er erbebt davor in seinem Innersten. Einst tritt seine Speisewirtin Christiane Stumpf zu ihm ins Zimmer und findet ihn bleich, mit verstörter Miene am Fenster stehn. Sie ruft ihn an, aber erst beim dritten Male erwacht er wie aus einem hypnotischen Schlaf und dankt der Frau mit aufgehobenen Händen, daß sie ihn durch ihr Dazwischentreten vor dem Ausbruch des Wahnsinns gerettet habe.[7]) In der „Unsichtbaren Loge“ kristallisiert sich ihm an einer schönen Stelle das Ich als das unveränderliche stetige Moment aus dem bunten Nebel vorübereilender Eindrücke heraus. Im „Hesperus“ läßt er es bereits als unheimliches Gespenst vor sich erstehen, das wie mit einem Basiliskenblick auf den Beschauer wirkt. Schon sehen wir den Dichter an der künstlerischen Ausgestaltung seiner Wahnidee. Er kann sie nicht mehr los werden, er verliert sich immer und immer wieder, wenn er einsam ist, wenn quälender Kopfschmerz ihn von zerstreuender Arbeit fernhält, in die Betrachtung seines eignen Ich; einen halben Tag geht er dann, wie er mit goldnen Worten sagt, um sein Ich herum und sieht bei diesem stillen Himmel in das ruhige Meer seines Innern hinab, bis zu seinen grünen Wiesen und zu den alten Schiffen, die längst versunken sind. Aus dem Ich, dem ursprünglich empfundenen Absoluten im wirbelnden Wechsel der Relationen,

---

[7]) Nach Mitteilungen einer Enkelin dieser Frau Stumpf. Letztere äußerte wiederholt den Wunsch, diese merkwürdige Begebenheit möchte der Erinnerung bewahrt bleiben.

ist allmählich „der Ich“ geworden, welcher bald als Traumgestalt durchsichtig und zitternd neben dem eignen Ich steht, bald als Spiegelbild sich drohend emporreckt, gegen das Glas sich bewegt und heraustreten will. Immer weiter treibt es Jean Paul mit seiner furchtbaren Idee. Leibgeber im „Siebenkäs“ sieht sich schon von einem Heer von Ichs umgeben, indem er sein Ich, sein und Firmians, seines Doppelgängers Spiegelbild, also drei Ich mit Firmian selbst, dem vierten, in Vergleich zieht. Letzterer wird dabei von einem unheimlichen Schauder erfaßt und er spricht beruhigend zu seinem Freunde: „Lieber Heinrich, wenn Du auf Deinen ewigen Reisen künftig immer so einsam bliebest: ich fürchte, es schadet Dir. Ist doch Gott selber nicht einsam, sondern sieht sein All“ (W. 12, 311). Aber Leibgeber kann ohne seinen Wahn schon nicht mehr leben: „Ich kann in der größten Einsamkeit immer zu Dritt sein, das All nicht einmal gerechnet“, erwidert er Firmian, tritt zum Spiegel, drückt mit dem Zeigefinger den Augapfel seitwärts, so daß er im Glase sein Bild doppelt sehen mußte, und wendet sich wiederum wie mitleidig an seinen Freund mit den Worten: „aber Du kannst freilich die dritte Person darin nicht sehen“. Im „Titan“ sind Schoppe und Albano von dem zerstörenden Wahn befallen. Aus dem Traumtempel, wohin sich Albano verirrt hat, wird er durch die mitlaufenden Spiegelichs verscheucht, ein anderes Mal zerquetscht er in ohnmächtiger Wut seine Wachsbüste, aber es ist ihm dabei „wie Selbstmord und Betasten des Ichs“. Zur entsetzlichen Pein steigert sich die Vorstellung, vom Ich verfolgt zu werden, bei Schoppe. Der Wunsch eines ganzen Menschenlebens spricht aus dem Armen, wenn er sich die Seligkeit in einem Aufgehn ins Nichts, in einer ewigen Befreiung vom Ich denkt. Fällt sein Blick nur zufällig einmal auf seine Hände oder Beine, so fährt schon über ihn die kalte Furcht her, er könne sich erscheinen und den Ich sehen. Der Spiegel muß verhangen werden, denn er bebt vor seinem „Spiegelurangutang“.

Was hat nun eigentlich diese fixe Idee, die fast in allen größeren Werken des Dichters wiederkehrt und die er so künstlerisch zur Steigerung seines Humors verwendete, mit dem Fichteschen System gemeinsam? Nichts außer dem beiden Erscheinungen zugrundeliegenden „idealischen Idealismus", wie sich Jean Paul ausdrückt, oder, wie wir sagen werden, imperialistischen, titanenhaften Subjektivismus. Fichte hat die Subjektivität in der deutschen Philosophie auf die Spitze getrieben, Jean Paul in der deutschen Literatur; jenen führte seine gewaltige Natur zur Schöpfung des genialen Systems der Tathandlungen, diesen zur grandiosen und fruchtbaren künstlerischen Idee des Doppelgängertums. Und Jean Paul vertiefte seine Idee, indem er den gleichgestimmten Philosophen im „Titan" bekämpfte. Aber er will hier Fichtes Lehre nicht persiflieren, er will keine Karrikatur von ihr liefern, er kann es auch gar icht; dafür ist sie ihm zu heilig. Zeigen wollte er nur, as er selbst fühlte, wohin der transzendentale Idealismus hre, wenn man aus ihm die äußersten Konsequenzen zog. hoppe ist im Grunde seines Wesens kein Fichteaner, de Spur von Egoismus ist ihm fremd. Wenn er sich ch hundertmal vor dem Erscheinen des Ich fürchtet, es immer die alte, künstlerische Wahnidee des Doppelngertums, mit der er ringt. Es ist eine Selbttäuschung, bei ihm, wie beim Dichter vorliegt, wenn er seine e Idee mit dem Fichteanismus in Verbindung bringt. hoppe kann in diesem eine Lösung für sein großes elenrätsel ebensowenig finden, wie eine Erklärung für Wunder des Weltalls in der Religion. So stirbt an seiner Wahnidee mit dem Satz der Identität auf n Lippen. Aber Roquairol ist das in seinen letzten nsequenzen fleischgewordne Fichtesche System. War mal das Kantsche Ding an sich geleugnet, und genn das Universum erst Realität im Selbstbewußtsein, kann Roquairol nicht nur die Empfindung haben, es önnte die ganze Erde jeden Augenblick auseinanderflattern,

verrauchen und er mit ihr, er kann auch die Worte sprechen: „Es gibt einen kalten, kecken Geist im Menschen, den Nichts etwas angeht, nicht einmal die Tugend; denn er wählt sie erst und er ist ihr Schöpfer, nicht ihr Geschöpf. Ich erlebte einmal auf dem Meer einen Sturm, wo das ganze Wasser sich wüthend und zackig und schäumend aufriß und durcheinanderwarf, indes oben die stille Sonne zusah; — so werde! Das Herz ist der Sturm, der Himmel das Ich“ (W. 16, 165). Und dieses Ich ist Roquairol. Fichte fühlte nicht die Urgewalt seines Systems; aber Jean Paul empfand dabei mehr als je ein Mensch empfinden konnte, und auch dies verstand er mit unerreichter Meisterschaft im „Titan“ auszusprechen. Seine Kunst ist eben die Sprache für einen großen Gedanken, der seine Seele ist. Wie Midas, dem sich alles zu Gold verwandelt, einmal nach einer nährenden Speise lechzt, so sehnt sich auch Roquairol einmal aus seinem brutalen Egoismus, aus seinem alles in sich selbst umschaffenden Ich heraus und sucht die Freundschaft Albanos. „Da sah ich Dich“, schreibt er ihm mit unvergänglichen Worten, „und wollte Dein Du werden — aber es geht nicht, denn ich kann nicht zurück, aber Du vorwärts, Du wirst mein Ich einmal“ (W. 16, 166). Er mußte wieder die stille Sonne werden, die erbarmungslos dem wilden Wogenkampf des Herzens zusah, mußte das Glück dreier Menschen mit Füßen treten und dann selbst den letzten Weg gehn. Spielend seine eigne Tragödie, nachäffend sein eignes Ich gibt er sich den Tod. Nie hatte die deutsche Philosophie vor Jean Paul und nie hat sie nach ihm wieder in der deutschen Dichtung solche Formen erlangt!

Wie kamen wir nur von Lichtenberg ausgehend zu einer so weitführenden Bestrachtung? An einer Stelle seiner Tagebücher liest man die sonderbare Bemerkung: „Euler sagt in seinen Briefen über verschiedene Gegenstände aus der Naturlehre, es würde eben so gut donnern und blitzen, wenn auch kein Mensch vorhanden wäre,

den der Blitz erschlagen könnte. Es ist ein gar gewöhnlicher Ausdruck, ich muß aber gestehen, daß es mir nie leicht gewesen ist, ihn ganz zu fassen. Mir kommt es immer vor, als wenn der Begriff sein etwas von unserm Denken erborgtes wäre, und wenn es keine empfindenden und denkenden Geschöpfe mehr gibt, so ist auch nichts mehr." [8]) Spricht da aus ihm nicht der gleiche Subjektivismus, wie aus Jean Paul und Fichte? Ja, wie unser Dichter in der Verfolgung Fichtescher Ideen beim Wahnsinn enden zu müssen glaubte, so fügt auch Lichtenberg zu seinen tiefen Gedanken die Bemerkung: „Ich denke, oder eigentlich, ich empfinde hierbei sehr viel, das ich nicht auszudrücken imstande bin, weil es nicht gewöhnlich menschlich ist, und daher unsere Sprache nicht dafür gemacht ist. Gott gebe, daß es mich nicht einmal verrückt macht." Aber welcher Unterschied ergibt sich sofort zwischen Lichtenbergs und Jean Pauls Lebensauffassung, wenn ersterer in seiner Betrachtung fortfährt: „So viel merke ich, wenn ich darüber schreiben wollte, so würde mich die Welt für einen Narren halten, und deswegen schweige ich."

So ging die Zeit auch über ein großes Leben wie Lichtenberg hinweg, und ein Geschlecht, das mit keinem seiner Gedanken und Gefühle zurückhielt, brach sich Bahn. Der Sturm und Drang bringt auch die deutsche Satire zu neuer Blüte. Lenzens „Pandämonium germanicum" und Goethes „Götter Helden und Wieland" bewiesen, daß sich die junge Generation kühn an die größten Autoritäten der Vergangenheit heranwagte, Wagners „Prometheus Deukalion und seine Rezensenten" hielt über alle ein Strafgericht, die nur einen scheelen Blick auf die Werke der vorwärtsstürmenden Jugend geworfen hatten, und in seinem „Voltaire am Abend seiner Apotheose" erfuhr der alte Franzose

---

[8]) Lichtenberg, Vermischte Schriften, neue verm. Ausg. Göttingen 1844—46, I, 31.

eine Herabsetzung, wie er sie in Lessings ganzer Schriftstellerei kaum erlebt hat.

Mit einem „Lob der Dummheit“ [9]) trat nun auch unser Dichter in die Reihen der deutschen Satiriker ein. Er hat das Werk nach eigener Angabe im November 1781 begonnen und im März 1782 vollendet. Am 8. dieses Monats wurde das Manuskript an Vogel gesendet. Nerrlich hat die Lobrede ein „farbenprächtiges, freilich in der Gruppierung der einzelnen Figuren weniger glückliches Gemälde“ genannt. Wir können diesem Tadel, wenn er sich auf die Disposition der Satire bezieht, nicht beipflichten; denn diese scheint uns ziemlich klar zu sein. Zuerst betrachtet die Dummheit den Nutzen, welchen sie den Menschen im allgemeinen gewährt, und betont dann die Vorteile, die ihr jeder einzelne Stand zu verdanken hat. Unter die Verdienste, welche sie sich um die Menschen im allgemeinen erwirbt, rechnet sie die Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit. Nun zeigt sie die Vorteile, welche sie jedem einzelnen Stande zukommen läßt. Mit den Weibern fühlt sie sich durch die Schönheit eng verbunden. Sie rechnet alles her, was diese sowohl durch ihre eigene Dummheit, als auch durch die der Männer gewinnen. Daran schließt sich die Satire auf die Fürsten, welche neben dem Weibe die Welt beherrschen. Dabei werden zuerst die Vorteile besprochen, welche die Dummheit dem Fürsten selbst, dann die, welche ein dummer Fürst andern verschafft. In des Fürsten unmittelbarer Umgebung stehen die Höflinge; daher wendet sich gegen sie die folgende Satire. Dann geht es über die Edelleute, Stutzer und Gelehrten her, unter welchen wieder Theologen, Juristen, Ärzte, Philosophen, Poeten und Philologen besonders gegeißelt werden. Die letzte Satire ist denjenigen gewidmet,

[9]) F. 13[a]; veröff. von Nerrlich: Im neuen Reich, 1880, II, 588, und von Müller: Nord und Süd, Juli—August 1899; 2 *H*; die eine mit Notizen Vogels; die andre, wohl erst im April angefertigte Reinschrift, liegt unsrer Besprechung zugrunde.

deren Dummheit ein Doktorhut krönt. Zum Schluß weist die Heldin des Gedichtes nochmals darauf hin, daß sie offenbar denen am meisten nütze, welche befehlen und denjenigen weniger, welche gehorchen, daß der geringere Dumme mit ihren Gaben das Glück desjenigen fördere, welcher sich durch eben dieselben über ihn emporgehoben habe. Sie betrachtet noch einmal in Kürze den Nutzen, welche die Oberen aus der Dummheit des Volkes ziehen, und fordert endlich alle Stände auf, sich der Dummheit wie ihrer eigenen anzunehmen, unter den „Reformatoren der Weisheit“ die „Reformatoren der Dummheit“ zu sein.

Die Anlage des Ganzen zeigt bereits zur Genüge, daß für Jean Pauls Satire Erasmus' Encomium moriae Vorbild war. Erasmus wird in dem Brief an Vogel vom 8. März ausdrücklich als der Schriftsteller bezeichnet, welcher den Dichter zu seinem Werk anregte. In einem seiner Lobrede vorausgeschickten Vorwort spricht sich Richter über seine Stellung zu dem Humanisten noch deutlicher aus. „Man verwechsle,“ sagt da die Dummheit, „meine Lobrede auf mich nicht mit Erasmus' Lobrede auf die Narheit. Denn die Narheit ist von mir genau unterschieden und wird erst durch die Vermischung der Weisheit mit mir gezeugt, wie der Maulesel durch die Vereinigung des Pferdes mit dem Esel. Daher liebt ein Dummer einen Dummen mer, als einen Narren. Übrigens würd' ich ienes Buchs, das lateinisch und sogar nicht einmal in diesem Jahrhundert geschrieben ist, nicht gedacht haben, wenn es nicht durch neue Übersezzung unter Gelerte und Ungelerte gekommen wäre.“ 1780 ist eine mit den alten Holbeinschen Figuren ausgestattete Übersetzung des Encomium von Wilh. Gottlieb Becker zu Basel erschienen. Zweifellos hat sie Jean Paul benützt. Eine so strenge Unterscheidung zwischen Narren und Dummen, wie sie unserm Dichter geläufig ist, war dem 16. Jahrhundert noch fremd. Auch im „Lob der Narrheit“ nimmt diese manches für sich in Anspruch, was eigentlich nur Zeichen der Dummheit ist. Immerhin muß es

verblüffen, daß sich Richter bei seinen starren Prinzipien in bezug auf stofflichen Gehalt aufs engste an sein Vorbild anschließt. Die Verdienste, deren die Dummheit sich rühmt, sind vielfach genau dieselben wie die, deren die Narrheit sich rühmt, und in beiden Fällen werden dieselben Stände fast in derselben Weise verspottet. Nur beobachtet Jean Paul dabei eine ganz bestimmte Reihenfolge, welche er durch seine Heldin begründen läßt: „Die Rangordnung übt nirgends größere Rechte aus als im Reiche der Dummen. Ich werde mich daher als Königin vorzüglich hüten, sie zu verlezzen.“ Aus diesem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis ergeben sich Differenzen, die der Dichter oft nur mühsam ausgleichen kann. Er hat oft seine liebe Not, einen Stand in das Reich der Dummheit zu verbannen, welcher nach dem der Narrheit gravitiert. So bemerkt die Dummheit im Anfang der Satire auf die Stutzer nachdrücklich: „Auch die Stuzzer sollen etwas weniges zu meinem Lobe beitragen. Zwar weis ich, daß sie Narren sind und also nicht in mein Gebiete gehören; aber ich weis auch, daß sie zu ser Narren sind, um nicht Dumme zu sein.“ Sie spricht an anderer Stelle von einer ihr unterworfenen Dichterklasse, welche, sobald sie die poetische Krankheit bekommt, unvermögend sei, „die Konvulsionen ihrer Narheit und die gewaltsamen Bewegungen ihres Unsins zu bändigen.“ Und daß diejenigen Poeten, welche von Tränen leben wie der Fisch im Wasser auch ihre Günstlinge seien, folgert die Dummheit recht bedenklich aus der angeblichen Tatsache, daß nur die kleinen, die schönen und die alten Kinder am leichtesten weinten, somit nur die, welche zugleich die geringste Vernunft hätten.

Der Einfluß des Encomium moriae auf das Lob der Dummheit läßt sich selbst in einzelnen Motiven verfolgen. Erasmus führt die Narrheit, Jean Paul die Dummheit redend ein. Bei jenem preist sich die Narrheit, bei diesem die Dummheit als Wohltäterin des Menschengeschlechts.

Dort rühmt sich die Narrheit, hier die Dummheit ihrer Verehrer. Wie Erasmus seine Heldin darauf verweisen läßt, daß sie den Körper vor den zerstörenden Wirkungen geistiger Arbeit bewahre, so auch Jean Paul die seinige darauf, daß sie den Körper stärke. Er kontrastiert den kranken Weisen mit dem gesunden Dummkopf bei dieser Gelegenheit ebenso wie Erasmus den vertrockneten kranken Gelehrten mit dem feisten Narren.[10]) Der Humanist spricht vom Glück derjenigen Tiere, welche, ohne sich um den Menschen zu kümmern, frei in der Natur leben (135 ff). Auch unser Dichter weist auf die Gesundheit der Tiere hin, welche daher rühre, daß sie noch weniger dächten als der Mensch. Erasmus sagt, daß jedesmal ein Esel oder ein Ochs eine Ehrenstelle oder eine Pfarrpfründe eher erhalten werde, als ein Weiser (329). Bei Jean Paul beruft sich die Dummheit auf die Erfahrung, daß durch sie die meisten Ämter erworben werden. Wie in dem einen Fall die Narrheit das Lob der Tapferkeit, des Fleißes und der Klugheit für sich beansprucht (105), so erklärt im andern die Dummheit, daß alles der Weisheit gespendete Lob eigentlich ihr gehöre. Wie dort die Eigenliebe für eine treue Gefährtin der Narrheit bei allen Ständen ausgegeben wird (78), so brüstet sich auch hier die Dummheit mit dem Stolz als einer ihrer größten und beneidenswertesten Gaben für alle Stände. Beide Dichter verlachen die Schwärmerei der Verliebten. Der eine behauptet, daß sich die Weiber nur durch Narrheit die Gunst der Männer erwerben (60), der andre schreibt nur der Dummheit den Sieg der Schönen über das starke Geschlecht zu. Bei jenem rühmt sich die Narrheit, daß sie die Ehegatten gegen die Betrügereien der Ehefrauen ganz blind mache (72), bei diesem erklärt die Dummheit, daß nur mit ihrer Hilfe den Männern die ehebrecherischen Absichten ihrer Weiber entgingen. Bei

[10]) Lob der Narrheit; aus dem Lateinischen des Erasmus von Rotterdam von Wilhelm Gottlieb Becker. Basel 1780. S. 38 f.

Erasmus wendet sich die Narrheit in einer direkten Ansprache an die Damen und fordert sie zur Dankbarkeit gegen sich auf, da sie ihnen durch die Schönheit die Herrschaft über den Mann gebe (58 f.). Bei Jean Paul spricht die Dummheit zu den Frauen: „Ich verdiene von euch nocb mer Vererung als eure Schuzgöttin; diese giebt euch Schönheit, ich gebe eurer Schönheit ihre größte Wirkung; diese hat euch zum Weib des Mannes, ich hab' euch zur Beherrscherin desselben gemacht. Und solt' ich nun nicht von euch erwarten dürfen, daß ihr, als neue Amazonen, meine Herschaft durch dieienige vermert, die ihr mir zu danken habt?"

Erasmus urteilt über das Weib sehr verächtlich. Es ist nach ihm ein närrisches, aber drolliges und anmutiges Ding und hat durch ihren häuslichen Umgang die finstre Gemütsart des Mannes aufzuhellen, seinen Ernst mit Narrheit zu würzen. „Läßt sich etwa," meint er, „ein Weib einfallen, die Philosophin zu spielen, so zeigt sie sich dadurch nur als eine doppelte Närrin: ist es damit nicht ebenso, als wenn man eine Gans wollte singen lehren?" (57 f.) Jean Paul meint, die Natur habe bei den Männern für den innern, bei den Weibern für den äußern Bau des Kopfes gesorgt und macht sich den Einwurf: „Aber giebt es nicht Gelerte des andern Geschlechts?" „Ich weis es nicht," widerlegt er sich selbst, „allein wenn es solche giebt, so könte man die Litanei mit einer neuen und nötigen Bitte verstärken: denn es ist gewis, daß die Dumheit auf dem Wege zur Weisheit am ersten die Narheit umarmt." Was die Satire auf die Fürsten betrifft, so wird in beiden Dichtungen das Unangenehme und Beschwerliche des Fürstenstandes betont. In dem einen Fall beansprucht die Narrheit, im andern die Dummheit das Verdienst, das Leben des Fürsten von diesen unangenehmen Verpflichtungen zu befreien. Hier wie dort wird auch die Bevorzugung von Schmeichlern und die Aussaugung der Untertanen gebrandmarkt. Jean Paul sagt, daß der Fürst wohl seinen Raub

mit seinen Ministern teile, aber nicht auch ihr Verbrechen; Erasmus meint, die Art und Weise des Aussaugens klinge so uneigennützig, daß es doch immer den Anschein der Billigkeit habe (298). Die Satire auf die Höflinge folgt in beiden Lobreden der auf die Fürsten. In beiden wird besonders auf das öde Einerlei des Hoflebens hingewiesen. Mit Erasmus teilt Jean Paul auch seinen bittern Haß gegen das Mönchswesen. Auch die Satire auf die Theologen hat in beiden Dichtungen eine gewisse Ähnlichkeit. Erasmus meint, diese Leute trügen die Nase gewaltig hoch und seien sehr leicht aufzubringen. Werde eine ihnen unliebsame Meinung nicht widerrufen, so fingen sie an zu verketzern. Denn das sei so der Bannstrahl, womit sie einen, dem sie nicht sonderlich hold seien, zu erschrecken pflegten (242 ff.). Jean Paul nennt schimpfen die beste Art des theologischen Kampfes. Erasmus fährt in seiner Charakteristik der Geistlichen folgendermaßen fort: „Da sie sich immer hinter eine große Schaar von Magistraldefinitionen, Conclusionen, Corolarien, expliciten und impliciten Propositionen verschanzen, so bleiben ihnen so viel Schlupfwinkel und Ausflüchte übrig, daß sie nicht einmal mit Vulkans Netzwerk gefangen werden könnten; immer würden sie sich mit Distinctionen herauswickeln, wodurch sie alle Knoten so leicht aufzulösen vermögen, daß sie selbst das Tenedische Schwert nicht besser zerhauen würde (244 ff.).“ Jean Paul sagt vom Theologen: „Er bedient sich hie und da der Philosophie, um besser das Vernünftige zu widerlegen, er sezt seine Wörter nach den syllogistischen Regeln zusammen und beweist endlich aus dem Sazze vom Widerspruch die Warheit widersprechender Dogmen; er teilt das Einfache durch das Messer der theologischen Distinkzion in unsichtbare Teile und weis die Richtigkeit einer falschen Unterscheidung durch eine neue zu erhärten.“ Beide Dichter verspotten die Schreibwut und Unwissenheit der Rechtsgelehrten, das unsinnige Gebaren der Philosophen, Erasmus rechnet die Poeten zu den Narren, Jean Paul zu

den Dummen. Betreffs der Philologen bemerkt ersterer, es gäbe bei ihnen ein Jubeln und Triumphieren und Lobpreisen, wenn sie etwa einen nicht oft vorkommenden Namen oder sonst ein ungewöhnliches und veraltetes Wort auf einer vermoderten Handschrift fänden (221). Letzterer meint, es interessiere die Philologen mehr der Ursprung eines alten Wortes als ihr eigener. Erasmus behauptet auch, es sei bei ihnen so, als wenn durch Krieg beigelegt werden müßte, wenn jemand ein Bindewort zu den Beiwörtern rechnet (223), Jean Paul, man verzeihe einem Gelehrten jede andre Sünde als eine gegen die heilige Grammatik und jede andre Dummheit als eine unlateinisch gegebene.

Auch seine Bekanntschaft mit Swift verrät unser Dichter bereits im „Lob der Dummheit“. Wie dieser alle Eroberungen und philosophischen Systeme durch ein Aufsteigen der Winde zum Gehirn verursacht glaubt, so sagt auch Jean Paul: „Die von unten aufgestiegnen Dünste erhellen durch ihre Entzündung das ganze Ideengebiete des Autors so ser, daß er lauter neue Warheiten sieht und dem Drange endlich weicht, sie im Drukke mitzuteilen.“ Swift erzählt im ersten Abschnitt seiner Satire „Von der mechanischen Erzeugung des Geistes“, daß Mohammed bei Anlaß eines Besuchs, den er dem Paradies abstatten wollte, verschiedne Fahrzeuge angeboten erhielt; er habe jedoch alle ausgeschlagen und seinen Esel gewählt. So seltsam dieser Entschluß des Mohammed auch scheinen mag, meint der Engländer satirisch, es sei ihm doch eine große Anzahl andächtiger Christen hierin nachgefolgt.[11]) Im „Lob der Dummheit“ rühmt sich diese, daß sie den Menschen heilig mache: „Und mir blos hat man dies zu danken, nur auf die Dumheit läst sich diese Heiligkeit pfropfen, und nur durch mich traben diese Heiligen in den Himmel, wie Muhamed auf seinem Esel in's Paradies.“

---

[11]) Satyrische und ernsthafte Schriften von Dr. Jonathan Swift, Hamburg u. Leipzig 1758, 3, 320.

Die Auffassung der Dummheit als Königin, welche über ein weites Reich waltet, ist auch die Popes in seiner Dunciade. Dieser beginnt seine Dichtung mit einem epischen Anruf:

> **The Mighty Mother, and her Son, who brings**
> **The Smithfield Muses to the ear of Kings**
> **I sing. Say you, her instruments the Great!**
> **Call'd to this work by Dulness, Jove, and Fate:**
> **You, by whose care, in vain decry'd and curst,**
> **Still Dunce the second reigns like Dunce the first.**[12])

So wendet sich auch die Dummheit in Jean Pauls Satire mit ihrer Bitte um Begeisterung nicht an die Musen, sondern an die „geerten und mächtigen Dumköpfe von A bis Z herab“.

Nerrlich, dem es Jean Pauls Jugendsatiren wegen ihrer Spitzen gegen die Philologen nun einmal angetan hatten, ist auch zu einer recht günstigen Ansicht über das „Lob der Dummheit“ gelangt, ohne bei seiner Beurteilung einen historischen Standpunkt zu vertreten. Wir müssen, um den Erstlingswerken unsres Dichters gerecht zu werden, entschieden einen solchen einnehmen. Wir schreiben eben heute kaum mehr Satiren auf schlechte Ärzte oder geputzte Gigerln. Für derartige Dinge haben wir höchstens noch ein Couplet. Auch beugen wir uns heute der Mode ohne nationale Aufregung darüber, daß sie etwa von Paris oder London aus diktiert wurde. Eine Satire hingegen auf das Bestreben der Damenwelt, sich den herrschenden Modeverhältnissen anzupassen, kann nach unsern heutigen Begriffen nur durch eine Gegensatire entsprechend gezüchtigt werden. Allein die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts fanden Zeit für die Behandlung solcher Stoffe, freilich auch schon die des 17. Jahrhunderts, auch Erasmus schon. Jean Pauls „Lob der Dummheit“ hätte wohl schon seiner Zeit veraltet erscheinen müssen; denn es bedeutet seinem stofflichen Gehalt nach kaum einen Fortschritt über Erasmus, keinesfalls

[12]) **Works a. a. O.; Poetry IV, 99 ff.**

aber einen über Rabener hinaus. Sehr selten erinnert uns der Dichter durch eine Anspielung an das vorletzte Dezennium des 18. Jahrhunderts. Der größte Teil des Werkes könnte fast ebensogut auf die Tage des niederländischen Humanisten geschrieben sein. Nur in der Satire auf die Poeten verrät sich einigermaßen moderner Geist. Wenn hier Jean Paul bei der Charakteristik eines unbegabten Dichters bemerkt, ein solcher sei in Rücksicht der drei Einheiten des Schauspiels völlig orthodox und der Verfall der poetischen Dreieinigkeit presse ihm herbere Klagen aus als einen andern der Verfall der theologischen, so spricht wohl der Schüler Lessings aus ihm. Wenn er an anderer Stelle über die „neuliche Tränensündflut“ Deutschlands spottet, denkt man an die Wertherperiode. Im übrigen aber wird die Dichtung fast durchweg von einer Weltanschauung genährt, die eben nur aus Büchern und nicht aus dem Leben geschöpft war. Vielleicht hatte sich der Student im Eselsheim der Leipziger Universität traurige Erfahrungen vom Gelehrtenstand genug gesammelt, um über ihn ein berechtigtes bittres Wort zu sprechen, aber sicher hatte er seine Kenntnis des weiblichen Herzens und Geistes bisher nur im Gänsestall zu Hof erworben. Sehr unbedacht überträgt Richter das geringschätzige Urteil des Erasmus über die geistigen Fähigkeiten des Weibes auf eine Zeit, da doch Gottscheds Bemühungen, die Bildung der deutschen Frau zu heben, schon wieder Dezennien zurücklagen, da wir schon fast in dem Kreise der Romantiker stehen, wo die Frau als geistige Rivalin des Mannes stark in den Vordergrund tritt.

Das Originellste an Jean Pauls Erstlingssatire bleibt immer der Stil. Erasmus hat sich im Encomium der Ironie bedient, hat sie aber nicht durchweg beibehalten. Häufig läßt er sich von seinem Unmut mit fortreißen, wird pathetisch und scheint statt eines ironischen Lobes der Narrheit einen ganz ernstgemeinten Tadel über sie zu schreiben. Auch Jean Paul wendet eine ironische Einkleidung an;

doch auch er besitzt in seinem Spotte nicht die überlegene Ruhe, welche durch Lebenserfahrungen und Lebensenttäuschungen erworben wird. Immer wieder zerreißt sein jugendlicher Unwille und seine jugendliche Keckheit das Gewand der Ironie. Er muß einigemal seine Heldin sich ihres anzüglichen Tones wegen entschuldigen lassen: „Ich rede menschlicherweise," unterbricht sich die Dummheit an einer Stelle und an einer anderen fügt sie hinzu: „Man glaube aber nicht, daß ich meine geliebten Dumköpfe tadle, wenn ich von ihnen in der Sprache rede, in der man sie gemeiniglich tadelt. Denn ich mus ia menschlicherweise reden."

Wenn wir auch die Anlage der Dichtung im ganzen nicht gerade unklar fanden, so läßt doch in ihren einzelnen Teilen die Komposition viel zu wünschen übrig. Ein Hauptfehler, der dem witzigen Tone der Satire sehr schadet, ist Jean Pauls Weitschweifigkeit.

Gleich im Anfang schiebt er nach der zutreffenden Kontrastierung des kranken Weisen mit dem gesunden Dummkopf eine langatmige, durch theologische Lektüre stark gefärbte Erörterung ein, ob die verführende Schlange des Paradieses nicht dieselbe war, welche später das Bild der Pallas auf der Akropolis beschützte, und der Apfel vom Baum der Erkenntnis nicht das Denken war, „zu welchem die Menschen durch den Apollo oder Asmodi, durch die Musen oder Teufel — welches im Grunde einerlei ist, sind verfürt worden". Am unglücklichsten scheint uns der Aufbau der Satire auf die Weiber zu sein. Hier dreht sich der Dichter wie im Kreise, da er immer etwas Neues vorbringen will und unvermerkt eigentlich immer nur wieder die alten Saiten anschlägt.

Im unwiderstehlichen Drang, seinen Witz bis auf die letzte schale Neige auszuschenken, läßt sich Jean Paul häufig in eine Detaillierung ein, die jede Übersicht zerstören muß. Ein Beispiel, vielleicht durch Pope angeregt, sei hier angeführt. Pope nennt in der zweiten versifizierten

Satire des John Donne die Dichtkunst „a crying sin", aber erbarmt sich doch der armen Poeten und zählt auf:

Here a lean bard, whose wit could never give
Himself a dinner, makes an actor live:
— — — — — — — — — — —
One sings the fair; but songs no longer move:
No rat is rhymed to death, nor maid to love.
— — — — — — — — — — —
These write to Lords, some mean reward to get,
As needy beggars sing at doors for meat.
Those write because all write, and so have still
Excuse for writing, and for writing ill.[13])

Jean Paul gibt folgende Motive für das Bücherschreiben an: „Einige schreiben, weil sie zu ieder andern Arbeit als dem Bücherschreiben verdorben sind und zu wenig wissen, um iemand anders als das ganze Publikum unterrichten zu können — andre, weil sie das drukken wollen lassen, was zwar unter dem Namen des Verfassers, aber noch nicht unter ihrem eignen Namen gedrukt ist, und weil sie lieber aus den Büchern als aus den Kästen des andern ihren Unterhalt mausen wollen — einige schreiben, um zu beweisen, daß sie iung sind und eine frühzeitige Schande klüglich einem späten Rume vorziehen — andre, weil sie ihre Feder so wenig als ihre Krükke entberen können und die Menge ihrer Jare durch die Menge ihrer Schriften beweisen wollen, durch Schriften, die an ihnen, wie die Schwämme an faulen Bäumen, herauswachsen und die, gleich den zulezt ausgebrüteten Jungen des Zaunkönigs, noch schwächer als ihre Väter sind — einige schreiben, weil sie vermöge ihrer Amtspflicht alle halbe Jar ein Pasquil auf sich in lateinischen Worten verfertigen müssen — andre, weil sie sich durch das Schreiben alles Unrats ihrer Sele entledigen wollen, um von den Besichtigern der geistigen Exkremente den Zustand ihrer Krankheit zu erfaren — einige schreiben, um zu beweisen, daß sie Weiber, höchstens

[13]) Works a. a. O.; Poetry III, 428; die Stelle findet sich auch in einem Exzerptenbuch aus der Leipziger Zeit (F. 4[b]) verzeichnet.

Hermaphroditen sind und durch ihr Singen (bekantlich lieben die Schönen die Verse) darzutun, daß die schönsten Vögel nicht am schönsten singen — andre schreiben, um von aller Geistesarbeit auszuruhen, oder um sich von einer Krankheit zu erholen oder um einen Rausch zu — verschreiben, oder um müßig zu sein und müßige zu machen.“ Und diese Jagd nach möglichst reicher Ausbeutung eines Gedankens charakterisiert den Stil des ganzen Werkes. Wenn Jean Paul in einer Fußnote erklärt: „Ein Buch, das wolklingend und verständlich geschrieben ist, ist schwerlich eine Dogmatik — ein Buch, das vernünftig geschrieben ist, ist sicherlich keine Dogmatik, ein Buch, das übelklingend, unverständlich und unvernünftig geschrieben ist, ia das ist unfelbar eine Dogmatik“, so definiert er sie zweifellos glücklicher, als wenn er sie im Text mit einer sinesischen Mauer oder mit einem „verschlungenen und verwirrten Gewebe“ vergleicht, das sich über die ganze Religion ausbreitet, oder wenn er sie ein aus Worten errichtetes Gebäude nennt, in dem heidnischer Unsinn den Eckstein bildet und einen von Mönchshänden gemachten Tempel, in dem man die Dummheit verehrt. Es hätte auch genügt, wenn der Dichter die Predigt als ein Ding definiert hätte, welches sehr leicht im Schlafe gemacht, aber schwer ohne Schlaf angehört werden kann und das nur der liest, welcher es tadeln oder seine Sünden durch die Langweile büßen will. So aber nennt er sie auch noch „ein Ding, in welchem weder Wärme noch Licht ist, und in welchem schlechte Gedanken in schlechter Sprache gesagt werden; ein Ding, welches eben soviel Geheimnisse als Hebraismen enthält, die beide vom Prediger one Verstand vorgebracht und vom Zuhörer one Verstand gehört werden; und endlich ein Ding, welches Einen Gedanken so weit ausdenet, wie die Nürnberger ein Pfund Messing, und mit Einem in Worten aufgelösten Gedanken einen Raum von acht Seiten anfült, so wie man mit Einem in Wasser aufgelösten Gran Karmin eine acht Ellen lange und hohe Wand befärben kan“. Er scheint

sich demnach diese Definition aus seiner eignen Schrift abgeleitet zu haben.

Jean Paul hat später an seinen „Grönländischen Prozessen“ getadelt, daß sie ebenso mit Gleichnissen überladen seien, wie das Lob der Dummheit mit Antithesen. Die Neigung zu einer möglichst pointierten und mit Antithesen gewürzten Darstellung fanden wir schon in den kleineren Aufsätzen. Es könnte diese stilistische Eigenart auch in der Lobrede den kecken Wagemut des jungen Satirikers nur noch fühlbarer machen, wenn darin maßgehalten würde. Aber schon jetzt verrät sich im Dichter der unverbesserliche Verschwender seiner geistigen Reichtümer. Was bei sparsamer Verteilung erquickte, quält bei unkünstlerischer Vergeudung. Die zahllosen Komparativsätze mit stereotyper Verkürzung des Nebensatzes, in die Jean Paul mit Vorliebe seine Antithesen zwängt, wirken im Verein mit beängstigenden Periodenungeheuern höchst eintönig und ermüdend. Vergleiche mögen ja in den „Prozessen“ noch häufiger vorkommen, aber auch schon im „Lob der Dummheit“ übersteigt ihre Zahl die Grenze des Erträglichen und nicht selten folgen ihrer zwei oder drei unmittelbar aufeinander. Wenige sind glücklich gewählt und dienen zur Veranschaulichung des Verglichenen, viele sind gesucht und werden nur äußerlich als Beweise einer zügellosen Massenlektüre angekettet.

d) Die „Grönländischen Prozesse“.[1])

Der dornenvolle Weg der Schriftstellerei war nun einmal betreten, und die Not zwang Jean Paul darauf rüstig vorwärts zu schreiten. Eine Reihe von Einzelstudien aus dieser Zeit, im Nachlaß unter den Schlagworten „Ironien“

[1]) Dieser Titel sowohl wie das Voltaire entnommene Motto „J'ai bien peur que notre petit globe terraquée [!] ne soit les petites maisons de l'univers“ stehen zum Inhalt in keiner Beziehung. Der Titel erklärt sich aus einer Gewohnheit der Grönländer, ihre Streitigkeiten durch Satirisieren abzumachen, über das Motto vgl. WW. 63, 225.

und „Satiren“ zusammengefaßt, leiten uns zu den „Grönländischen Prozessen“ hinüber. Als der Dichter den ersten Band derselben an Pfarrer Vogel sandte, glaubte dieser die Quelle für das neue Werk im „Lob der Dummheit“ suchen zu müssen. Tatsächlich sind auch die Prozesse mehr oder weniger nur eine erweiterte Neubearbeitung von Richters erstem satirischen Versuch. Aber ihre Stellung zur Lobrede einerseits und zu den späteren Teufelspapieren andererseits wird durch einen überwiegenden Einfluß Swifts scharf charakterisiert. In Leipzig hat Jean Paul den großen Satiriker zunächst in der 1756 ff. erschienenen deutschen Übersetzung kennen gelernt;[2]) als er im Studium des Englischen etwas weiter fortgeschritten war, wird er auch einzelne Werke Swifts im Original gelesen haben. Große Menschen erhalten oft von einer Stunde die Weihe für ihr ganzes Leben. Was für den jungen Hannibal der Augenblick bedeutete, da er seinem Vater zuliebe den Römern ewige Fehde schwor: das etwa bedeuteten für die Kunst unseres Dichters jene Tage, da er zum erstenmal in die Seele Swifts geblickt. Er hat von ihm gelernt, die Welt dort zu erfassen, wo sie vor höhern Gewalten in tiefster Ohnmacht hilflos daniederliegt, sie so zu schildern, wie sie sich zeigt, wenn sie die Glasur des äußern Scheins verloren hat. Er sieht in dem unglückseligen Iren nicht den Liebeleeren, der grundlos den Menschen haßt, er fühlt sehr wohl, daß man viel unter dem Leben gelitten haben müsse, um ihm so gram sein zu können wie Jonathan Swift. Jean Paul ringt mit dem Verfasser des Gulliver um die Palme des Narrentums, Swifts Seele ist nicht transzendent für ihn, sie erscheint ihm nur wie eine gespenstische Ruine, die da aus tiefer Wildnis hineinragt in die geräuschvollen Täler des Weltgetriebes.

Wo Jean Paul in seinen Jugendarbeiten sein Vorbild nachahmt, tut er es freilich zunächst nur in formeller Absicht; der Däumling zieht die Siebenmeilenstiefeln des Riesen an.

[2]) F. 1^b: Undatiertes Exzerptenheft aus der Leipziger Zeit.

Wenn wir ferner von dem Einfluß des Engländers auf die grönl. Prozesse sprechen, so sind darunter vor allem Einwirkungen des „Märchens von der Tonne“ gemeint. Dieses fiel mit seinen beißenden Digressionen über Theologen und Kritiker eben eher in den Ideenkreis unseres jugendlichen Satirikers als der mehr große politische und allgemein menschliche Verhältnisse geißelnde Gulliver. Auch finden sich Reminiszenzen Jean Pauls an sein Vorbild im zweiten Teil der Skizzen weniger häufig als im ersten. In diesem aber lehnt er sich zuweilen fast wörtlich an Swift an. Dieser erklärt (3, 53 f.), daß er seine Einbildungskraft bei Abfassung seines Buchs oft durch Hunger verschärft habe, daß sein ganzes Werk unter langem Gebrauch von Arzneien und bei großem Geldmangel entstanden sei. Jean Paul zählt als Ursache der Autorschaft auch den Hunger auf und leitet aus dem leeren Magen physiologisch den Ursprung seiner Schriften her (Sk. 7). Auch erweist er die Bedeutung von Krankheiten als Ursachen für die Entstehung von Werken (Sk. 34). — Swift sagt (3, 176), die Neueren könnten sich auf die Unendlichkeit der Materie nicht verlassen; sie müßten ihre letzte Zuflucht zu großen Registern und kleinen Kompendien nehmen, sich Exzerpte anfertigen, Kritiker, Kommentatoren und Lexika nachschlagen. Auch gibt er (3, 172) als beste Methode, mit Büchern heutzutage umzugehen, die an, entweder Titel recht auswendig zu lernen, oder das Register durchzulesen, durch welches das ganze Buch regiert werde, wie der Fisch durch den Schwanz. Jean Jaul findet unter den zeitgenössischen Skribenten solche, welche ihre Unwissenheit mit Diktionären „den Registern der Gelehrsamkeit“ füttern —, „ebenso fieng“ bemerkt er weiter, „eine Klapperschlange eine Wasserraze bei dem Schwanz zu fressen an“ (Sk. 71). — Im Märchen widmet Swift ironisch eine Ausschweifung dem Lobe der Ausschweifungen der Neueren, wodurch diese ihre Erfindungsgabe verdeckten. Jean Paul sagt Sk. 115: „Denn nur scharfsinnige Autoren verdekken

hinter immerwährende Digressionen ihre Unbekanntschaft mit der Materie. — Swift verweist alle Eroberungen, alle philosophischen Systeme unter das Kapitel „Tollheit“ und erklärt sie nur durch das Aufsteigen der Winde zum Gehirn (3, 191 ff.). Jean Paul meint, daß das ganze Ideengewebe eines Autors durch die von unten aufgestiegenen Dünste erhellt werde (Sk. 1, 7), und bemerkt (Sk. 1, 123) über die Tätigkeit des Kritikers: „... sehr oft tadeln die Winde des Unterleibs, was die Winde der Lunge (die Schnupfen) loben, der Geschmak einer Krankeit widerspricht dem Geschmak der andern, und die Dünste des Weins weisen die Dünste des Kaffees zu rechte.“ — Swift findet, daß es einem Menschen alle guten Eigenschaften seines Gemüts gekostet haben müsse, ehe er ein echter Kritiker werden könne (3, 121). Jean Paul empfiehlt einem jungen Rezensenten „gegen dessen Vervolkommung sich noch einige angebohrne Güte stemt und dessen Blut noch im Bette der Scham läuft“, sich an mittelmäßige Schriftsteller zu halten (Sk. 1, 125 f.). — Swift sagt, daß die Quintessenz des Elenden, welches die Kritiker anmerkten, in ihre eignen Schriften herabdestilliere (3, 112). Jean Paul vergleicht die Kritiker mit Löschpapier, welches vom bessern Schreibpapier die Dintenklekse aufsauge, mit Putzscheren, die durch Schnäuzen der Dochte selbst schwarz würden (Sk. 1, 127). — Swift hält den Gebrauch von Vorreden als Küchenzettel für schädlich und erklärt: „Ich habe es nemlich jederzeit für eine sehr große Unbesonnenheit gehalten, wenn ich gesehen, daß diejenigen, welche Misgeburten und anders dergleichen für Geld sehen lassen, dieselben in einem großen und nach dem Leben gemaleten Bildnis vor die Thüre hinaus hängen. Dieses hat mir wirklich manchen Dreier erspart. Denn dadurch ward meine Neugierigkeit völlig gestillet, und ich gieng niemals hinein, der Kerl mochte mir noch so beweglich zureden und schreien, Herr auf mein Wort, es wird gleich angehen“ (3, 155 f.). Jean Paul hält es für gefährlich, die „geistreichen“ Porträts der Verfasser aufs Titelblatt zu

setzen: „so entzieht oft," fügt er hinzu, „das ausgehängte Bild einer Misgeburt die Neugier der Zuschauer der Betrachtung des Originals" (Sk. 1, 138). —

Wie im „Lob der Dummheit", haben wir auch in den Prozessen eine ironische Einkleidung. Der Dichter gibt, um doch gleich dem Gelehrtenstand wieder einen Hieb zu versetzen, in einer Anmerkung vor, der Verfasser der Satire sei der verstorbene Famulus eines berühmten Professors gewesen, weshalb er auch nichts gelernt hätte. Doch würde er trotzdem beifällig aufgenommene Kollegien gelesen haben, wenn er nur Geld für die Erwerbung eines lateinischen M oder D zur Zierde seines Namens gehabt hätte. Der Autor erzählt nun selbst, wie er aus Hunger so lange geschriftstellert, bis die Gicht seine Finger verkrüppelte und ihn der Unsterblichkeit beraubte. Obgleich das Leiden noch nicht vollständig behoben sei, habe er doch beschlossen, mit Anstrengung aller Kräfte noch einmal seine „verloschenen Gedanken zu einem Buche" anzufachen. Da er selbst nicht mehr schreiben kann, beabsichtigt er, andern eine Anleitung dazu zu geben. Er stellt sich also ein Programm zusammen, an das er sich dabei halten will. Zuerst erläutert er die Ursachen der Autorschaft und führt als solche an: den Hunger, die Ruhmsucht, die Begierde, andern die Ehre zu stehlen, die Trunkenheit, die Sonnen- und Ofenhitze, Krankheiten, allerhand menschliche Bedürfnisse, Wahrheitsliebe, jugendliche Unreife und last, not least die Liebe. Sogar das Alter eigne sich noch für die Autorschaft; denn es besitze die einem Schriftsteller notwendigsten Eigenschaften: Schwäche und Stolz; auch falle es einem, der lang geschrieben hat, herzlich schwer, auf einmal damit aufzuhören. So ergibt sich der Rat, viel zu schreiben, vom Aufgang des Lebens bis zum Untergang. Noch bleibt die Frage zu beantworten: wie schreibt man viel? Die Antwort lautet: wenn man alten Gedanken den Schein der Neuheit gibt, alle zufälligen Ideen sorgfältig bucht, vor allem aber stiehlt und wenig an seinen Schriften

sowohl selbst verbessert, als auch andre daran verbessern läßt. Demnach empfiehlt sich als erste Tugend für den Skribenten der Stolz. Dieser aber wird wieder durch seine Unwissenheit gerechtfertigt. Das Alpha und Omega der Schriftstellerei ist die Nachahmung. Um sie zu geißeln, läßt Jean Paul die Literatur seiner Zeit Revue passieren, wobei Roman und Tragödie am schlimmsten wegkommen. Nachdem auch die Rezensenten ihren Lohn empfangen haben, werden am Schluß der Satire noch einige „Kleinigkeiten“ vorgenommen: die Titel, welche stets versprechen, was das Stück nicht hält, die Mottos, die zum Inhalt gewöhnlich in keiner Beziehung stehn, die übliche Verschwendung in Gedankenstrichen, Frage- und Ausrufungszeichen, endlich die künstlerische Ausstattung der Bücher, die gewöhnlich deren geistige Leere ersetzen soll.

Wir haben es sonach mit einem Feldzug gegen die elenden Skribenten zu tun, der uns stark an Liscows Taten erinnert. Doch kann von einem Einfluß des niederdeutschen Satirikers auf den ersten Teil der Skizzen nicht gesprochen werden, da Jean Paul während der Arbeit am zweiten Teil an Oerthel schreibt: „Liskow ist ein herrlicher Satyriker, er übertrifft Rabener und erreicht Swift; von ihm hab' ich eine bessere Ironie gelernt, die ich meinen nun gedruckten und meinen schon abgeschriebenen Sachen geben zu können gewünscht hätte.“ [3])

Die erste Satire der Sammlung übertrifft allein das „Lob der Dummheit“ an Umfang. Auch dieses beschäftigte sich mit den Poeten und wies in diesem Teil die meisten Anklänge an Jean Pauls Zeit auf. Wir finden auch bei der Satire auf die Schriftsteller diesen Vorzug wieder, und er soll uns ein Maßstab für ihre Bewertung sein. Die Skizzen bedeuten gegenüber dem „Lob der Dummheit“ sicher einen Fortschritt. Trotz fremder Elemente, durch die sie gespeist wurden, schließen sie sich durchaus nicht

---

[3]) Wahrh. 3, 366.

so eng an ein Vorbild an wie die frühere Dichtung, bekunden auch weit mehr originellen Witz als diese, eine reichere Erfindungsgabe und vor allem eine bei Richter noch nicht beobachtete Sprachgewalt. Immerhin hieße es die größten Meister der Satire völlig verkennen, wollte man, wie dies geschah, behaupten, Jean Paul könnte mit seinen Jugendwerken ohne Erröten auf die hervorragendsten seiner Vorgänger zurückblicken. Der hat die Unendlichkeit, welche Swift in sich trug, nie geahnt, der meinte, dieser überträfe den jugendlichen Anfänger insofern, als sein künstlerisches Gestaltungsvermögen bedeutender sei und seine Angriffe mehr die konkreten Verhältnisse im Auge hätten. Als Kunstwerke zählen Jean Pauls Jugendschriften in der Literatur überhaupt nicht mit, nur als Zeugnisse seiner fortschreitenden geistigen Reife sind sie uns interessant, als Pegelmarken für das allmähliche Anwachsen seiner Weltkenntnis, die anfangs noch unter dem Niveau seiner Zeit stand, bald aber sich kühn darüber erhob. Bis jetzt wurde Richter durch sein Selbststudium abseits der Wege geführt, welche rings um ihn die junge Generation rüstig schritt. Hatte doch eben Schiller mit seinen „Räubern“ wieder einen zündenden Funken in das deutsche Gemütsleben geschlagen! Jean Paul liest Erasmus, Rousseau, Voltaire, Pope, Young, Swift, preist die Vorzüge jedes einzelnen, hat aber für die Literatur seiner Muttersprache kein Wort der Anerkennung. Besonders merkwürdig ist seine plötzliche Begeisterung für die Alten, deren Schönheiten er erst jetzt richtig zu würdigen meint. Wo Jean Paul bisher auf die Dichtung des Sturms und Drangs zu sprechen kam, geschah es in der geringschätzigen Weise Lessings und Lichtenbergs. Die junge Generation war für ihn ein Narrenreich, und nur Goethe gestand er an einer Stelle zu, daß man ihn bei allen seinen Ausschweifungen doch noch lieber lese als seine kraftlosen Schreier. Denselben Standpunkt in der Beurteilung nimmt Richter auch noch in der Satire auf die Schriftsteller ein;

denn wie hätte er sich sonst in den Jahren eines jungen Goethe, Klinger, Lenz, Schiller und Maler Müller über die elenden Epigramme, anakreontischen Lieder und saftlosen Idyllen der veralteten Almanache ernstlich aufhalten können? Das hieß in die Zeiten eines Kästner, Gleim, Hagedorn und Geßner zurücktreten. Wir glauben Winckelmann zu hören, wenn der Satiriker aufrichtig beklagt, man verdanke der Sucht, die Neueren nachzuahmen, den Abscheu, die Alten nachzuahmen, und dabei ekstatisch ausruft: „Wie doch sonst das griechische Genie das deutsche in Fesseln leitete, die Musen des rauhern Norden bei den Musen des Paradieses des Geschmaks in die Schule giengen, und die alten Genies Natur den neuern lehrten! Da man hingegen iezt nach brittischen Pfeifen tanzt, die neuen Ketten zu Ordensketten wählt, und aus Liebe zur Natur die Simplizität verbant! Welcher Fortschritt; wie würdig in einer Lobrede auf die Deutschen zu stehen!“ (Sk. 1, 89 f.) So ist also das Glas geschliffen, durch welches Jean Paul die zeitgenössische Literatur betrachtet. Dann darf es uns freilich nicht wundern, wenn er in ihr nur ein Zerrbild sieht und auch nur ein solches von ihr entwirft. Er fühlt nicht, daß das allgemeine Keimen die Frühlingsauferstehung der deutschen Dichtung bedeutete, er hält alles Ringen des Sturms und Drangs nur für die Äußerungen einer ansteckenden Tollheit, ihn belustigen die Toren, welche bewiesen hätten, „daß das Genie nur mit dem Maule, höchstens auf einem Blatte pfeife, mitlerweile das Nichtgenie sich erst eine Flöte kaufe; daß das Genie blos den Finger in den Hals stekke, um zu vomiren, mitlerweile das Nichtgenie sich erst ein Vomitiv bei dem Batteux hole.“ Und mit diesem Auge durchmustert er das Drama und den Roman der Zeit. Er verfährt dabei sehr ungerecht, wenn er trotz der von Lenz und Wagner geschaffenen naturwahren Charaktere immer noch behauptet, die Helden der Schauspiele würden nur in schwarz und weiß gezeichnet. Die tatsächlichen Übergriffe der zeitgenössischen Dra-

matiker beutet er natürlich weidlich für seinen unbarmherzigen Spott aus und spricht nur von „Scharfrichtern der Melpomene“, denen nichts geläufiger sei wie das Hinrichten. Er kann sich in der Aufzählung der Todesarten, die ein Theatergenie für die Helden seines Stückes ersinnt, gar nicht genug tun. Jean Pauls Angriffe auf den Roman, der damals wirklich noch wenig hervorragende Vertreter gefunden hatte, lassen wir eher noch hingehn. Aber während er auch hier maßlos Hiebe verteilt, versetzt er sich einige aus Versehen selber. Es ist gewiß nichts Ungewöhnliches, daß Dichter in spätern Jahren auf frühere Epochen ihres Lebens mit Kälte zurücksehn und, um gleichsam die eigenen jugendlichen Verirrungen zu strafen, sich sehr abfällig über die anderer äußern. So lag in Goethes abstoßendem Verhalten gegen Schiller nur eine Verurteilung seiner eignen frühern Kunst, Schiller brach wiederum mit seiner verständnislosen Rezension von Bürgers Gedichten über seine eignen literarischen Jugendsünden den Stab, während Klinger mit seinem „Plimplamplasko“ eine Richtung verhöhnte, die ihn groß gemacht hatte. Aber seltsam ist es, wenn ein Dichter gleich in seinen Anfängen eine Manier ganz ungeschlacht verspottet, von der er dann sein ganzes Leben nicht mehr loskam. Und was tut Jean Paul anders, wenn er die Nachahmer Sternes zu den originellen Genies rechnet, „die ohne Regeln schlecht sind und ohne Pillen den Durchfal haben“ oder wenn er sich an anderer Stelle folgendermaßen vernehmen läßt: „Die besten Romane sind jezt diejenigen, worinnen die Fruchtbarkeit des Verfassers hundsartig jeden Winkel einer Materie beharnet, wo er wie ein Reife nur in krummen Linien läuft, wo er wie ein Hund beim Spaziergange seines Herrn bald rük- bald vorwärts springt, und wie mancher Hund mit seinem Schwanze, mit dem mühsam erreichten Ende des Buchs noch spielet, kurz wo jeder Theil nach der Trennung vom Ganzen, wie ein ausgerissenes Bein einer Spinne noch fortlebt“ (Sk. 1, 114). Man hat Liscow oft vorgeworfen, daß er

in die Bekämpfung elender Skribenten seine besten Kräfte eingesetzt habe. Aber Liscow hatte doch wenigstens ganz bestimmte Schreiber sich aufs Korn genommen, die in einer Zeit, da es wenig gute Schriftsteller gab, ein unverdientes Anseln besaßen. Richters Jugend fällt hingegen in das goldne Zeitalter unserer Literatur, und dennoch hat man bei seiner Satire auf die Schriftsteller das Gefühl, man stände im barbarischsten. Nur in der Verspottung des Almanachs der Belletristen, der auch Platner zu Leibe gerückt war, wählt er sich für seine Angriffe ein bestimmtes Ziel, alles Übrige ist nur ein unüberlegtes Poltern gegen das Schriftstellertum im allgemeinen. Wie will er uns dann von der Bosheit und Ungerechtigkeit der Kunstrichter überzeugen, wenn er zuvor den Anschein erweckt hat, allen poetischen Werken seiner Tage stünde das Los bevor, in die Gewürz- und Kramläden oder noch anders wohin wandern zu müssen, also ein Schicksal, welches die Skizzen selbst ereilte?

Das „Lob der Dummheit“ suchte die verschiedensten Standesklassen der Königin Dummheit untertan zu machen. Doch mußte der Dichter dabei bisweilen gewaltsam verfahren, da sich die eine oder andere gegen diese Botmäßigkeit sträubte. Die erste Satire der Skizzen sucht alle Schriftstellerei auf einige, wenige, meist äußerliche Ursachen zurückzuführen, und auch hier kann Jean Paul nicht ohne Willkür sein doktrinäres System durchführen. Es wird ihm nicht schwer, den Leser davon zu überzeugen, daß der Hunger oder die Hoffnung auf Unsterblichkeit dem Autor die Feder in die Hand drücken könne. Daß der Wein in poetische Begeisterung versetzen kann, läßt sich auch glauben. Es gelingt dem Dichter sogar, seine abstruse Behauptung, auch Krankheiten könnten Ursache für die Schriftstellerei sein, mit der witzigen Begründung zu bekräftigen, dem Kranken sei außer dem Schlaf das Bücherschreiben warm zu empfehlen, weil er sich von jeder geistigen Anstrengung möglichst zurückhalten müsse.

Wenn aber Jean Paul auch die Sonnen- oder Ofenhitze als Förderin der Dichtkunst hinstellen will, nützt ihm alle Motivierung nichts, er gerät in grauen Unsinn. Gerade dieser Überwitz, wollen wir sagen, führt ihn oft ins Bodenlose. Hat er einmal einen glücklichen Gedanken erfaßt, so spielt er mit ihm wie die Katze mit der Maus, bis er ihn zu Tode gehetzt hat. Es genügt ihm z. B. nicht, aus dem Wein die Entstehung eines poetischen Werkes herzuleiten, er geht bis auf die Spinnen, ja bis auf die Hintern der Spinnen als letzte Ursache zurück, „Denn eben diese beschüzen mit ihren Geweben die Trauben vor den gefräßigen Mükken und bewachen den Wein, den die Gönner an die Poeten verschenken“ (Sk. 1, 29). Es genügt ihm auch nicht, in einem Druck der Winde einen Grund für die schriftstellerische Betätigung zu finden, ein verschleimter Magen soll eine blühende Deklamation gegen Luxus, gesalznes Blut die Satire, ein übelabgelaufner Aderlaß die Elegie hervorrufen, ja sogar die Steine der Harnblase sollen schon das Gedeihen der Ruhmeslorbeeren bewirkt haben.

Wie in alle Werke Jean Pauls sind auch in diese Satire einige selbstbiographischen Züge geflochten worden. Es kam ihm sicher vom Herzen, wenn er die Schriftstellerei für Broterwerb ausgab; denn bei ihm waren die notwendigsten Lebensbedürfnisse tatsächlich der kräftigste Impuls dazu, und wenn er an einer Stelle sagt, ein junger Autor schreibe Bücher, um welche kaufen zu können, zitiert er wörtlich aus einem seiner Briefe an Vogel.

Mit Recht hat der Dichter das erste Stück seiner Skizzen das erträglichste genannt. Schon das zweite: „Über die Theologen“ fällt dagegen ab. Jean Paul bedient sich hier der Briefform, die seit Rabener nichts Seltenes mehr war. Ein Theologe benachrichtigt seinen Konfrater vom Tode eines Freigeistes, den er noch auf dem Sterbebette ganz bekehrt hätte, würde der Selige nur noch einige Minuten länger gelebt haben. Zwar lag der Ungläubige schon in den allerletzten Zügen, als er den

frommen Belehrungen endlich Gehör schenkte, doch verdunkle dies, meint der Briefschreiber, den Triumph seiner Dogmatik nicht: „Denn es ist ein großer Beweis für die Wahrheit des Christentums, wenn der, der Verstand besizt, dasselbe annimt, so bald er ihn verliert“ (Sk. 1, 146). Seinen leider doch nur halb errungenen Sieg will indes der Schlauberger zum Besten der Christenheit für ein ansehnliches Honorar in einem Buch als vollständig erfochten darstellen. Wir erfahren nun Näheres über die Abfassung und den Inhalt dieses bevorstehenden Geistesprodukts. Dem literarischen Raubwesen in theologischen Streitschriften und der unsinnigen Exegese der Orthodoxen wird übel mitgespielt. „Auf die Nachricht nämlich,“ erklärt das schreiblustige Pfäfflein, „daß iemand aus der Bibel eine Quintessenz von lehrreichen Fragezeichen distilliret habe, habe ich eben dasselbe mit den Ausruffungszeichen versucht, worauf die Samlung biblischer Kommate und Punkte folgen sol.“ Auch will er den Heterodoxen ihre Unart vorwerfen, daß sie die Sprache der Bibel in die heutige kleideten und sie verständlich auslegten. Von seinen Büchern kommt er auf seine Mitarbeiter im christlichen Weinberg zu sprechen und charakterisiert vorerst den Leithammel der Herde, den Superintendenten ausführlich. Man sollte kaum glauben, wie fest Richter noch an all dem theologischen Firlefanz klebt. Mit allen Fehlern, welche der Rationalist an dem Orthodoxen zu brandmarken pflegte, muß auch unser Seelenhirt am Pranger stehn. Er hängt am Überlieferten, ist scheinheilig, dumm, faul, gefräßig, unzüchtig, kurz alles, was eben der Heterodoxe nicht ist. Der a. d. B., die doch damals selbst für mittelmäßige Geister schon eine unverdauliche Kost war, wird immer noch ehrenvoll genug gedacht. Die Satire schließt eigentlich mit dem Anfang und dem Ende des „Lobes der Dummheit“. Große Partien sind von dort fast wörtlich herübergenommen; so die Erklärung für den Apfel Evas, die Gegenüberstellung des Denkers und

Nichtdenkers, endlich auch die Verspottung der großen Komödie des Doktorwerdens.

Etwas höher als die zweite steht die dritte Satire „Über den groben Ahnenstolz“. Sie ist mit gelungner Ironie in eine unterwürfige Supplik gekleidet, die ein hungriger Pfarramtskandidat an seinen hohen Gönner richtet, an einen Edelmann von altem Schrot und Korn. Schon der Titel läßt vermuten, daß für den groben Klotz der nötige Knüppel gesucht wird. Die üblichen Vorwürfe, mit denen das vorgeschrittene 18. Jahrhundert den Standesunterschied auszurotten versuchte, welcher sich in dem kriegerischen siebzehnten zwischen Bürgerstand und Adel scharf herausgebildet hatte, werden auch hier wiederholt, aber mit einer Schärfe, bei der den armen Rabener sicher die Gänsehaut überlaufen hätte. Der Bittsteller belacht das Pochen auf endlose Ahnenreihen, wenn er schon die Ruhmbegierde seines Gönners preist, da dieser noch als Keim eines Embryos während der Kreuzzüge in der Nachbarschaft der ritterlichen Waffen schlief, die an den Lenden seiner Vorfahren hingen. Das größte Verdienst aber habe er sich dadurch erworben, daß er gerade durch den Leib seiner adligen Frau Mama in die Welt getreten sei; denn schon oft wäre adliger Samen in den Schoß einer unadligen Schönen geflossen, und in Bordellen lägen viele Von's begraben. Der hohe Gönner, rühmt die Supplik weiter, zerstreue übrigens alle Zweifel an seiner edlen Herkunft schon durch seine persönlichen Eigenschaften. Er habe allen Tugenden des Pöbels den Abschied gegeben und halte es nur mit dessen Lastern. Schon im zwanzigsten Jahre habe er einigen Verstand gezeigt und schon im dreißigsten keinen mehr. Immer schütze er die Antikheit seines Betragens gegen eine Verbesserung durch die feinere Welt; seine Tapferkeit lasse er stets durch seine Soldaten beweisen, und niemand schlüge irgend einem tiefere Wunden als seine Zunge fremder Ehre. Um jeden Vorzug also, dessen sich noch der Geringste aus dem Volke rühmen konnte, wird das dürre

Reis des alten Stammes beschnitten. Ja, nicht zufrieden damit, greift der Supplikant sogar auf den Großvater seines Gebieters zurück und schildert auch dessen Verdienste in den seligen Zeiten, da das System der Verblödung noch allenthalben im Schwange war. Dafür werden wiederum einige Farben von dem Gemälde des Höflings und Juristen im „Lob der Dummheit“ entlehnt. Wenn Jean Paul den Wert des alten Adels, der sich auf viele Ahnen stützt, mit dem des alten Käses vergleicht, welcher nach der Zahl der Maden bemessen werde, hält er sich an Swift, welcher die Weisheit mit einem Käse vergleicht, der um so besser sei, je härter seine Rinde wäre und an dem die Maden als das Vorzüglichste geschätzt würden (3, 77).

Der folgende Brief „Über Weiber und Stuzer“ erinnert etwas an Rabeners „Trauerrede eines Witwers“ und ist ebenfalls die Klage eines Unglücklichen, der sich auf den Rat eines Vetters in den Stand der heiligen Ehe begeben hat. Die Schilderung der weiblichen Torheiten im „Lob der Dummheit“ wird hier nur im einzelnen weiter ausgeführt. Keines der übrigen Stücke enthält aus jenem früheren Werk soviel als dieses. Jean Pauls niedrige Ansicht über die Bildungsfähigkeit der deutschen Frau ist noch unverändert dieselbe; doch gesteht er den Schönen eine Rivalität mit den Französinnen im Streben nach oberflächlicher Bildung zu. Nach dem Muster Youngs und Rabeners geißelt er zum zweitenmal den Müßiggang der Weiber, ihre Putz-, Klatsch- und Verschwendungssucht, ihren Mangel an Häuslichkeitssinn und ihre Untreue in der Ehe. Die sich anschließende Charakteristik der Stutzer ist auch eingehender behandelt als im „Lob der Dummheit“, doch finden auch in ihr viele Züge aus der früheren Satire wieder Verwendung. Die Leipziger Studenten scheinen Modell gestanden zu haben.

Von den beiden letzten Satiren „Fragment aus einem zweiten Lobe der Narheit“ und „Über die Konfiskazion der Bücher“ ist nur die erstere beachtenswert. Als hätten im wesentlichen alle früheren Aufsätze des

Dichters in den Skizzen untergebracht werden sollen, setzt nämlich das fünfte Stück in der schon bekannten Weise die Unterschiede zwischen Narrheit und Dummheit auseinander.

Auch am ersten Band der „Grönländischen Prozesse“ ist wie am „Lob der Dummheit“ der Stil das Merkwürdigste. Auch hier verwendet der Dichter die Ironie als Kunstmittel, führt sie aber ebensowenig gleichmäßig durch wie dort. Zuweilen verliert er seine Selbstbeherrschung ganz und stürmt wie Don Quixote auf seine Gegner mit einem zornglühenden Pathos ein. Als Hauptfehler hat Richter an seinem Werk sein Schwelgen in Gleichnissen gerügt. Die Skizzen lassen denn auch in dieser Beziehung das „Lob der Dummheit“ noch weit hinter sich. Vor allem leidet die erste Satire an diesem unverbesserlichen Krebsschaden. Hat der arme Leser einen Gedanken des Autors glücklich erfaßt und will froh damit weitereilen, wirft sich ihm die Ideenflut eines Jean Paulschen Vergleichs hindernd in den Weg; er ringt, um nur das andre Ufer zu erreichen, aber ein neuer Vergleich schleudert ihn immer wieder aus seiner Bahn, und in diesem ewigen Hin und Her hat er schließlich auch seinen Ausgangspunkt verloren. Mit seiner Verspottung des Schwulstes zeitgenössischer Schriftsteller hat der Dichter seinen eigenen Jugendstil unvergleichlich charakterisiert: „. . . aus allen Winkeln des Gehirns kriechen verborgene Einfälle hervor, jede Ähnlichkeit, jede die Stammutter einer Familie von Metaphern, samlet ihre unähnlichen Kinder um sich, und gleich einer wandernden Mäusefamilie, hängt sich ein Bild an den Schwanz des andern“ (Sk. 1, 28).

Es würde uns zu weit führen, wollten wir an einzelnen Beispielen zeigen, wie unpassend gewählt die meisten Vergleiche sind, wie selten in ihnen echter Witz aufflammt, wie häufig jedoch gerade durch sie ganze Gedankenreihen verdunkelt werden. Jeder, der den Leidensweg durch die Skizzen macht, muß sich etwa wie ein deutscher Romanleser des 17. Jahrhunderts über alle Wissenszweige belehren

lassen. Bald wird ihm die erfreuliche Kunde zuteil, daß ein aus Ziegenköpfen gebauter Turm in Ispahan oben als Spitze den Schädel des Baumeisters trägt, bald erfährt er zu seinem Erstaunen, daß Heringe durch Fortschwimmen im Strom magerer werden, dann mag ihn wieder die botanische Merkwürdigkeit interessieren, daß der Same des Korianders auf der Pflanze stinkt, aber nach Trennung von ihr wohlriecht, oder die chemische, daß aus verfaultem Urin leuchtender Phosphor fabriziert wird. Daß sich der Grönländer sein Gesicht mit dem Speichel wäscht, und der Fisch sich am Sand den Bauch reibt, um leichter zu laichen, daß man im Königreich Murfili die Nester ausgeflogener Adler durchsucht, um in ihrem Kot Diamanten zu finden, alles dies und noch viel andres mehr sind Kenntnisse, die sich eben nur aus den Jugendwerken unseres Dichters erwerben lassen. Und da fühlt er sich auch noch dem Leser gegenüber zur Entschuldigung verpflichtet, daß er nicht alle Quellen zitierte, aus welchen er diese profunde Weisheit schöpfte!

In der aufdringlichen Vorliebe für Trivialitäten, Zynismen und zotenhafte Wendungen, zeigt sich einerseits vielleicht Jean Pauls Bekanntschaft mit Hippel und mit den englischen Satirikern, sicher aber seine jugendliche Unreife. Am liebsten holt er seine Bilder aus den Regionen des Unrats, damit derjenige, welchen er damit bewirft, doch nicht nur schmutzig sei, sondern auch stinke. Manchmal gibt er sich alle Mühe, Ekel zu erregen. So sieht er etwa auch in der Schwindsucht ein Motiv für das Schriftstellerwerden und meint, sobald das Blut den Speichel des Lungensüchtigen färbe, wimmere dessen geniartige Lunge in youngischer Melodie; aber selbst mit diesem höchst appetitlichen Bilde nicht zufrieden, fährt er vergleichend fort: „So verkündigen die blutigen Fleken im weißen Kothe der Stubennachtigal die Ankunft ihres Gesangs“ (Sk. 1, 35).

Alle diese Auswüchse seiner ersten Stilepoche sucht der Dichter in einer Vorrede zu verteidigen, die er aber

in Nachahmung Hippels als „Beschlus“ ans Ende des Bandes stellt. Sie bedürfte wegen ihrer Jagd nach Sentenzen und Vergleichen wieder einer Entschuldigung. Zunächst sucht er die Berechtigung seiner „ungleichen Schreibart“ zu erweisen. Er versteht darunter den Wechsel zwischen Pathos und Ironie. Aus dieser in jenes gerate der, welchen auffallende Torheiten für kalten Spott zu warm machten. Auch die „unzusammenhängende Schreibart“ will sich Richter nicht rügen lassen. In ihr findet er das Geheimnis des Sterneschen Witzes. Durch Aufgeben von Rätseln feßle der Autor das Interesse der Leser am meisten. Selbst seine „gezierte, mit Gleichnissen überladene“ Schreibweise findet Jean Paul nicht tadelnswert. Es ist freilich sonderbar, daß er nicht einsehen will, gewisse Schönheiten, die vereinzelt gebraucht einen Wert hätten, müßten herdenweise verwendet daran verlieren. Kaum ernst ist er wohl zu nehmen, wenn er den Einwurf: „Aber sie ermüden den Leser“ mit der Antwort zu widerlegen glaubt: „Mus er so lange lesen, bis er zu viel gelesen?“ Den „weithergeholten Vergleichungen, welche zu verstehen man erst eine Reise um sein Gehirn machen mus,“ kann er jedoch nur eine subjektive Gültigkeit zusprechen. Es steht ihm fest, daß die Richtigkeit eines Gleichnisses auf der Richtigkeit seiner Ähnlichkeit beruhe; aber in der Hitze des Schaffens, meint er, sei man leicht versucht, etwas für ähnlich zu halten, was dem Leser erst durch Vermittlung von Zwischenideen ähnlich erscheine. Für diesen Fehler vermag er demnach keine Verteidigung, nur eine Entschuldigung vorzubringen. Hingegen sind nach seiner Ansicht „schmuzige Gleichnisse“ ganz am Platze. Er hat für sie die Begründung, daß es eben keine Schande sei, das Kind beim richtigen Namen zu nennen.

Nicht nur der Form, auch dem Inhalt seiner Satiren redet der Dichter das Wort. Die Anmerkungen zum ersten Stück der Skizzen zeigen fast noch deutlicher als dieses

selbst, mit welcher Verachtung Jean Paul auf den Sturm und Drang herabsah. Er ist froh darüber, daß derselbe nun im „Abfahren“ begriffen ist, will ihn aber aus Furcht, er könnte gespenstartig neu erstehn, mit vollem Recht bekämpft haben. „Ein einziges Genie vermag unsern Gaumen zu verpesten, und ein neuer Got uns in die vorigen Gözendiener zu verwandeln“ (Sk. 1, 282). Es ist, als dächte er hier an Schiller.

Eine Satire auf die Orthodoxie hält Jean Paul noch keineswegs für verspätet; denn noch spinne die Intoleranz ihre Gewebe in den Winkeln der Konsistorien, noch kenne er Theologen, welche die Orthodoxie für den Magen und die Heterodoxie für den Kopf lernten.

Ebenso sei eine Verspottung des Adelstolzes noch durchaus zeitgemäß. Denn noch scheine dieser dem Adel mehr als Verdienste angeboren zu sein. Man klage mit Unrecht über die Geringschätzung des Adelstandes, man sollte eben bedenken, „daß alle Menschen den Wilden gleichen, die ihren Göttern Beute und Anbetung so lange opfern, als die Götter als Götter helfen“ (Sk. 1, 292).

Was die vierte Satire betrifft, so gesteht der Verfasser selbst seinen Mangel an originellen Gedanken zu und will nur die Originalität des Ausdrucks anerkannt wissen: „Wer in dieser Satire blos altägliche Sachen mit neuen Ausdrükken aufgestuzt findet, hat Recht; wer sie darum tadelt, hat Unrecht. Ich glaube, was schon oft gesagt worden, müsse immer schön gesagt werden, und nur neue Gedanken können marktschreierischen Puz entbehren“ (Sk. 1, 294).

Der „Beschluß“ erfordert noch eine kurze Prüfung auf seine literarischen Vorbilder hin. Daß die Manier, Vorreden erst ans Ende des Buchs zu stellen, in letzter Linie auf Sterne zurückgeht, hat jetzt Czerny [4]) sehr glücklich nachgewiesen. Die Bezeichnung der Vorreden als Küchenzettel findet sich schon bei Swift. Jean Paul

---

[4]) a. a. O. S. 53.

scherzt über die gewählten Titel seines Buchs und meint, kein Autor schände seine Werke mit einem christlichen Taufnamen, man wähle lieber Namen aus dem Alten Testament oder bitte Griechen und Römer zu Gevattern. Einige Erdensöhne schrieben sogar auch den Göttern des heidnischen Himmels einen Gevatterbrief. Auch Swift spricht am Schlusse seiner Einleitung zum Märchen über die Wahl des Titels und weist auf Dryden hin, der den Gebrauch eingeführt habe, viele Gevatter zu erbitten, eine Gewohnheit, welche sich leider nicht alle zeitgenössischen Schriftsteller aneigneten (3, 84 f.).

Der zweite Band der grönländischen Prozesse ist nie ganz gerecht beurteilt worden. Der Dichter selbst hatte ursprünglich eine günstige Meinung davon und sagt in der Vorrede, daß es in diesem Teile weniger Fettflecken gäbe, als im vorigen, wo Gleichnisse die Prozesse anfingen und endigten, und die Hutschnalle und die Schuhschnalle schimmerte. Aber schon Vogel schrieb ihm am 15. Januar 1784: „. . . . Die Satiren des zweiten Theils werden nur von Kunstrichtern der Litteratur gelesen werden, und weil sie keinen Bezug auf die übrige Welt haben: so werden Sie von dieser nicht goutiert werden. Sie sind ein wenig zu hoch und verursachen Kopfbrechen — nämlich den gewöhnlichen Weltbewohnern. Allein was uns Mühe macht, ... was erst aus dem Schooß der Erde tief herausgeholt werden muß, behagt uns gemeiniglich nicht. Letzteres kan gutes Gold seyn, aber die klingende Münze, die durch den leichten Weeg einer Erbschaft erlanget wird, ist wünschenswerther.“ Das heißt, kurz gesagt, die Satire ist zu schwer und zu einseitig. Richter mußte sich verteidigen, verteidigen nicht gegen Tadel überhaupt, sondern nur gegen einen Tadel, welcher sich ausnahmslos und gleichmäßig über alle Teile seines neuen Werkchens erstreckte: „Ein Paar Worte von meinem [Buch]!“ erwiderte er dem Freunde einige Zeit darauf. „Ihrem Tadel desselben felet zur völligen Richtigkeit nur größere Strenge oder noch Deutlichkeit. Er trift

erstlich die Wal und dan die **Behandlung** der Materien, wiewol Sie den Tadel der lezteren in den Tadel der ersten ganz verlarven und verschleiern. Allerdings hätte ich — nicht zwar gar keine schriftstellerischen Torheiten, aber doch — nur solche zu geiseln wälen sollen, die weniger algemein sind und die mer interessiren. Denn warum ich es überhaupt tat, sagt die Vorrede deutlich: ich gebe mich so lange mit den Büchern ab, als ich die Menschen noch nicht genug kenne, sie belachen zu dürfen und zu können. Dazu kommen ia in der „Bitschrift um Torheiten" nur blos wieder solche Gegenstände vor, die den Kunstrichter nicht allein interessiren können. Da Sie aber doch diese Satire nicht von Ihrem Tadel ausnemen; so schließe ich, daß er außer der Wal der Materie auch die Bearbeitung derselben verstekt angreife. Und Sie haben Recht, wenn Sie von den drei ersten Satiren etwan behaupten: daß darinnen des gezwungnen Wizes zu viel, die Aenlichkeiten zu entfernt, der Ausdruk zu dunkel sei. Ich bin dieser wizigen Wollüste selber sat: nur zu ser entstelten sie sogar auch meine vorigen Briefe an Sie. O wie lange mus man sich doch vom falschen Geschmakke irre füren lassen, wenn man keinem Freund begegnet, der uns zum waren Geschmak zurük begleitet! Ja! wolte es auch einer; würde man ihm folgen? Gewönlich folgt man nur seinen eignen Erfarungen. Leider! ist aber zwar die Erfarung eine gute Schule; allein sie fodert nur so entsezlich viel Schulgeld. — Ich war eben im Begrif zu sagen, daß die Bitschrift um Torheiten von diesen schimmernden Mondsflekken gröstenteils gesäubert sei und daß ich daher der Hofnung lebe, Sie haben in Ihrer kritischen Konduitenliste auf sie keine Rüksicht genommen."

Jean Paul hat Recht. Die „Bittschrift" duldet kaum, daß man den ersten Band der Skizzen dem zweiten vorziehe. Wenn in der Vorrede des letztern die erste Satire „**Unpartheiische Entscheidung des Streits über das Verhältnis zwischen dem Genie und den**

Regeln“ für die schlechteste erklärt wird, ist das keine Kriegslist, wie Nerrlich glaubt, sondern sie ist tatsächlich die schlechteste der Sammlung. Der Kampf des Genies mit Kritik und Regelkram soll hier durch die Majorität von Gründen entschieden werden, welche der Dichter für die Wichtigkeit der Regeln beziehungsweise gegen dieselbe vorzubringen vermag. Wer die ersten zugunsten der Regeln aufgestellten 25 Gründe gelesen hat, wird Pfarrer Vogel verstehen, wenn er den zweiten Band für unverständlich erklärte. Witziger formuliert Jean Paul 29 Gleichnisse zuungunsten der Regeln. Die Majorität von 4 Stimmen, die sich demnach gegen die Wichtigkeit der Regeln ergibt, bietet ihm sofort eine willkommene Gelegenheit, die Unregelmäßigkeit seines eignen Witzes zu entschuldigen. Die Kulissen werden verschoben, und Richter tischt die Erzählung auf, wie er jüngst in einem Weinrausch die Kunst entworfen hätte, den Verstand durch Witz zu ersetzen. Aber seine Freude, für diese Entdeckung die Priorität beanspruchen zu können, sei bereits am folgenden Tag zu Wasser geworden, als er bei Durchsicht der philosophischen Werke fand, daß „denkende Köpfe schon längst mit dem Denken gehadert und ihrer Ehegattin, der Minerva, aus abmattender Gefälligkeit gegen ihre Mätressen, die Musen, schon längst die ehlige Pflicht verweigert hatten, kurz, daß sie die Leser nicht mehr mit kahlen Gründen, sondern mit frisirten Gleichnissen unterrichteten und armselige Räsonnements hiezu nur darum anbrachten, um dem Glanze ihres Wizes durch den Kontrast neue Strahlen zu leihen“ (Sk. 2, 27). Zu seiner Genugtuung bleibt dem Dichter nur das Bewußtsein übrig, daß er seine Erfindung nicht gestohlen, sondern aus seinem eignen Kopfe ins Leben gerufen habe. Auch werde diese Selbständigkeit schon durch den vorliegenden Aufsatz bewiesen, worin der Leser den etwa noch vorhandenen letzten Anschein von Vernunft mit der Unmöglichkeit, Gleichnisse ohne Gedanken zu machen, entschuldigen wolle. Dies ist ein Ideal, welches selbst durch den ausschließlichen

Gebrauch von Metaphern noch nicht erreicht werde. „Metaphern gleichen nämlich," wie der Dichter sagt, „den zugeschlossenen Wäschkästen, über deren Bord das eingeschlossene Hemd zum Theil heraus hängt." So läuft denn die ganze Satire, welche wiederum die Verspottung der Genies und Nachahmer Sternes bezweckt, auf Liscows alte, auch schon von Jean Paul im ersten Band ausgesprochene ironische Forderung hinaus: die Vorherrschaft der Vernunft zu beseitigen.

Das zweite Stück des zweiten Teils „Beweis, daß man den Körper nicht blos für den Vater der Kinder, sondern auch der Bücher anzusehen habe, und daß vorzüglich die grösten Geistesgaben die rechte Hand zur glandula pinealis gewählet" fängt mit einer Satire auf die Büchertitel und Mottos an, zu der sich schon einige Ansätze im ersten Bande fanden. Sehr weitläufig wird dann, an Swift und Montaigne erinnernd, der Beweis erbracht, daß der Körper am Zustandekommen der Schriftstellerei den Löwenanteil hat. Die Untersuchung setzt mit einer Lobrede auf die Hände ein, deren Verdienst um die Autorschaft sie nachdrücklich betont. Der Dichter erfreut hier mit ein paar witzigen Einfällen. So gibt er vor, er lehre seinen Eleven mit beiden Händen schreiben, damit er die Welt jede Messe mit Zwillingen erfreuen und mit der linken Hand seine rechte widerlegen könne. Eine andre Stelle rät den Autoren eindringlich, die Affen, deren Nachahmungssucht sie doch sonst so täuschend nachahmten, auch darin zu erreichen, daß sie die unteren Extremitäten nicht nur zum Gehen, sondern auch zu etwas Bessern verwendeten. Der Magen, als Uhrfeder des gesamten Denkapparats, wird gar mit einem Lobliede bedacht. Um die Darstellung zu beleben, fingiert Richter eine Disputation. Der Opponent will von einem Materialismus, der im Magen die Quelle der Dichtkunst findet, nichts wissen und nimmt gegen diese Behauptung zunächst die Bardengesänge in Schutz;

doch der Respondent siegt, und jener bemüht sich nun, wenigstens das Zugeständnis zu erlangen, die liebevollen Romane flössen, wenn auch nicht aus dem Gehirn, so doch aus den Tränendrüsen. Aber auch hier wird er vom Respondenten geschlagen, der nur die literarischen Erzeugnisse des schönen Geschlechts von seiner unbarmherzigen Theorie ausnehmen will. Der Opponent rächt sich aber für seine Niederlagen, indem er sich selbst auf den Standpunkt des Gegners stellt, den Magen für die einzige Quelle der Poesie ausgibt, aber auch dann der satirischen, die eben der Respondent vertritt. Damit wird aber nichts erreicht. Dieser gibt die Richtigkeit der gegnerischen Behauptung zu, wird jedoch durch Erwähnung der Satire auf die Galle gebracht, die er beim Satiriker als Ersatz für das Genie, beim Polemiker für die Wahrheit und beim Rezensenten für die Einsicht ansieht. Der Schluß des Aufsatzes wendet sich scharf gegen die Gelehrten, deren System gewöhnlich ihrer Lebensführung widerspricht und gegen die Dichter, welche sich für ihre übermenschlichen Erhöhungen immer mit tierischen Erniedrigungen schadlos halten. Kopf, Augen und Gehirn des Schriftstellers werden dann als minderwertige Glieder mit einigen Worten abgetan.

Die dritte Satire „Epigrammatisch aphoristische Klagen eines Rezensenten an und über die Autoren, welche die Rezensionen ihrer Werke entweder selbst verfertigen, oder doch mit nichts als einem Exemplar bezahlen“ ist die kürzeste. Sie ist, wie schon der ausführliche und erschöpfende Titel besagt, die Klage eines Rezensenten über diejenigen Verfasser, welche sich für die Zurücksendung ihrer Bücher mit Epigrammen rächen, und über diejenigen, welche durch Selbstrezensionen den zünftigen Kritikern das Brot wegstehlen. Als Motiv und Entschuldigung für das Vorgehen letzterer wird, was eben bei Richter tatsächlich Beweggrund für seine ganze Jugendschriftstellerei war, die Notlage der Autoren angegeben.

Nur äußerlich wurde diesem Stück als viertes im zweiten Teil der Skizzen die „Bitschrift aller deutschen Satiriker an das deutsche Publikum“ angereiht; in Wirklichkeit ist der Aufsatz eine Satire für sich und hat auch sein eignes Vorwort. Die allgemeine Vorrede zum zweiten Bande der Sammlung bezeugt, daß Jean Paul in dieser „Bittschrift“ den Stil des ironischen Swift mit dem des pathetischen Pope vereinigen wollte. Die an dieser Stelle gegebne Charakteristik der Schreibweise beider englischer Satiriker ist ein Meisterstück, welches schon den spätern sprachmächtigen Ästhetiker verkündet, der die feinsten Nuancen eines fremden Stils herauszufühlen vermochte. Auf Swifts Einfluß deutet bereits im Vorwort der Satire des Dichters Angabe, er sei von seinen Kollegen zur Abfassung dieses ganz ernstgemeinten Aufsatzes veranlaßt worden. Noch klarer wird die Einwirkung des Engländers im Anfang der Bittschrift selbst. Swift erklärt, daß Satiren mehr am Platze seien als Lobreden, da in Torheiten das Material für jene viel reichlicher vorhanden wäre, als in Tugenden für diese (3, 60). Richter stellt die Sache zwar so hin, als ob die Satiriker um Narrheiten zu betteln gezwungen wären, bezieht sich aber doch direkt auf sein Vorbild, wenn er sagt: „Ein Gesuch an das Publikum, seine Narheiten zu verdoppeln, ist aber nicht blos andern Mitgliedern desselben, sondern auch uns Satirikern erlaubt, und so bald wir nur erwiesen, daß es uns die von ieher gewöhnliche Anzahl Narren nicht mehr liefert, so ist es verbunden, dieser Armuth abzuhelfen. Freilich da wir diesen Erweis zu führen niemahls nöthig halten und immer mit der Anzahl der Narheiten der Welt zufrieden sein könten, so zufrieden, daß Swift so gar eine Lobrede auf die ganze Welt versprach: so findet man unsern Gesuch ein wenig auffallend und grübelt deshalb nach gezwungnem Tadel desselben“ (Sk. 2, 120). Swift behauptet ferner, daß die Satire auf alle gerichtet sei und von keinem übelgenommen werde, weil sie jeder auf andere deute

und den Teil der Bürde, der ihm zugehört, weislich auf die Schultern der ganzen Welt wälze, die breit genug seien, sie zu tragen (3, 61). Auch Jean Paul meint, die Satire wolle die Toren nicht bessern, sondern nur vergnügen, und erklärt mit Swift übereinstimmend: „Dieses wissen selbst die Thoren so gut, daß sie in ieder satirischen Schilderung das Bild ihres Nachbars, aber nie ihr eignes suchen und darum auch finden“ (Sk. 2, 121). Wie endlich der Engländer Lobrede und Satire einander gegenüberstellt und vorgibt, daß erstere auf einmal nur eine oder doch nicht viele Personen zum Gegenstand habe, so bekennt auch Jean Paul, daß man in einer Lobrede wie im Spiegel nie fremde Gegenstände, sondern nur sich selbst zurückgestrahlt suche, während es bei der Satire gerade umgekehrt sei. Der Beweis, welchen die deutschen Satiriker für die Berechtigung ihrer Bittschrift erbringen, ist zweifellos das Gelungenste an den „Grönländischen Prozessen.“ Der Dichter kommt hier zuweilen wirklich Swifts und Liscows Ironie nahe, macht gerade das Gegenteil von seiner wahren Überzeugung plausibel und läßt die einzelnen satirischen Hiebe rasch und gewandt aufeinander folgen. Dabei erschöpft er seinen Witz nicht, bleibt immer klar und übersichtlich und deduziert mit der scheinbar strengsten Logik.

Nachdem die deutschen Satiriker im allgemeinen darüber geklagt haben, daß man den Hanswurst nicht nur vom Theater, sondern auch aus dem Parterre und den Logen verwies, begründen sie ihre Bittschrift um Torheiten im besondern. Die Unentbehrlichkeit des Ordens der Satiriker wird vorausgesetzt. Ihre Angriffe richten sich gegen ehrwürdige und lächerliche Gegenstände, doch gegen erstere nur dann, wenn es eben an letzteren fehlt. Deshalb ist die Vermehrung von Narren höchst erwünscht und ein Gesuch darum wohl begründet. Für die Berechtigung ihrer Bittschrift spricht weiter die kurze Lebensdauer der Satire, die ja bekanntlich nur wenig später sterbe als die be-

strafte Torheit. Die satirische Schriftstellerei kann sich nur erhalten, wenn ihr Gelegenheit geboten wird, oft und in Massen aufzutreten. Die große Zahl der jetzigen Satiriker werde es, da der Narren nicht mehr würden, schließlich noch dahin bringen, daß sie ihre Geißeln gegeneinander kehren; denn man glaube nicht, daß die gegenwärtige Menge von Satirikern durch einen entsprechenden Überfluß an Narrheiten gedeckt werde. Sterne sei schuld daran. Bei dessen Erscheinen hätten auf einmal alle Kinder schöner Geister zu zahnen angefangen, von Sternes Augen und Lippen sei zu gleicher Zeit ein allgemeines Lachen und Weinen über die deutschen Gesichter geflossen, zu einer Zeit hätte sonderbarerweise in Deutschland alles übertrieben lachen und weinen wollen, so wie im vierzehnten Jahrhundert gleichzeitig die Sekte der Geißelnden und Tanzenden aufgetreten sei. Aber die Nachahmer Sternes könnten, wie die Satiriker vorgeben, gar nicht zu ihrer Zunft gerechnet werden. Einmal übten sie ihre Spaßhaftigkeit nicht an Torheiten, sondern an verehrungswürdigen Dingen, brauchten daher mit ihrem Lachen gar nicht auf die Freigebigkeit des Publikums in Torheiten zu warten; dann machten sie mehr sich als ihre Leser lächerlich, welches ihnen aber im Grunde sehr leicht werde, da allemal die schlechteste Satire, die sie auf andere machten, die beißendste auf sie selber sei. Auch die Komödien- und Romanschreiber hätten dem deutschen Publikum schon längst seinen Mangel an originellen Torheiten vorgeworfen. Alle seine Narrheiten verschreibe es sich aus Paris und London und doch zanke es mit dem Satiriker, wenn er den Spott auf diese Torheiten auch aus London und Paris beziehe. Allein auswärtige Torheiten könne ja ein deutscher Satiriker gar nicht belachen, weil er sie ebenso bewundern müsse, wie das Publikum; wenigstens müsse eine ausländische Narrheit erst in eine inländische verdolmetscht sein, ehe sie dem Gelächter preisgegeben werden könne.

Nachdem auf diese Weise sehr glücklich die Berechti-

gung der Bittschrift erwiesen worden ist, gehen die Satiriker darauf ein, das Publikum vollständig davon zu überzeugen, daß es zu wenig Torheiten habe. Wir erkennen in diesem Abschnitt leicht die Charakteristik der einzelnen Stände aus dem „Lob der Dummheit“ wieder. Auch tritt der Dichter, welcher bisher seine ironische Überlegenheit bewahrt hatte, jetzt zuweilen wieder etwas geräuschvoller auf, wie in seinem früheren satirischen Werke. Ruhig deduzierende Perioden wechseln nicht selten mit buntem Antithesenspiel ab. Dies wird eben durch die Absicht bedingt, zwei entgegengesetzte Stilarten miteinander zu vereinigen. Immerhin bedeutet die „Bittschrift“ auch ihrem Gehalte nach einen Fortschritt über die Lobrede hinaus; denn sie verrät einen geschärfteren Blick für die unmittelbare Gegenwart und wir können nicht oft genug betonen, daß uns dieser Umstand bei literarischen Jugendarbeiten ohne besonderen Wert ein wichtiges Kriterium für eine gerechte Beurteilung sein muß. Im „Lob der Dummheit“ lag gerade die Satire auf die Weiber hinter der Zeit des Dichters zurück. Er sah in der Frau, wie Erasmus, nur ein unnützes Geschöpf ohne merklichen Verstand und Bildungsdrang, allein dazu geschaffen, das edle Geschlecht des Mannes zu verblöden und zu blamieren und dem lieben Herrgott den Tag wegzustehlen. Geißelte er dort den Müßiggang der Frau, indem er etwa nur auf ihre seichte Lektüre hinwies, so liefert er uns jetzt einen kleinen Beitrag zur Kenntnis der Literaturliebhaberei des Weibes seiner Zeit. „Wer nur vor zehn Jahren,“ sagt er da, „der deutschen Satire auf den Zahn fühlte, der gestand die Nothwendigkeit, ihr Gebis durch verbessertes Futter zu schärfen; wer kurz darauf noch einmahl fühlte, der fand eine neue Schärfe und rieth auf die Wirksamkeit des Empfindungswesen. Daher gab der Untergang des lezten der Satire einen unheilbaren Stos und das Mittel, das S t e r n e in seiner Empfindsamkeit den Deutschen anbot, die Engländer in der Satire zu erreichen, gefiel den deutschen Schönen zu unserm

unersezlichen Schaden nur auf eine kurze Zeit. Nicht zwar als ob man der Empfindsamkeit das ganze Bedlam aufgekündigt hätte; allein sie logirt doch nur noch parterre, schwellet stat der Herzen unter unbedeckten Busen doch nur noch Herzen unter groben Halstüchern, klagt nur in der weichen Köchin über die harte Madame und quillet nur aus aufrichtigen Thränendrüsen“ (Sk. 2, 171 f.).

Die Schönen lachten, wie er sich anderwärts äußert, jetzt über ihre vorigen Thränen, belohnten die „Physiognomischen Reisen“ mit lachenden Zähren, satirisierten über ihre Nachahmerinnen und liesen den Pankrazius Selmar den Siegwart von der Toilette schieben. Besonders aber wird sein jetziges Urteil über das Weib durch eine Stelle charakterisiert, welche die Torheiten der früheren Mädchen denen der jetzigen gegenüber stellt. Er sagt da: Die Schönen, welche noch dem satirischen Pinsel eines Rabener Modell gestanden hätten, weigerten sich jetzt allmählich, dies auch fürderhin zu tun. Die Verwunderung mus bei dem noch höher steigen, der die deutschen Schönen schon vor dem Zeitpunkte ihrer Verfeinerung und ihrer Vernünftigkeit zu kennen das Glück hatte. „Denn von allen Thorheiten der vorigen Schönen, z. B. des Tages sich nur einmahl anzukleiden, alle die Reize, welche für mehrere blühen, von einem einzigen brechen zu lassen, und die Schönheit, die zur Untreue bestimt ist, durch häusliche Geschäfte für den Man abzunuzen, das feine Gefühl der Sele und der Hände durch arbeitsamen Geiz abzuhärten, nicht blos gemeinen Menschenverstand, sondern auch eine unpolirte Sprache zu haben, an Gedichten so wenig Geschmak zu finden wie an Dichtern und in der Litteratur und den Moden gleich unwissend zu sein, u. s. w. von allen diesen und noch andern Thorheiten, sagen wir, wird man iezt in der schönen Welt mit Erstaunen wenig oder keine Spuhren finden“ (Sk. 2, 181). Diese verschnörkelte Ironie in den kahlen Ernst übersetzt, ergibt zwar nur die alte spießbürgerliche Forderung der „züchtigen Hausfrau“ aber doch auch das

Zugeständnis, daß die geistige Bildung des Weibes im Lauf der Zeit vorgeschritten war. Über den „Chamäleontismus“ der Moden läßt sich auch die Bittschrift mit unerträglicher Breite wieder aus, auch sie profaniert die Geheimnisse des Toilettetischchens, wie es seit der Väter Zeiten einmal Sitte war, aber durch den Hinweis auf ganz bestimmte Leipziger Moden in den Jahren 1782 und 1783 erhält doch auch diese Satire eine frischere und lebendigere Färbung. So fehlt es eigentlich nirgends an Reminiszenzen an die Gegenwart. Ja, Jean Paul nennt sogar Namen. Er führt als Beispiele für Schriftsteller, die sich der Selbstironie nach Muster Sternes bedienen, den Verfasser der Raritäten,[5]) Geißler, den Herausgeber von Höltys Gedichten, und Cranz, den Autor der Charlatanerien an. Bemerkenswert ist auch Richters patriotische Gesinnung, wie sie gerade in der „Bittschrift um Thorheiten“ zum Ausdruck gelangt. Man hat diesen Zug doch auch Rabener hoch angerechnet. Unter den Vorwürfen, die Jean Paul den deutschen Höfen macht, ist nicht der letzte der, daß man deutsche Gelehrte bisher an ihnen nicht aufgenommen und die deutsche Sprache bis in die Gegenwart herein vernachlässigt habe. Seine Ausfälle gegen die Einflüsse fremdländischer Modetorheiten fanden bereits Erwähnung.

Oft ist Sterne und die Sippe seiner Nachahmer in den „Grönländischen Prozessen“ Gegenstand der Satire gewesen. Über Richters Verhältnis zu dem englischen Humoristen handelt jetzt ausführlich Czerny in seinem schon erwähnten Buche. Sternes Stil erweist sich besonders auf den zweiten Teil der Skizzen von Einfluß. Die Selbstironie, für welche sich hier die ersten Beispiele finden, bezeugt es.

Wie die Denkübungen mit Bemerkungen, die kleineren Aufsätze mit Rhapsodien schlossen, so beschließen den zweiten Band der Skizzen Epigramme. Sie sind in Prosa abgefaßt; denn den Reim hielt Jean Paul bei einem Sinn-

---

[5]) C. Fr. Wegener.

gedicht für ungeeignet, weil ihm meistens die dem Epigramm nötige Kürze aufgeopfert werde. Auch gesteht er jetzt schon offen ein, etwas Versifiziertes überhaupt nicht schreiben zu können. Die Sinngedichte sind übrigens höchst unbedeutend, wenige besitzen einige Schärfe, Kürze wird man an ihnen trotz der Prosaform aber fast überall vermissen. Der Dichter hat sie selbst nur Abfälle von den Satiren genannt; es wiederholen sich in ihnen denn auch die alten Angriffe auf Poeten, Ärzte, Theologen und Rezensenten.

Die „Grönländischen Prozesse" waren anonym erschienen und hätten, auch wenn sie es nicht wären, den Namen ihres Verfassers kaum bekannter gemacht. Nur zwei Organe, die Berliner und Gothaer gelehrte Zeitung sprachen sich nach Jean Pauls Angabe[6]) darüber lobend aus, das Leipziger allgemeine Bücherverzeichnis tat die Satiren mit wenig Worten für immer ab, die übrige kritische Welt ließ sie schweigend passieren. Einen einzigen Nachahmer fand Richters Erstlingswerk in Pfarrer Vogel. Dessen 1786 erschienenen „Raffinerien für raffinierende Theologen" weisen besonders im Anfange einige Jean Paulsche Wendungen auf.

Was den Dichter bewog, nach 39 Jahren mit einer neuen und „verbesserten" Auflage seiner Skizzen vor die Welt zu treten, verrät die Vorrede, die er diesmal dem Buche vorausschickte. Es war eben die bittersüße Erinnerung an jene herbe Zeit, da er vor dem Sein oder Nichtsein stand, da er unter der Führung eines Erasmus, Pope und Young zum erstenmal mit der Schriftstellerei begann, da ihm sein früh verstorbener treuer Freund Oerthel so manchen Liebesdienst erwies. Auf einen buchhändlerischen Erfolg der schon bei ihrem Erscheinen als veraltet empfundenen Satiren war jetzt überhaupt nicht mehr

---

[6]) (B*) Jean Paul an Oerthel, 16. Nov. 1784. In den Gothaischen gelehrten Zeitungen von 1783 und 1784 steht die Rezension nicht; in den betreffenden Jahrgängen der Spenerschen und Vossischen Zeitung, die keine Register haben, konnte ich sie nicht finden.

zu rechnen. Die Änderungen, die Jean Paul an seiner unreifen Jugendarbeit vollzog, erstreckten sich auch zunächst nur auf die Form. Und hier raubte er durch Ausmerzung derber Ausdrücke, durch Milderung einiger schroffen Übergänge den „Grönländischen Prozessen" gerade das, was sie uns heute noch wertvoll macht: das Charakteristische seiner ersten Stilepoche.

Aber aus dem hungernden Studenten, der einst auf seinem Stübchen in Leipzig ganze Nächte hindurch las und schrieb, war inzwischen der Größten einer geworden. Er hatte das Ziel erreicht, welches ihn in jenen bangen Stunden als beglückender Traum allein noch aufrichten konnte: der Swift der Deutschen zu werden. Wie eine dämonische Macht hatte der Verfasser des Gulliver und des Märchens den Dichter auf seinem langen Schriftstellerweg begleitet. „Warum hat mich denn Swift so ergriffen," lesen wir im „Vitabuch", „mit dem ich leider keine Ähnlichkeit in Vorzügen habe und gottlob keine in Fehlern. — Blos durch seine Poesie der Satire".[7] Was verstand wohl Jean Paul unter dieser „Poesie"? Sein „Titan", sein Schoppe darin lehrt es uns. Es ist Swifts erhabene Kunst, die Satire in Charakteristik und Handlung zu verlegen. Dieses Geheimnis hat auch unser Dichter seinem Vorbild abgelauscht, als er es nicht mehr aus einer deutschen Übersetzung, nicht mehr aus dem englischen Original, sondern aus dem Leben verstehen lernte. Nicht hundeartiges Anbellen eines jeden, der des Weges kommt, nicht programmmäßiges Verreißen ganzer Stände und Berufsklassen macht den wahren Satiriker. Erst als Richter den großen Vorhang von der Bühne des Welttheaters zog und seine Ironie in Menschen und Menschenschicksal legte, ward er der deutsche Swift. Eine tiefe Kluft trennt ihn vom englischen: der ernste Welthumor. Nur triumphierende Bosheit konnte im Gulliver bei aller formellen Ruhe und scheinbaren

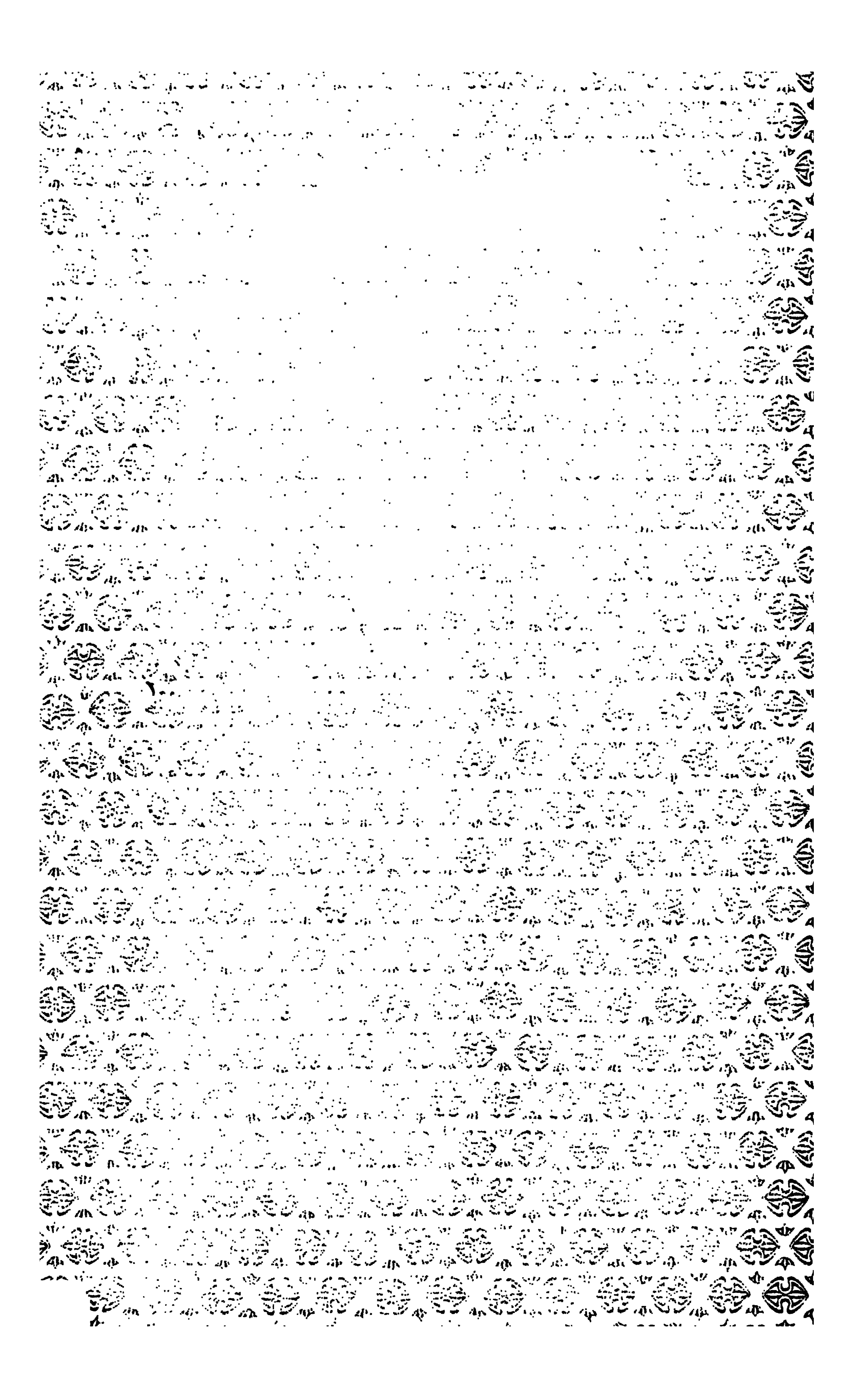
[7] Wahrh. 2, 23.

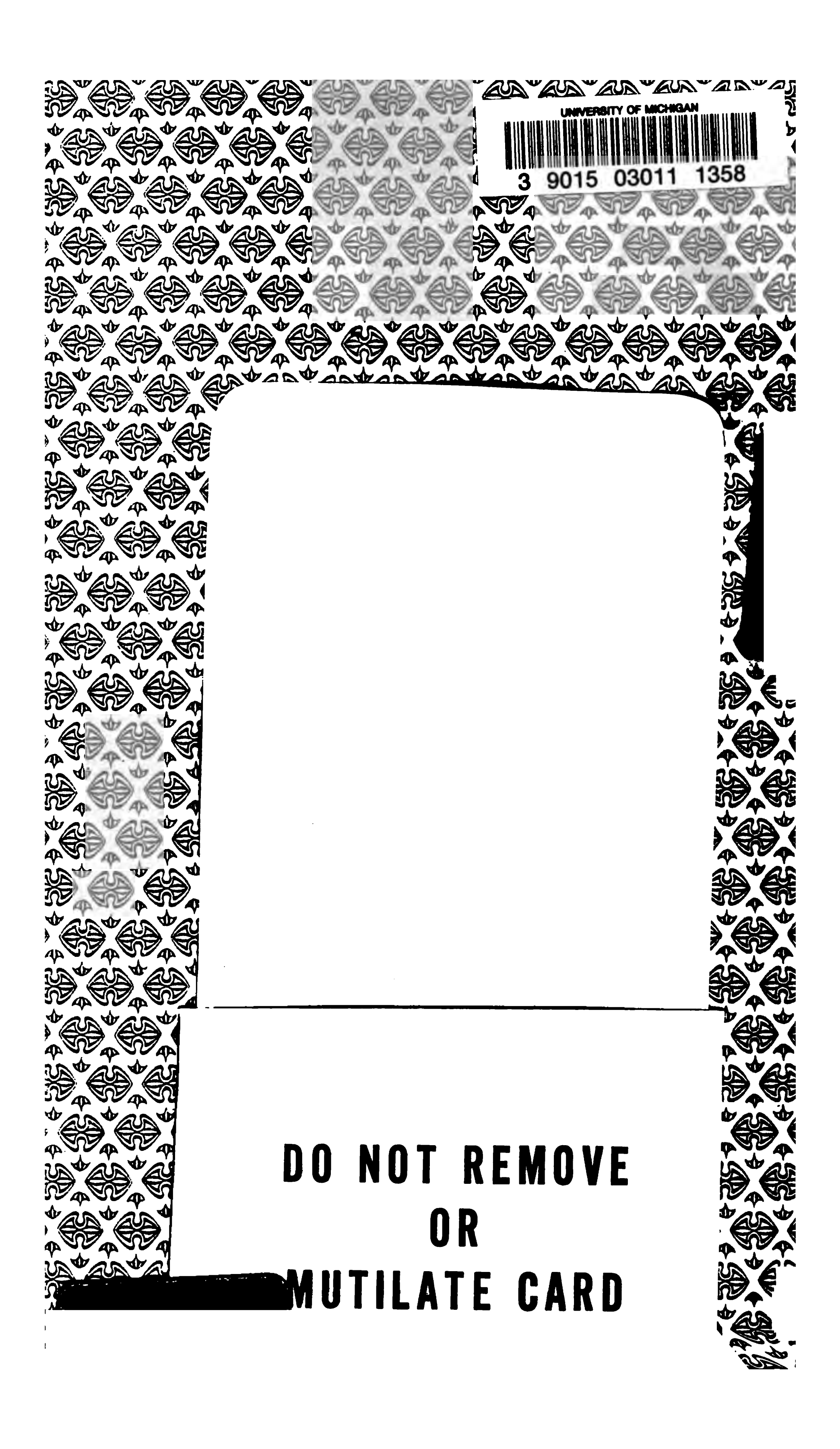
Harmlosigkeit die blutigste Satire auf unser Geschlecht hervorbringen. Jean Pauls Schoppe zählt zu den Unglücklichen, deren Spott sich gegen das eigne Herz kehrt, deren Denkkraft ein stürmischer Herzschlag lähmt, wenn sie höhnen. Er kann nicht mit logischer Strenge erzählen, er muß in den delphischen Orakeln des Narren stammeln, aus denen aber doch jene schamlose Wahrheit spricht, die nach einem alten Völkerglauben auch im Weine liegt. Die grandiose Verbindung von Satire und Humor zu einem Ganzen von erschütternder tragischer Tiefe, macht Jean Paul unerreicht in der ganzen Weltliteratur. Und er ergreift uns damit ebenso mächtig als sein englisches Vorbild durch eisige Kälte. Wenn im „Titan“ Albano, dessen Lebensglück ein Mensch gebrochen hat, einen der Männer, die den von Roquairol getöteten Gibbon begraben sollen, die Worte sprechen hört: „Ein Affe, Peter, wenn er vornehm gehalten wird, in Kleidern, sieht reputierlicher aus als mancher Mensch, und ich glaube, er stände auch wieder von Todten auf, wenn man ihn nur ordentlich taufte,“ — fühlen wir da nicht etwas von der furchtbaren Gewalt des letzten Buchs im Gulliver? Aber als der Dichter auch diejenige seiner vielen künstlerischen Anlagen, welche er zuerst zu kultivieren begann, bis zu dieser Höhe ausgebildet hatte, war er schon längst von der alten Buchsatire seiner Jugend abgekommen und zu einer Freiheit gelangt, die Schoppe von jedem echten Satiriker fordert, wenn er sich rühmt: „Noch schwing' ich meinen Satyrschweif ungebunden und lustig und etwan gegen eine gelegentliche Bremse; wird mir aber ein Buch daran gebunden wie in Polen an den Kuhschwanz eine Wiege, so rüttelt das Thier die Wiege der Leser und gibt Lust, der Schwanz aber wird ein Knecht“ (W. 16, 423).

Register.

[1]) Ein * bedeutet, daß der Name nur in den Anm. vorkommt.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03011 1358
DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

